Digitized by Google

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

DC
125
.D845

Digitized by Google

Digitized by Google

Duclos, Charles Pinot-
374

Carl Dûclos

geheime

Memoiren

zur Geſchichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten
und Ludwigs des Funfzehnten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit einer Einleitung
und Anmerkungen begleitet

von

dem Verfaſſer des heimlichen Gerichts.

Zweyter Theil.

Berlin, 1792.
In der Voßiſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fortſetzung des dritten Buchs.

Erſt am 26ſten (Auguſt 1718), um vier Uhr des Morgens, erhielten die Anführer der Leibregimenter ihre Weiſung. Der Herzog vom Maine war von einer Fete zurückgekommen, wie ſeiner Frau zu Ehren oder von ihr ſelbſt deren oft gegeben wurden, und er hatte ſich nur eben niedergelegt, als ihm Contade gemeldet wurde. Beſorgt, daß er kommen möchte, um ihn zu arretiren, fragte der Herzog, ob Contade allein wäre, und beruhigte ſich, als er hörte, daß er da ſey, um die Schweizergarde zu verſammeln.

Um fünf Uhr nahmen die Truppen ihre Poſten ein, und um ſechs wurden dem Parlament, und allen denen, welche ſich beym lit de juſtice einfinden ſollten, die lettres de cachet und die Einladungszettel eingehändigt; durch den Lärm der Trommeln war ſchon alles wach gewesen, um acht Uhr fand ſich das Conſeil der Regentſchaft bereits in den Tuilerien verſammelt. Der Siegelbewahrer ließ in einem beſondern Zimmer alles, was zu den Siegeln gehörte, rüſten, und ſo kaltblütig, als wenn es blos auf eine Polizeyaudienz ankommen würde, frühſtückte er mit der größten Ruhe, um ſich gegen eine langwierige Sitzung, die ſein Mittagsmahl verzögern würde, zu verwahren.

Als nun alle im Verſammlungsplatz des Conſeil angelangt waren, erſchien der Regent mit lachender und gefaßter Mine. Nicht aller Benehmen war ſo frey. Der Herzog vom Maine, bleich und verlegen, ſah voraus, daß von etwas anderm, als bloß Parlamentsverordnungen zu caſſi-

ren, die Rede ſeyn würde. Viele traten zuſammen, beobachteten, ſprachen leiſe, ſuchten zu errathen, was da kommen würde.

Der Herzog von Maine und der Graf von Toulouſe waren in der feyerlichen Mantelkleidung der Pairs gekommen, ob ſie gleich keine Einladungszettel erhalten hatten. Man hatte ihnen mit Fleiß keine zugeſandt, unter dem Vorwande, daß ſie ſeit dem Edikt von 1717, kraft deſſen das von 1714 zurückgenommen war, ſich nicht mehr im Parlament einfinden wollten. Der Regent hatte ſich daher geſchmeichelt, daß ſie vom lit de juſtice wegbleiben würden, was ihm eine große Erleichterung geweſen wäre. Deswegen wandte er ſich gegen den Grafen von Toulouſe, und ſagte ihm in einem freundſchaftlichen Ton: „er wundre ſich, ihn im Mantel zu erblicken, er habe ihm nichts melden laſſen, weil er wiſſe, daß er nicht gern im Parlament erſchiene.“ „Das iſt wahr,“ erwiederte der Graf, „aber wenn es auf das Wohl des Staats ankömmt, laſſe ich lieber jede andre Rückſicht nachſtehen.“ Den Regenten ſchien dieſe Antwort zu rühren, er gieng mit ihm auf die Seite und vertraute ihm alles. Der Graf von Toulouſe ſuchte hierauf ſeinen Bruder auf, und ſagte ihm ſo viel, daß ſie beyde die Parten ergriffen, ſich zu entfernen.

Als ſie der Regent herausgehen ſah, fand er kein Bedenken mehr, von allem, was vor dem Conſeil hatte geheim gehalten werden ſollen, nunmehr doch Bericht erſtatten zu laſſen. Sie ſaßen zu zwanzig 1).

So

1) Der Regent, der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, der Siegelbewahrer d'Argenſon, die Herzoge von Saint-Simon, von la Force, von Guiche, der Marechal von Villeroi, der Herzog von Noailles, der Marechal Herzog von Villars, der Herzog von Antin, der Marechal von Tallart, der Marechal d'Eſtrées, der Marechal d'Huxelles, der Marechal von Bezons, der ehemalige Biſchof von Troyes, Bouthillier de Chavigny, der Marquis von Torcy, der Marquis de la Vrillie-

So wie alle ihre Plätze eingenommen hatten, befahl der Regent, mit gebieteriſchem Anſehen, dem Siegelbewahrer ſeinen Bericht abzuleſen. Der Prinz ſchickte jedem beſondern Artikel eine ſummariſche Rede voraus, deren Inhalt der Siegelbewahrer, je nachdem die Wichtigkeit der Materie es forderte, weitläuftiger auseinander ſetzte.

In dieſem Conſeil ſtimmte der Regent, gegen die gewöhnliche Regel, zuerſt, und ſammelte die Stimmen immer von oben herunter, damit die erſten Votanten, deren er ſicher war, den andern gewiſſermaßen den Weg vorzeichneten, der zu nehmen war.

Als man über die Kaſſationsverordnung ſtimmte, begnügten ſich diejenigen, welchen die Schritte gegen das Parlament nicht willkommen ſeyn konnten, ſich zu verbeugen, um ihre Einſtimmung in die eröfnete Meinung zu erkennen zu geben. Der Marechal von Villeroi ſagte blos, bey Gelegenheit des Parlaments, mit halb erſtickter Stimme: „Wird es denn auch kommen?“ “Ich zweifle nicht,“ ſagte der Regent, trocken hingeworfen, aber mit erhabner Stimme, „es hat mir durch des Granges ſagen laſſen, daß es gehorchen würde.“

Der Regent verkündigte das Edikt, welches die Legitimirten auf den Rang ihrer Pairie zurückbrachte, durch eine Rede, in der er ſich noch kräftiger zum Vortheil der Pairs ausließ, als in dem Edikt ſelbſt geſchah. Der Herzog von Saint-Simon ſagte, daß er als Partey nicht Richter ſeyn könnte, und ſtatt zu votiren, ſich begnügen müßte, Sr. königlichen Hoheit zu danken, daß Sie den Pairs ihr Recht wiederfahren ließen. Der Regent nahm dieſe Idee auf, um den übrigen Pairs ihre Stimmen nicht abzunehmen, und die nachfolgenden votirten bloß durch eine Verbeugung. Um den etwanigen Einwürfen der Herzoge von Villeroi und von Villars, im Falle ſie das Wort nähmen,

liere, der Marquis d'Effiat, der Marquis von Canillac, le Pelletier de Souzy, Staatsrath.

Die beyden Legitimirten hatten ſich entfernt.

vorzubeugen, hatte der Herzog von Saint-Simon die Bittſchrift, welche die Pairs im vorigen Jahre gegen die Legitimirten eingereicht hatten, und auf der dieſe beiden Herren ihre Namen mit großen Buchſtaben unterſchrieben leſen konnten, auf dem Tiſche ausgebreitet. Der Herzog von Bourbon nahm hierauf das Wort, und redete den Regenten folgendermaßen an: „Da man den Pairs ihr Recht wiederfahren ließe, ſo wolle er die Rechte ſeiner Geburt ebenfalls zurückfordern; der Herzog vom Maine könne, nun er nicht mehr Prinz vom Geblüt ſey, die Oberaufſicht über die Erziehung des Königs nicht behalten; ein ſo verdienſtvoller Mann, wie der Herr Marechal von Villeroi, dürfe einem jüngern Pair als er wäre, den Vortritt nicht einräumen; er ſey jetzt majorenn, und verlange dieſe Stelle, die weder ſeinem Stande noch ſeinem Eifer für den König verſagt werden könne; und er werde nichts unterlaſſen, um die Lehren des Herrn von Villeroi zu benutzen, und ſeine Freundſchaft zu verdienen.

Der Regent ſtimmte zuerſt, das Verlangen ſey gerecht, und indem er die Augen auf einen jeden heftete, befahl er die übrigen Meynungen mehr als er ſie abnahm. Der Marechal von Villeroi machte einen mühſamen Verſuch zu ſprechen, und ſagte ſeufzend: „Nun ſind alſo alle Verfügungen des verſtorbenen Königs umgeſtoßen! Ich kann es ohne Schmerz nicht ſehen. Monſieur du Maine iſt ſehr unglücklich.“ — „Mein Herr,“ erwiederte der Regent in einem lebhaften und hohen Ton, „Monſieur du Maine iſt mein Schwager; aber ein offenbarer Feind iſt mir lieber als ein heimlicher.“ Dieſe wenigen Worte, und einige Blicke, die er auf verſchiedene Anweſende warf, erfüllten alle, die ſich etwas vorzuwerfen hatten, mit Schrecken.

In dieſem Augenblick wurde der Siegelbewahrer an der Thüre abgerufen. Er ging hinaus, kam ſogleich zurück, und ſprach heimlich mit dem Regenten. Dieſer, deſſen

Muth

Digitized by Google

Muth durch die Beſtürzung im Conſeil immer mehr wuchs, ſagte, er werde benachrichtigt, daß der Erſte Präſident vorgeſchlagen habe, ſich nicht in den Tuilerien einzuſtellen, wo man keine Freyheit haben würde, und daß man eben darüber in Berathſchlagung begriffen ſey. Er fragte den Siegelbewahrer, welches Mittel einzuſchlagen wäre, wenn das Parlament es bis zu einem ſo entſchiednen Ungehorſam triebe. Der Siegelbewahrer erwiederte, daß es kein andres gebe, als die Suſpenſion, und ließ merken, daß alle Fälle vorhergeſehen, und alle Maaßregeln in Bereitſchaft wären.

Die Nachricht von dem Ungehorſam des Parlaments war falſch. Ich habe jetzt ein ſehr getreues Tagebuch von allem, was dort vorging, vor Augen; es war blos die Rede davon, zu beſtimmen, was der Erſte Präſident bey einem lit de juſtice ſagen würde, deſſen Gegenſtand durchaus nicht vorauszuſehen war. Man ſetzte endlich feſt, daß man die Mittheilung deſſen, was in den Tuilerien vorgeſchlagen worden wäre, verlangen würde, und man begab ſich auf den Weg.

Sobald man das Parlament in den Hof der Tuilerien hereintreten ſah, nachdem es zu Fuß durch die Stadt gegangen war, verbot der Regent allen Anweſenden, herauszugehen, bis die Parlamentsglieder an ihren Plätzen wären, damit man ſie auf das, was im Conſeil entſchieden worden war, nicht vorbereiten könnte. Man begab ſich ſogleich zu dem König, und nachdem ihn die Deputation eingeladen hatte, wurde er auf den Thron geführt. Der Regent wollte noch alles verhüten, was der Marechal von Villeroi beym lit de juſtice vorzubringen verſucht werden möchte, und was er ſchon im Conſeil ſo viel Mühe gehabt hatte, zurückzuhalten; er ließ ihn daher ſeiner Achtung, ſeines Vertrauens verſichern, und wußte ſeinen Auftrag ſo einzurichten, daß er gerade zureichte, um eine Furcht, die zuweilen tollkühn macht, zu vertreiben, aber nicht hinlänglich war, um ihm Muth einzuflößen.

Auch dem erſten Avocat-général, Lamoignon de Blancmesnil, der gegenwärtig Kanzler iſt, empfahl man vernünftig zu ſeyn, und ſagte ihm ins Ohr, daß ſein ganzes Glück für die geringſte Zweydeutigkeit in ſeinen Beſchließungen haften würde.

So viel Vorſicht war unnütz. Die Beſtürzung war allgemein von dem Herzog vom Maine an bis zu dem unterſten Gerichtsdiener vom Parlament. Viele Räthe hatten ſich während des Aufzugs weggeſtohlen. Der Präſident de Blamont, der in den Parlamentsverſammlungen ſo ſehr den Volks-Tribun geſpielt hatte, wurde auf der Treppe der Tuilerien ohnmächtig; man trug ihn in die Kapelle, wo man den Meßwein hernahm, um ihn wieder zu ſich zu bringen. Außer Stand der Sitzung beyzuwohnen, ließ er ſich endlich nach Hauſe tragen 1).

Ich werde mich bey den Formalitäten eines lit de juſtice nicht aufhalten, da man ſie überall findet. Ich will nur bemerken, daß der Siegelbewahrer, mitten unter einem Parlament das ihn verabſcheute, in ſeinem Betragen, ſeinen Reden und ſeinem Ton ſo ungezwungen war, als hätte er blos Polizeykommiſſarien um ſich herum geſehen.

Nach Ableſung der Kaſſationsverordnung begnügte ſich der Erſte Präſident anzutragen, daß ſie, in Hinſicht auf die Wichtigkeit des Gegenſtands, dem Parlament mitgetheilt würde, um darüber zu berathſchlagen. Hierauf holte der Siegelbewahrer, der Form halber, den Befehl des Königs ein, und ſagte: der König will daß man gehorche, und auf der Stelle gehorche. Alles übrige gieng ruhig ab: nachdem die Einregiſtrirungen in Gegenwart des Königs geſchehen waren, ſtanden Seine Majeſtät auf, begaben Sich wieder auf Ihre Zimmer, und das Parlament machte ſich ſchweigend davon.

Da man die Stimmung der Gemüther und die Charaktere aus Kleinigkeiten beſſer kennen lernt, als aus den großen

1) Siehe das gedruckte Protokoll von dem lit de juſtice.

großen Verhandlungen; ſo werde ich zwey Züge anführen, welche die allgemeine Meynung, die man von dem Regenten hatte, beweiſen, und einen Begrif von ſeiner Sorgloſigkeit für die Geſchäfte, wenn ſeine Vergnügungen dagegen in Anſchlag kamen, geben können.

Als der Herzog von Saint-Simon zu Fontanieu gieng, um mit ihm über das lit de juſtice Abrede zu treffen, fieng er damit an, ihm zu ſagen, daß eine wichtige Sache im Werk wäre, daß es aber vor allen Dingen darauf ankäme, zu wiſſen ob Seine Königliche Hoheit auf ihn rechnen könnte. Fontanieu erblaßte, in der Ueberzeugung, daß von irgend einer tragiſchen Unternehmung die Rede wäre, deren Werkzeug zu ſeyn er das Unglück haben würde. Er antwortete ſtotternd, ſo lange ſeine Pflicht es ihm erlaubte ..... würde er .... der Herzog von Saint-Simon beruhigte ihn durch ein Lächeln, und eine halb mitleidige, halb unwillige Bewegung. Fontanieu kam wieder zu ſich, und verrieth durch verworrne Entſchuldigungen noch mehr, was er gefürchtet hatte, und weſſen man ſich zu dem Regenten verſah.

Der andre Zug iſt dieſer: Der Regent ſchien ſehr beſorgt, zu erfahren was Saint-Simon mit Fontanieu verabredet haben würde, und befahl ihm, unverzüglich davon Nachricht zu geben. Da die Konferenz bey Fontanieu ſich nothwendiger Weiſe in die Länge gezogen hatte, war der Regent, als Saint-Simon zurückkam, ſchon in ſeinen Kabinettern; und das war die Stunde der roués, Stunde wo alles der Ausſchweifung nachſtehen mußte, Saint-Simon fand ſich gezwungen ihm zu ſchreiben, und noch dazu brauchte es vieler heimlichen Umſchweife, um ihm das Billet zukommen zu laſſen. Indeſſen hatte der Herzog von Orleans doch eine ſehr beſtimmte Gränzlinie zwiſchen ſeinen Vertrauten in Geſchäften und ſeinen Geſellſchaftern in Vergnügungen gezogen. Daher ſagte

der Herzog von Francas, einer von den roués, daß er ſehr in Gunſt, aber durchaus nicht in Anſehen ſtände. Auch hatte ſich der Regent eine gewiſſe Zurückhaltung ſo zum Geſetz gemacht, daß er ſelbſt in der Trunkenheit darauf hielt. Die Gräfin von Sabran, eine ſeiner Favoritinnen, wollte einſt einen Augenblick dieſer Art benutzen, um ihm etwas, das die Geſchäfte betraf, abzufragen; aber er führte ſie vor einen Spiegel und ſagte: ſieh dich einmal an, und ſprich, ob man gegen ein ſo artiges Geſichtchen von Geſchäften ſprechen kann.

Da ich mir einmal eine Abſchweifung über den häuslichen Zirkel des Regenten erlaubt habe, ſo darf ich einen Mann von einer ſeltenen Rechtſchaffenheit nicht vergeſſen, der ſich weder für den Rang noch für die Geburt mit den roués meſſen konnte; aber er hätte auch keinen Verkehr mit ihnen gemacht, und verhehlte ihnen ſeine Verachtung nicht: Dieſer Mann war d'Ibagnet, Schloßverwalter vom Palais-Royal. Seit ſeiner Kindheit in Dienſten des Hauſes Orleans, hatte er den Regenten auf die Welt kommen ſehen; er ſprach zu ihm mit der Freymüthigkeit eines alten Hausgenoſſen, mit der Geradheit und Aufrichtigkeit eines Mannes, der ſeines Herren Freund zu ſeyn verdiente. Der Regent hatte die Art von Achtung für d'Ibagnet, zu welcher die Tugend zwingt. Er würde ſich nicht getraut haben, ſeine Dienſtleiſtungen zu ſeinen Ausſchweifungen zu verlangen, er wußte ſicher voraus, daß d'Ibagnet ſie ihm verweigert hätte. D'Ibagnet leuchtete zuweilen ſeinem Herrn bis vor die Thüre des Zimmers, wo die Bacchanalien gefeiert wurden. Lachend ſagte ihm einmal der Regent, er ſollte mit hineinkommen. „Gnädiger Herr,“ antwortete d'Ibagnet, „hier hört mein Dienſt auf; ich gehe nicht in ſo „ſchlechte Geſellſchaft, und es thut mir ſehr leid Sie darin zu ſehen.“ Ein andermal behandelte er den Kammerdie-

Digitized by Google

merdiener des Regenten, Cauche 1), der ſein geheimer Unterhändler war, als den elendeſten aller Menſchen, weil er ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren verführt hatte, um es ſeinem Herrn zu liefern.

Wir kehren zu den Folgen des lit de juſtice zurück. Es war ſchon vorbey, ehe die Herzogin von Orleans, welche mit Madame, der Mutter des Regenten, in Saint-Cloud war, noch wußte daß eines gehalten würde. Man erinnere ſich ihrer thörigen Einbildung auf ihre Geburt, die ſie der ihres Mannes wenigſtens gleichſchätzte; ſo wird man urtheilen, welcher Schlag es für ſie ſeyn mußte, die Degradation des Herzogs vom Maine zu erfahren. Benachrichtigt mußte ſie indeſſen davon werden, und der Regent gab dieſen grauſamen Auftrag dem Herzog von Saint-Simon. Dieſer theilte die Sache zuerſt der Mutter des Regenten mit, welche, in den Grundſätzen, oder wenn man will, in den Vorurtheilen des deutſchen Familienſtolzes erzogen, ſehr davon erfreut war und ſagte, ihr Sohn hätte dieſes Mittel ſchon längſt ergreifen ſollen 2). Die Herzogin von Orleans wurde von einem finſtern Gram ergriffen, kam ſogleich nach Paris zurück, und zum erſtenmal in ihrem Leben ſich von ihrem Hochmuth herunterlaſſend, ſagte ſie zum Regenten, die auſſerordentliche Ehre die er ihr durch ſeine Hand erwieſen hätte, erſtickte jedes andre Gefühl in ihrem

1) Unter dem Namen dieſes Cauche war der Abbe de Saint Albin, Erzbiſchof von Cambrai, Sohn des Regenten und der Florence, einer Actrice von der Oper, getauft worden.

2) Nach dem Edikt von 1714 und der Declaration von 1715 wurden die Legitimirten in dem Staatskalender unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt, und ohne Abſonderung, aufgeführt. Nach dem Wiederrufungs Edikt von 1717 wurden ſie durch einen Strich abgeſondert. Nach der Beſchränkung der Legitimirten auf den Rang ihrer Pairie 1718 wurde der Graf von Toulouſe allein in den Kalender eingeſchrieben, und durch einen Strich abgeſondert. Der Herzog vom Maine blieb aus dem Kalender ganz weg, indem er auch nicht unter den Pairs eingeſchrieben wurde.

ihrem Herzen; ihr Bruder müßte ſehr ſtrafbar ſeyn, da er ſich dieſe Züchtigung zugezogen hätte, und ihr wäre nichts übrig als das noch zu wünſchen.

Die zwey Brüder hatten ſich, nachdem ſie den Ort, wo das Conſeil gehalten wurde, verlaſſen, während des lit de juſtice in dem Kabinet des Herzogs vom Maine auf den Tuilerien eingeſchloſſen. Von da begab ſich der Graf von Toulouſe nach ſeinem Hauſe, wohin die Herzogin vom Maine mit ihren Kindern ihm folgte. Sie hatte Verzuckungen vor Wuth, ſie warf dem Grafen von Toulouſe vor, daß er von ſeinem Bruder ausgezeichnet worden war, und behauptete, daß er es nicht anders büßen könnte, als indem er dieſer unwürdigen Gnadenbezeugung entſagte. Der Graf von Toulouſe war erſchüttert; aber Valincour, ein Mann von großem Verſtand und der dem Prinzen ſehr zugethan war, nahm ihn bey Seite, und ſtellte ihm die Folgen eines ſolchen Schritts vor. Der Marquis d'O, welcher ſein Hofmeiſter geweſen war, führte die nämliche Sprache; und der Chevalier d'Hautefort, ſein erſter Stallmeiſter, von lebhafteren Rückſichten, als die er auf ſeinen Herrn zu nehmen hatte, angetrieben, ließ ſich noch nachdrücklicher aus. „Gnädiger Herr,“ ſagte er, „werden Sie ſich hinreiſen laſſen, die wütenden Ausbrüche einer Närrin zu theilen? Wenn Sie drey Tage lang die Bewunderung der Dummköpfe für ſich gehabt haben, werden Sie in vierzig Jahren noch dem Gelächter der geſcheuten Leute ausgeſetzt bleiben. Was mich anbelangt, als ich mich in Ihre Dienſte begab, ſo rechnete ich darauf bey einem wirklichen oder wenigſtens ſcheinbaren Prinzen vom Geblüt zu ſeyn. Auf dieſem Fuß bleibe ich Zeitlebens bey Ihnen; wollen Sie aber aufhören es zu ſeyn, ſo werde ich, ſo wird keiner Ihrer Diener, der etwas auf ſich zu halten hat, es bey Ihnen ausdauern können.“

Die

Die Nichtigkeit, in welche er ſich ſtürzen würde, wirkte auf ſeine Einbildungskraft; er ließ ſeinen Bruder und ſeine Schwägerin nach Sceaux abreiſen, ſtattete am folgenden Tage dem Regenten eine Viſite ab, die für eine Dankſagung aufgenommen wurde ohne ausdrücklich eine zu ſeyn; und den zweyten Tag ſtellte er ſich beym Regentſchafts Rath ein.

Den Sonnabend, am 27, verſammelten ſich die Kammern des Parlaments; es wurde mehr gewehklagt als berathſchlagt; man lärmte ſehr über die Einſetzung eines Siegelbewahrers, ohne daß er, der Regel gemäß, ſeine Bittſchrift eingereicht hätte; man verwahrte ſich, wie es bey ſolchen Veranlaſſungen gebräuchlich iſt, mit dem gerichtlich beurkundeten Mangel an Freyheit. Aber am 29, Montags, wo die Verſammlung der Kammern fortgieng, entſtand ein neuer Stof zur Berathſchlagung. Um drey Uhr des Morgens wurden der Präſident de Blamont, die Räthe Feydau de Calande und Saint-Martin, in ihren Häuſern, jeder durch acht Gemeine und einen Offizier, aufgehoben, und der erſte nach den Inſeln Hieres, der zweyte nach Belle Isle, der dritte nach der Inſel Oleron gebracht.

Das Parlament fertigte ſogleich eine Deputation ab, den König um die Freyheit dieſer Magiſtratsperſonen zu bitten. Der Siegelbewahrer antwortete, da das Verfahren gegen ſie Staatsgeſchäfte betroffen hätte, ſo würde das Stillſchweigen dabey erfordert; das Betragen des Parlaments würde die Geſinnungen des Königs darüber beſtimmen. Die Deputation ſetzte ihre Anregungen fort, und erhielt beſtändig die nämlichen Antworten, bis zu den Parlamentsferien. Einige ſchlugen vor, den Dienſt zu unterlaſſen, und er wurde einen Tag ſuſpendirt; andre, keine Ferien zu nehmen bis man Genugthuung hätte; aber die geſcheuteſten fanden rathſamer, freywillig aus Paris wegzugehen, als in die Gefahr zu kommen,

exilirt zu werden. Das Parlament ging alſo auseinander, und die Vakationskammer erhielt Auftrag, mit der Zurückforderung der Exilirten fortzufahren.

Das Parlament von Bretagne verwandte ſich ſchriftlich für ſie bey dem Regenten, der es ſehr übel aufnahm. Die fremden Miniſter prieſen ihn im Namen ihrer Herren, daß er den Trotz dieſer Rechtskrämer gebeugt hätte: eine gewöhnliche Sprache der Fürſten, die ihrem Willkühr keinen Widerſtand im Wege wiſſen wollen. Gewiß iſt es, daß um der Ruhe der Völker ſelbſt willen, die königliche Gewalt immer geehrt werden muß; wenn aber keine Geſammtſchaft im Staat für die Sache der Völker die Stimme erhebt, ſo werden ſie ja dem Deſpotiſmus der Miniſter, und ſogar ihrer Subalternen, Preis gegeben ſeyn.

Es geſchah während der Ferien am 3. Oktober, daß der Kardinal Noailles ſeine Appellation von der Konſtitution an die nächſtkünftige Kirchenverſammlung bekannt machte. Die Univerſität, faſt alle Pfarrer von der Diöces, und eine Menge weltlicher und regelmäßiger Gemeinden traten der Appellation bey. Am nämlichen Tage verließ der Kardinal den Gewiſſensrath, der ſofort aufhörte, und mit welchem zugleich die übrigen Konſeils fielen. Schon ſeit einiger Zeit waren ſie nichts geweſen als eitles Gepränge; in den Finanzen machte Law alles, und in den auswärtigen Angelegenheiten der Abbe Dübois. Dieſer, der nach dem Kardinalshut ſtrebte, und ſehr wohl wußte, daß er ihn nur der Meynung von ſeinem Anſehen in Frankreich würde verdanken können, ließ ſich zum alleinigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernennen. Le Blanc wurde zu gleicher Zeit zum Staatsſekretair im Kriegsdepartement ernannt. Allen übrigen Mitgliedern der verſchiedenen Konſeils wurden ihre Dienſte aufgeſagt, und ſie behielten ihre Beſoldung, die von 12000 Livres war. Der Marquis von Canillac ſchlug ſie aus, aber er trat dafür in den Regentſchaftsrath, wo die Stelle 20000 Livres

Digitized by Google

vres eintrug. Alle dieſe vornehmen Mitglieder der Konſeils glichen Leuten, die beym Räumen eines Hauſes die Meublen daraus mitnehmen. Der Graf d'Evreux behielt das Detail von der Kavallerie, Coigni das von den Dragonern, d'Asfeld das Feſtungs- und Ingenieurweſen, der Marquis von Brancas bekam die Stuttereyen, der Oberſtallmeiſter Beringhen das Brücken- und Zollweſen. Der Erzbiſchof von Bordeaux (Beſons) nahm die Verwaltung der geiſtlichen Güter, und ſo gings mit den andern. Der Regent wußte nichts abzuſchlagen, und was er nicht gab, das entriß man ihm. Er hatte ſonderbare Inkonſequenzen. Die Veränderung im Zuſtande der Legitimirten ſetzte den Biſchof von Viviers (Chambonas), deſſen Bruder und Schwägerin vom Hauſe des Herzogs vom Maine waren, ſehr in Verlegenheit. Als Haupt der Deputation der Stände von Languedoc fragte er den Regenten, wie er den Prinz von Dombes, der im Beſitz der Anwartſchaft auf die Statthalterſtelle war, zu behandeln haben würde. Der Regent ſagte ihm, er möchte es wie gewöhnlich halten; dem zufolge gab der Biſchof dem Prinz von Dombes den Titel als Durchlaucht, auf welchen er keinen Anſpruch mehr machen konnte.

Der Regent ließ ſich endlich zum Vortheil der Exilirten bewegen. Sie kamen nach einander zurück, und das Parlament, geſchmeidiger geworden, ſtattete dafür ſeinen Dank ab, als für eine Gnade. Es machte indeſſen doch Schwierigkeiten über die Einregiſtrirung der königlichen Bank. Man fand es ſehr unanſtändig, den König Banquier werden zu ſehen. Der Ausgang erwies, daß es noch mehr unglücklich als unanſtändig war.

Der gewaltſame Streich, den man bey dem lit de juſtice führte, hatte die Feinde des Regenten betäubt, aber nicht niedergeworfen. Die Wuth der Herzogin vom Maine war durch den Zwang, den ſie ſich auflegen mußte, ſie zu verbergen, nur deſto heftiger, und ihre Unterhand-

Digitized by Google

lungen mit Spanien lebhafter. Der Prinz Cellamare, aufmerkſam auf alles, was zu Paris und in Bretagne vorging, ſuchte dem König, ſeinem Herrn, Anhänger zu verſchaffen, und viele Offiziere waren in Verbindung mit ihm getreten. Das Projekt war, das ganze Königreich gegen den Regenten zu empören, den König von Spanien an die Spitze der Franzöſiſchen Regierung, und unter ihm den Herzog vom Maine zu ſetzen. Man rechnete auf die Union der Parlamenter. Dies alles war in Briefen, welche aufgefangen werden konnten, ziemlich räthſelhaft abgehandelt worden; Alberoni wollte aber vor dem Ausbruch die verabredeten Plane, und die Namen der Perſonen, die man brauchen wollte, vorgelegt haben. Es war ſehr mißlich, dieſe Dinge einem Kourier anzuvertrauen, den der Abbe' Dûbois wahrſcheinlich anhalten laſſen würde.

Cellamare glaubte, daß niemand weniger Verdacht erregen würde, als der junge Abbe' Portocarero, Neffe des Kardinals dieſes Namens. Dieſer junge Mann befand ſich ſeit einiger Zeit in Paris. Monteleon, Sohn des Spaniſchen Ambaſſadeurs in England, war ebenfalls aus Holland hingekommen; dieſe beyden jungen Leute, die ſich auf dieſe Weiſe in Paris trafen, machten da vertraute Bekanntſchaft mit einander, indem ſie einerley Vergnügungen nachjagten, und ſich wenig um die Geſchäfte bekümmerten; ſie kamen nun auch überein, die Rückreiſe mit einander zu machen.

Solche Kouriere ſchienen vor jedem Argwohn ſicher zu ſeyn, der Abbe' Dubois ahndete auch wirklich nichts, und doch wurde die ganze Sache entdeckt.

Es gab damals eine berühmte Kupplerin in Paris, die Fillon, welche von Amtswegen mit dem Abbe' Dubois ſehr genau bekannt war. Sie erſchien ſogar zuweilen bey den Audienzen des Regenten, und wurde da nicht übler aufgenommen wie andre. Ein ſcherzhafter Ton bedeckte alle

Un=

Unanſtändigkeiten im Palais-Royal; und dies hat ſich bey der großen Welt erhalten. Ein Sekretair von Cellamare hatte mit einem Mädchen von der Fillon, an dem nämlichen Tage, da der Abbate Portocarero abreiſte, eine Zuſammenkunft. Er fand ſich ſehr ſpät ein, und gab zur Entſchuldigung an, daß er Briefe zu expediren gehabt hätte, die den beyden Reiſenden mitgegeben werden müßten. Die Fillon ließ das Paar beyſammen allein, und eilte ſogleich mit dem Bericht zum Abbe' Dûbois. Auf der Stelle wurde ein Kourier abgefertigt, den man mit den nöthigen Befehlen verſah, um gerichtlichen Beyſtand zu erhalten. Er holte die Reiſenden in Poitiers ein, ließ ſie arretiren, und alle ihre Papiere wurden weggenommen, und am 8ten December, Donnerſtags, nach Paris gebracht. Dieſer Kourier kam gerade um die Stunde, wo der Regent in die Oper ging, bey dem Abbe' Dûbois an.

Dieſer öfnete das Paket, und hatte Zeit, alles zu unterſuchen, und was er wollte, auf die Seite zu ſchaffen; ſeine Gründe dazu werden wir gleich ſehen. Nach geendigter Oper ſprach Dûbois den Regenten, und benachrichtigte ihn von dem glücklichen Fang. Jeder andre Fürſt würde nichts angelegneres gehabt haben, als eine ſolche Sache vorzunehmen; aber es war die koſtbare Stunde des Soupes, und gegen die kam nichts auf. Dûbois hatte bis ſpät am andern Morgen Zeit ſeine Maasregeln zu nehmen, bevor er ſich mit dem Regenten beſprach, der in den erſten Frühſtunden den Kopf von den Dünſten der Verdauung noch eingenommen hatte, nicht im Stande war, Geſchäfte anzuhören, und was man ihm vorlegte, ſo gut wie mechaniſch unterzeichnete.

Indem Dûbois zwar nach allem ſtrebte, fühlte er doch ſehr gut, daß er durch ſich ſelbſt nichts wäre, ſah die Wechſel voraus, die ſich durch den Tod ſeines Herrn ereignen konnten, und wollte ſich für alle vorkommende Fälle Stützen aufſparen.

Digitized by Google

Er beſchloß, ſich der Sache dergeſtalt zu bemächtigen, daß er diejenigen, deren Verluſt nichts auf ſich hätte, opfern, und andre, bey denen es ihm zum Verdienſt angerechnet würde, retten könnte. Der Regent ſah nichts in dieſer Sache, als durch die Augen des Abbé. Der Siegelbewahrer und le Blanc waren die einzigen Vertrauten; und Dúbois hatte mit allen Urkunden zugleich die Freyſprechung oder die Verurtheilung der Schuldigen ganz in ſeine Gewalt bekommen.

Der Prinz Cellamare, durch einen beſondern Kourier von dem, was in Poitiers vorgegangen war, unterrichtet, ſchmeichelte ſich anfangs, die beyden Spanier möchten nur darum arretirt worden ſeyn, weil ſie mit einem Banquier reiſten, der eines Bankerotts wegen flüchtig war; er nahm daher eine feſte und unbeſorgte Mine an, und ging den Freytag am 9ten, gegen Mittag, zu le Blanc, um ein Paket Briefe zurückzufordern, die er, wie er ſagte, gelegentlich dem Abbate Portocarero mitgegeben hätte. Der Abbe Dúbois war ſchon bey le Blanc. Beyde antworteten dem Geſandten, die Briefe wären ſchon geleſen, und ſtatt ſie zurückzugeben, hätten ſie vielmehr Befehl, in ſeiner Gegenwart die Papiere in ſeinem Kabinet durchzuſuchen. Sie baten ihn alſo, ſogleich mit ihnen in den Wagen zu ſteigen, damit ſie alle drey zu dieſem Inventarium ſchreiten möchten.

Cellamare hatte Grund zu vermuthen, daß auch auf den Fall ſeiner Gegenwehr Maasregeln getroffen wären; er machte alſo keine Schwierigkeit, und ließ ſich nach ſeinem Hotel führen, deſſen ſich ein Detachement von der Leibwache ſchon bemächtigt hatte. Man öfnete die Pulte und die Chatoullen. Auf alle Papiere wurde das königliche Siegel und das Wappen des Geſandten geſetzt, ſo wie ſie beſichtigt und ausgeſucht worden waren. Hierauf giengen die beyden Miniſters wieder weg, und ließen den

Digitized by Google

Geſandten unter der Aufſicht eines königlichen Kammer-junkers, Dûlibois.

Während daß man die Papiere unterſuchte, verlor Cellamare ſeine Faſſung nicht, und ſuchte dem Abbe eine kalte Verachtung, Le Blanc hingegen Höflichkeit zu bezeugen. Das ging ſo weit, daß, wie Le Blanc eine beſondere Chatoulle aufſchließen wollte, der Geſandte zu ihm ſagte: „Das gehört nicht in Ihr Amt, Herr Le Blanc; das ſind Briefe von Weibern, laſſen Sie das dem Abbe, der all ſein Lebtage Kuppler war.“ Dûbois lächelte, und ſtellte ſich, als ob er Scherz verſtünde.

Am Abend wurde Rath gehalten, und dabey ein kurzer Bericht von der Verſchwörung gegeben; man las Briefe von Cellamare an den Kardinal Alberoni, und der Regent hielt eine ſehr gute Rechtfertigung ſeines Betragens gegen den Geſandten, der das Völkerrecht ſelbſt verletzt, und dadurch die Vorrechte ſeines Standes verwirkt hätte. Die Briefe wurden gedruckt und überall verbreitet; keiner von den fremden Miniſters nahm die Partei des Spaniſchen, welcher von Dûlibois und zwey Rittmeiſtern begleitet Paris verließ. Sie hielten in Blois an, wo Cellamare bewacht wurde, bis der Herzog von Saint-Aignan, unſer Botſchafter am Spaniſchen Hof, in Frankreich ankam. Sodann ließ man ihn ſeine Reiſe frei fortſetzen.

Sonnabends, am 10ten des Morgens wurde der Marquis von Pompadour, der letzte ſeines Namens, Vater der ſchönen Courcillon, und Großvater der Prinzeſſin von Rohan, auf die Baſtille geſetzt.

Der Graf Daidie, Vetter, Schwager des Grafen von Riom, und vom nämlichen Namen, ergriff die Flucht, und begab ſich nach Spanien, wo er lange darauf, in ziemlich guten Umſtänden, geſtorben iſt. An demſelben Abend, da Cellamare arretirt wurde, ſah Daidie in einem Hauſe, wo er ſoupiren ſollte, bey einer Partie Schach zu. Es

Digitized by Google

wurde erzählt, daß Cellamare arretirt wäre; Daidie, auf eine für ihn ſo wichtige Nachricht ſehr geſpannt, zeigte nicht die geringſte Bewegung. Als der eine von den Spielern erklärte, daß er die Partie nicht mehr gewinnen könnte, erbot ſich Daidie das Spiel zu übernehmen, wurde beym Wort genommen, ſpielte ruhig aus, und gewann. Wie man das Eſſen auftrug, ging er unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit heraus, nahm die Poſt und reiſte fort.

Foucault de Magni, Vorführer der fremden Botſchafter, und Sohn des Staatsraths, rettete ſich ebenfalls; er war ein toller Kopf, der nie etwas kluges gethan hatte, als davon zu laufen. Ein Abbé Brigault, der ſtark in dieſer Sache verwickelt war, wurde, auf Steckbriefe, in Montargis arretirt, und auf die Baſtille gebracht. Er ließ nicht lange in ſich dringen, um alles, was er wußte, zu offenbaren, und ſetzte hinzu, die näheren Umſtände davon würde man in den Papieren finden, die er dem Chevalier de Menil zurückgelaſſen hätte. Dieſer wurde arretirt, aber er hatte die Papiere ſchon verbrannt, was der Regent ſehr bedauerte. Es wurden nach und nach verſchiedne Perſonen arretirt, ehe man zu dem Herzog und der Herzogin vom Maine ſchritt. Doch kam die Reihe auch an ſie; la Villarderie, Lieutenant von den Gardes-dû-Corps arretirte den Herzog in Sceaux, er wurde nach dem Schloß Dourlens in der Picardie geführt, und unter der Aufſicht von Favancourt, Brigadier von den Mousquetairs, gelaſſen.

Die Herzogin wurde, in Rückſicht auf ihre Geburt, mit mehr Achtung behandelt. Der Herzog d'Ancenis, Hauptmann von den Gardes-dû-Corps, arretirte ſie in einem Hauſe auf der Straße Saint Honoré, das ſie genommen hatte, um mehr in der Nähe von den Tuilerien zu ſeyn. Der Herzog d'Ancenis verließ ſie zu Eſſone, von wo aus ein Lieutenant und ein Gefreyter von den

Gar-

Gardes-du-Corps ſie nach dem Schloß von Dijon geleiteten.

Der Herzog vom Maine zeigte in ſeinem Unglück nichts als Unterwürfigkeit, und betheuerte oft ſeine Unſchuld, ſeine Ergebenheit gegen den König und den Regenten. Die Herzogin beklagte ſich über dieſes Verfahren gegen eine Prinzeſſin vom königlichen Geblüt, und als ſie ſich in dem Schloß von Dijon ſah, wo ihr Neffe, der Herzog von Bourbon Commandant war, zog ſie wütend gegen ihn los; auch das Publikum mißbilligte, daß er ſich zum Kerkermeiſter ſeiner Tante hatte brauchen laſſen.

Alle Hausgenoſſen des Herzogs und der Herzogin wurden zu gleicher Zeit mit ihnen feſtgeſetzt, und auf die Baſtille gebracht. Mademoiſelle Delaunay, nachmalige Frau von Staal, war darunter. Ihre Memoiren verdienen geleſen zu werden; ihre Portraits ſind ziemlich treu, bis auf das vom Chevalier de Menil, den ſie zu ſehr liebte, um ihn recht zu beurtheilen a). Ich habe ihn zuweilen in ihrem Hauſe getroffen, und er ſchien mir unter dem Mittelmäßigen.

Während daß dieſe Dinge in Paris vorgingen, führte unſer Geſandter in Madrid, der Herzog von Saint-Aignan, dort ein ſehr unangenehmes Leben. Ohngeachtet man von dem, was in Paris vorgefallen war, noch keine Nachricht hatte, ſo ſchien der Bruch zwiſchen beyden Mächten ſo nahe bevorzuſtehen, und Alberonis Gewaltthätigkeiten waren ſo bekannt, daß ſich der Herzog von Saint-Aignan nicht in Sicherheit glaubte. Er reiſte heimlich mit ſeiner

a) Es giebt wohl manchen Fall, wo das Gegentheil gilt, und die Liebe allein es am beſten verſteht. Ein Weib, der man einiges Erſtaunen über die Wahl ihres Liebhabers bezeugte, fragte dagegen blos: hat er Sie geliebt? und es iſt in dem Zuge wenigſtens eben ſo viel Geiſt als Empfindung. Uebrigens war es Frau Staal, die viele Galanterien gehabt hatte, und als man ſie fragte, wie ſie es in ihren Memoiren mit dieſem Theil ihres Lebens gehalten hätte, zur Antwort gab: ſie hätte ſich blos en buſte gemalt.

Gemahlin und wenigen Bedienten ab, und gelangte bis an die Pirenäen. Ueberzeugt, daß Alberoni ihm nachſetzen ließe, nahm er hier ein Paar kleine Kiſten für ſich und ſeine Frau, und nur die allernothwendigſte Bedienung mit, reiſte eilends über die Gebürge, und hielt erſt in Saint Jean Pied-de-Port an. Er hatte die Vorſicht gebraucht, in ſeinem Wagen einen Kammerdiener und ein Frauenzimmer zurückzulaſſen, die ſich unterwegs für den Geſandten und die Geſandtin ausgaben. Der Herzog war kaum eine Meile durch die Gebürge vorgerückt, als der Wagen von Leuten umringt wurde, die Alberoni beordert hatte. Die Bedienten ſpielten ihre Rolle gut, ſchmähten heftig auf die Gewaltthätigkeit, und wurden zurück nach Pampeluna gebracht. Als der Herzog von Saint-Aignan in Bayonne angekommen war, ließ er ſeine Equipage zurückfordern und erhielt ſie; der Statthalter benachrichtigte den Kardinalminiſter von der Verwechſelung, über welche er in die größte Wuth gerieth.

Während daß im Süden der Krieg ſich entzündete, wiederfuhr dem Norden das Glück, vom König von Schweden, Karl dem Zwölften, befreyt zu werden. Eine Kugel rächte die Menſchheit an ihm bey der Belagerung von Friedrichshall. Er hatte ſchätzbare Eigenſchaften, die ihn beliebt gemacht hätten, wenn er ein Privatmann geweſen wäre; eine kriegeriſche Wuth machte ihn zur Geiſſel des Menſchengeſchlechts. Sein Vater, ein dunkler Tyrann, hatte ſeine Unterthanen gedrückt, den Senat und den Adel niedergeworfen, die Geſetze vernichtet. Der Sohn, ein glänzenderer Zerſtörer, wurde weniger gehaßt, weil jene Art von Ruhm an ihm prangte, durch welche die gemeinen Menſchen, thörige Bewunderer der Helden, die ihr Unglück machen, geblendet werden. Karl war der Verderber ſeiner und der benachbarten Staaten. Tauſende, die das Feuer und das Schwert hinwegraffte, bezeichneten ſeine Regierung. Die Verwüſtung, die Entvölkerung

Digitized by Google

rung Schwedens war bey ſeinem Tode ſo groß, daß man kaum etwas anders im Lande erblickte, als Kinder und Greiſe. Weiber und Mädchen waren allein übrig, um den Acker zu bauen, die Poſten, und ſelbſt die öffentlichen Bäder zu verſehen. Man mußte ihrer zu allen den Verrichtungen ſich bedienen, von welchen ihre Schwachheit und der Anſtand ſie auszuſchließen ſcheint. Ich habe dieſe Umſtände von dem Grafen Cereſte-Brancas, dem wahrhafteſten Manne, der unmittelbar nach dem Tode Karls des Zwölften unſer Geſandte in Schweden war.

Die Schweden benutzten die Umſtände, um ſich wieder in das Recht, ihre Beherrſcher ſelbſt zu wählen, einzuſetzen. Ohne Rückſicht auf die Anſprüche des Herzogs von Holſtein, der ein Sohn der älteſten Schweſter Karls des Zwölften war, erwählten ſie ſeine jüngere Schweſter, Ulrika Eleonora, zur Königin. Sie bewilligten ihr nachher, daß ſie ihren Gemahl, den Prinzen von Heſſen, an der Regierung Theil haben ließ, aber mit einer ſolchen Beſchränkung der Gewalt für ihre Perſonen und ihre Nachkommen, daß der Deſpotiſmus lange nicht wieder erſtehen konnte.

Viertes Buch.

Dieſes Jahr eröfnete ſich mit der Kriegserklärung gegen Spanien. Man hatte ein Manifeſt 1) vorausgeſchickt, um die Gemüther für die Rechtmäßigkeit unſrer Motive einzunehmen. Die Feinde der Regierung ließen dieſe Gelegenheit nicht fallen, und verbreiteten vier aufrühreriſche Schriften. Die erſte war ein Manifeſt des Königs von Spanien, an die drey Stände von Frankreich gerichtet; die zweyte ein Brief von Philipp dem Fünften an den König; die dritte ein Cirkularſchreiben an die Parlamente; die vierte eine vorgebliche Bittſchrift an Philipp den Fünften, im Namen der drey Stände von Frankreich. Das Parlament begnügte ſich, mittelſt eines Arrêts, dieſe Schriften zu unterdrücken, ohngeachtet ſie eine ſchärfere Ahndung verdient hätten.

Die Offiziere, welche gegen Spanien dienen ſollten, wurden ernannt, und es erregte, um das mildeſte zu ſagen, Erſtaunen, den Marechal von Barwik, der mit der Grandezza und dem Vließ bekleidet war, und deſſen Sohn die nämlichen Vorzüge in Spanien genoß, das Kommando einer Armee gegen Philipp den Fünften annehmen zu ſehen. D'Asfeld, wel-

1) Dieſes Manifeſt wurde von Fontenelle aus den Materialien des Abbe Dubois verfertigt. Dieſe und die vier Schriften, von welchen ich nachher ſpreche, ſind überall gedruckt, und beſonders in den Memoires de la Régence, einem Werke, das übrigens ſo ſchlecht iſt, als ich eines kenne. Der Verfaſſer und der Herausgeber, welcher Noten hinzugeſetzt hat, ſind beyde gleich übel unterrichtet.

Digitized by Google

welcher nachmals Marſchall von Frankreich wurde, machte den vollkommnen Kontraſt gegen Barwik, der ihn verlangte, um ihn unter ſeinem Kommando zu haben. Er ging zum Regenten, und ſagte: „ich bin Franzos, ich bin Ihnen alles ſchuldig, ich erwarte alles von Ihnen allein,“ hier aber zeigte er auf das goldne Vließ, „was wollen Sie aber, daß ich damit machen ſoll? Ich habe es vom König von Spanien; erlaſſen Sie mir es, gegen einen meiner Wohlthäter zu fechten.“

Es wäre ſonderbar geweſen, wenn der Regent, in allem ſo nachgiebig, nur gegen eine ſo rechtſchafne Handlung ſich widerſpenſtig gezeigt hätte; er ſprach auch d' Affeld von den Kriegsdienſten frey, und ſchäzte ihn nur um deſto mehr. Der König von Spanien wußte es ihm in einem hohen Grade Dank, und die Nationen äußerten ihren Beyfall.

Der Prinz von Conti erhielt das Kommando der Kavallerie, erhob ſtarke Summen für ſeine Equipage, ließ ſich ſogar ſeine Poſtausgaben zahlen; und das war der ganze Ruhm, den er auf ſeinem Feldzuge ärntete.

Die Hazardſpiele waren verboten worden. Der Herzog von Treſmes behauptete, als Gouverneur von Paris berechtigt zu ſeyn, eine Art von privilegirter Räuberhöhle zu halten. Der Polizeylieutenant Machault, der dieſes Privilegium in den königlichen Verordnungen nicht fand, erklärte, daß er dieſe ſchändlichen Winkel alle dulden würde, wenn der eine gelten ſollte.

Um niemanden vor den Kopf zu ſtoßen, erkaufte der Regent die Entſagung des Herzogs von Treſmes mit einer Penſion von 2000 Livres. Wenige Jahre darauf erhielt, unter dem Miniſterium des Herzogs von Bourbon, die Prinzeſſin von Carignan, eine fromme Dame, die Erlaubniß, in ihrem Hotel ſpielen zu laſſen. Sogleich brachte der Herzog von Treſmes ſein Spiel wieder auf, und behielt die Penſion dabey. Gauner in goldbe-

brämten Kleidern, wohl gar mit den Zeichen verſchiedner Orden behangen, machten die Honneurs dieſer beyden Mördergruben, wo die Kinder ehrlicher Bürgersleute verſpielten, was ſie ihren Familien ſtahlen. Mehrere tragiſche Begebenheiten ließen endlich keinen Zweifel, daß dieſe Orte die Pflanzſchulen des Richtplatzes wären. Der Kardinal von Fleury verbot ſie unter ſeinem Miniſterium. Uebrigens dauert dieſes ſchimpfliche Recht der Gouverneurs noch in vielen Provinzen fort. Die Beſchützer erröthen nicht über die ſchändliche Quelle der Einkünfe, die ſie daraus ziehen, und denken wahrſcheinlich, wie Tiberius *a*), daß das Geld keinen Geruch hat.

Um dieſe Zeit war es, daß die Philippiques erſchienen, ein Gedicht gegen den Regenten, von la Grange verfertigt 1). Dieſes Werk, das ſehr wenig ächtpoetiſche Stellen hat, iſt eine Zuſammenhäufung von Abſcheulichkeiten, wo die zügelloſeſte Verläumdung ſich auf einige Wahrheiten ſtützt *b*). Abſchriften davon verbreiteten ſich durch ganz Frankreich. Der Regent hörte von dem Gedicht ſprechen, und wollte es ſehen. Der Herzog von Saint-Simon verſichert, daß er es geweſen iſt, der auf die dringenden Zumuthungen des Regenten ihm dieſes abſcheuliche Paſquill zu leſen gab. Saint-Simon erzählt weiter, als der Prinz an die Stelle gekommen wäre, wo er für den Ver-

a) Der Verfaſſer hat, um die Sache rührender zu machen, den Tiberius genannt. Aber das lucri bonus odor ex re qualibet gehört dem Kaiſer Veſpaſian; und der gerechte Eifer der Rechtſchaffenheit, ohngeachtet dieſes kleinen hiſtoriſchen Verſehens, gewiß unſerm Verfaſſer.

1) La Grange war bey der Prinzeſſin von Conti, einer Tochter Ludwigs des Vierzehnten, Page geweſen. Er hat verſchiedene Theaterſtücke gemacht, in welchen man Situationen und Intereſſe findet, die aber alle ſchlecht oder matt geſchrieben ſind.

b) Die Revolution und ihre Folgen haben ſo vielen ähnlichen Werken, die in den letzten Jahren erſchienen ſind, eine größere und allgemeinere Wichtigkeit gegeben. Aber die Geſchichte wird den Franzöſiſchen Hof nicht nach dieſen Aktenſtücken richten; ſie wird ſie vielleicht als Strafe, aber nicht als Belege anſehen.

Digitized by Google

Vergifter der königlichen Familie ausgegeben wird, hätte er geſchaudert, wäre einer Ohnmacht nahe geweſen, und hätte ſeine Thränen nicht zurückhalten können. Er rief aus: „das iſt zu viel! Dieſer Abſcheulichkeit unterliege ich,“ und erholte ſich mit Mühe von ſeiner Verzweiflung.

La Grange wurde arretirt und auf die Inſeln Sainte Marguerite gebracht; er kam aber noch während der Regentſchaft heraus, und zeigte ſich ungeſcheut und öffentlich in Paris. Ich bin immer der Meynung geweſen, daß dies bloß geſchah, um das Gerücht zu zerſtören, daß ihn der Regent hätte ermorden laſſen; ſonſt wäre es die äußerſte Unverſchämtheit geweſen. Ein Schriftſteller, der ſich gegen einen Parlamentsrath nur halb ſo arg vergangen hätte, würde auf die Galeeren geſchickt worden ſeyn.

Man hat bis hieher ſehen können, daß ich weder die zügelloſen Sitten noch die üble Staatsverwaltung des Regenten beſchönige; aber ſeiner natürlichen Gutherzigkeit muß ich ihr Recht wiederfahren laſſen. Nimmt man bloß auf die Menſchlichkeit ſeines Charakters Rückſicht, ſo kann man nicht umhin, zu beklagen, daß ihm ſo viele fürſtliche Tugenden gefehlt haben.

Sobald der Herzog vom Maine und ſeine Gemahlin arretirt waren, verbreitete ſich die größte Beſtürzung unter ihrer Partey. Der Marechal von Villeroi verlor ſeine Aufgeblaſenheit, Villars ſeine Kühnheit; d'Hüxelles, Tallart, Canillac, d'Effiat, und der erſte Präſident zeigten ihre Furcht durch die Mühe ſelbſt, die ſie anwandten, um ſie zu verbergen. Der beſte Schutz, den die Angeklagten finden konnten, war im Herzen des Regenten. Gutes und Böſes, das man gegen ihn that, Dienſtleiſtungen und Beleidigungen regten ihn nur ſchwach an; er ſchenkte, aber er belohnte nie, er vergab leicht, achtete ziemlich niemanden, und haßte noch weniger.

Außerdem fühlte der Abbe Dübois, daß man ihm es zur Laſt legen würde, die Strenge des Regenten angefeuert

feuert, oder wenigſtens nicht zurückgehalten zu haben. Der Ungeſtüm des Herzogs von Bourbon ließ befürchten, daß er, einmal befreyt von dem Gegengewicht der Legitimirten und ihrer Anhänger, ſich ſelbſt auf Koſten des Regenten erheben, und von allem, was dieſer gethan hätte, um die Regierung zu befeſtigen, die Früchte allein einärnten möchte. Der Abbé rechnete darauf, wenn er den Herzog vom Maine und den erſten Präſidenten rettete, ſich im Nothfall einen Schutz gegen das Parlament ſelbſt zuzuſichern, das ihn einſt angreifen könnte. Den Regenten überredete er leicht, daß er um ſeinetwillen thäte, was für ſeine eigne Sicherheit geſchah; er machte ihn über die Gemüthsart des Herzogs von Bourbon beſorgt, und gab ihm zu verſtehen, daß man im Publikum die Angeklagten nicht ſchlechthin für Verbrecher der beleidigten Majeſtät anſähe, ſondern vielmehr für Menſchen, die den Staat liebten, und das Leben des Königs in Sicherheit zu bringen geſucht hätten. Die Sitten des Regenten, die Gottloſigkeit, mit welcher er ſich öffentlich brüſtete, die alten ſowol als die neueren Gerüchte begünſtigten dieſe Gedanken nur zu ſehr. Es wirkte auf den Prinzen, und da ſich ſeine natürliche Trägheit, die Furcht in ſeinen Vergnügungen geſtört zu werden, zu dieſen Betrachtungen geſellte, ſo überließ er's dem Abbé in dieſer Sache ganz allein zu walten.

Es erfolgte kein förmlicher Prozeß, auch keine Zurückweiſung an das Parlament. Der Siegelbewahrer und Le Blanc vernahmen die Gefangnen, und mit jedem Tage wurden deren neue eingebracht. Man hatte aus Cellamare's Papieren erſehen, daß er verſchiedne Verſtändniſſe unterhielt, die keinen Bezug auf die Herzogin vom Maine hatten, und ſich jedoch alle auf Spanien bezogen, ohne daß die Schuldigen unter einander den geringſten Verkehr hatten. So wurden der Herzog (nachmals Marechal) von Richelieu, und der Marquis von Saillans (d'Eſtaing) auf die Baſtille geſetzt. An dem Tage,

Tage, wo ſie arretirt wurden, ſagte der Regent öffentlich, was er in ſeiner Taſche hätte, reichte hin, um dem Herzog von Richelieu vier Köpfe, wenn er ſie hätte, zu koſten. Es waren vier Briefe an den Kardinal Alberoni, vom Herzog unterzeichnet, durch welche er ſich anheiſchig machte, den Spaniern Bayonne zu überliefern, wo ſein Regiment und das von Saillans in Garniſon waren. Dieſer leichtſinnige junge Mann, der ſich eben nicht ſehr geändert hat, bildete ſich ein, der Urheber einer Revolution im Staat zu werden, und das Regiment von der Garde zur Belohnung zu haben. Dieſes Komplot, das der unterſte Offizier von dem Platz vereitelt haben würde, erweckte blos allgemeines Gelächter. Der junge Menſch aber ſah ſich für wichtig an, weil er als Staatsverbrecher behandelt wurde, und nahm ſeine Gefangenſchaft mit der Leichtigkeit, die er immer in der Liebe, der Politik und dem Kriege gezeigt hat. Der Regent fand dies ſehr luſtig, und ließ ihm alles, was er verlangte, zukommen, einen Kammerdiener, zwey Lakayen, Spiele, muſikaliſche Inſtrumente, ſo, daß er ſtatt der Freyheit, die möglichſte Ausgelaſſenheit genoß.

Während daß die Staatsgeſchäfte den Regenten beſchäftigten, war er noch durch häusliche Verdrießlichkeiten gequält. Die Herzogin von Berry, von dem thörigſten Stolz hingeriſſen, oder zur tiefſten Liederlichkeit herabgeſunken, gab in beyden Fächern öffentliche Auftritte.

Bey einer Viſite, die der Venetianiſche Botſchafter ihr abſtattete, hatte ſie den Einfall, ihn in einem Lehnſtuhl ſitzend, auf einer Erhöhung von drey Stuffen, zu empfangen. Der Geſandte blieb einen Augenblick ſtehen, näherte ſich dann langſam, wie ein Menſch, der ſich auf ſeine Entſchließung beſinnt, machte eine Verbeugung, wandte ſofort den Rücken, und ging heraus, ohne ein Wort zu ſprechen. Er verſammelte am nämlichen Tage die fremden Miniſters, und alle erklärten öffentlich, daß ſie keinen Schritt wieder zu der Prinzeſſin kommen würden,

Digitized by Google

den, wenn ſie nicht verſichert wären, geziemend empfangen zu werden 1).

Ihr Leben im Innern ihres Hauſes machte einen ſeltſamen Abſtich gegen dieſe tollen Einfälle ihres Stolzes bey öffentlichen Gelegenheiten. Ich habe von der niedrigen Knechtſchaft ſchon geſprochen, in welcher der Graf von Riom ſie hielt, und er ließ um ſo weniger von ſeinem Uebermuth gegen ſie nach, als er ſich ein Syſtem daraus gemacht hatte, und als ſeine Härte, ſeine Launen die Beſtändigkeit der Prinzeſſin ſicherten. Man wird ſich auch erinnern, daß ſie vor oder nach gewiſſen Bacchanalien auf fromme Uebungen bey den Karmeliterinnen einkehrte. Eine Nonne, welche ſie zu allen Betſtunden im Kloſter begleitete, erſtaunt, ſie auf den Knien liegen zu ſehen, und manchen Seufzer unter das brünſtigſte Gebet miſchen zu hören, ſagte endlich: „Guter Gott, wie iſt es möglich, daß die Welt ſo ärgerliche Reden über Sie führt, die ſogar bis zu uns gelangen? Die Menſchen ſind ſehr arg, Sie leben hier wie eine Heilige.“ Die Prinzeſſin fieng darauf an zu lachen. Dieſe Ungleichheiten zeigten wirklich einen Grad von Tollheit an. Sonſt nahm ſie es mit dem heftigſten Aerger auf, daß man ſich unterſtand über ihre Aufführung zu richten. Sie wurde endlich ſchwanger, und als ſie ihrer Entbindung nahe war, hielt ſie ſich ziemlich eingeſchloſſen, und oft im Bette, wozu ſie Migrainen vorſchützte. Aber die Ausſchweifungen, die ſie ſich in Weinen und ſtarken Getränken fortwährend erlaubte, erhitzten ihr das Blut. In ihrem Wochenbette ſetzte ſie ein heftiges Fieber in die größte Gefahr. Dieſes freche, heroiſche Geſchöpf, das ſich über allen Wohlſtand hinausſetzte, das laut und öffentlich mit Riom lebte, ſchmeichelte ſich die Folgen davon der Welt zu verbergen: als ob die Handlungen der Großen je geheim

1) Keine Königin, die nicht regierend iſt, hat je eine Audienz auf einer Erhöhung gegeben.

heim gehalten werden könnten! In ihr Zimmer kam niemand, als Riom, die Marquiſe von Mouchi, eine Hofdame der Prinzeſſin und ihre würdige Vertraute, und die Weiber welche der Kranken durchaus unentbehrlich waren. Der Regent ſelbſt zeigte ſich nur auf Augenblicke: ſo unmöglich es war vorauszuſetzen, daß er den Zuſtand ſeiner Tochter nicht kannte, ſo ſtellte er ſich doch vor ihr, als ob er nichts gewahr würde, entweder aus Furcht ſie zu erbittern, wenn er unterrichtet ſchiene, oder in der Hofnung daß ſein Stillſchweigen der Indiſkretion andrer Einhalt thun würde. So viel Vorkehrungen verhinderten das Aergerniß nicht, und ſollten es in kurzem vermehren. Die Gefahr wurde ſo dringend, daß der Pfarrer von Saint-Sulpice, Languet, davon Nachricht bekam. Er begab ſich nach dem Luxembourg, ſprach den Regenten, ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, die Prinzeſſin von der Gefahr, in welcher ſie wäre, zu unterrichten, und ſetzte hinzu, Riom und die Mouchi müßten zuförderſt den Pallaſt verlaſſen. Der Regent, gleich verlegen dem Pfarrer offenbar zu widerſprechen, oder ſeine Tochter durch den Vorſchlag der heiligen Sakramente zu beunruhigen, und durch die vorläufige Bedingung des Seelenhirten vollends gar ihre Wuth zu erregen, verſuchte der Pfarrer zu überreden, daß die Verjagung Rioms und der Mouchi das größte Aergerniß geben würde. Er that Vorſchläge zur Güte, der Pfarrer verwarf ſie alle, weil er bey einer ſchreienden Veranlaſſung, wie dieſe war, mitten unter den Zänkereien der Conſtitution, in welchen er eine Rolle ſpielte, bey der Gegenpartei verſchrieen zu werden fürchtete, wenn er ſein geiſtliches Amt nicht mit der möglichſten Strenge hier führte. Da der Pfarrer unbeweglich blieb, ſo erbot ſich der Regent, es auf den Kardinal Noailles ankommen zu laſſen. Languet gieng dieſes ein, und würde es vielleicht nicht ungern geſehen haben, wenn der Kardinal durch ſeine Nachgiebigkeit einen unter-

untergeordneten Prieſter aus der Verlegenheit geriſſen, ihm die Ehre der ſtrengen Moral gelaſſen, ſich ſelbſt den Anhängern der Conſtitution Preis gegeben, und ihnen einen ſchönen Stof zu Auslegungen gereicht hätte. Der Kardinal kam auf die Einladung des Regenten, lobte das Betragen des Pfarrers, auf den eignen Vortrag des Herzogs, und beſtand auf die Wegräumung der beyden Steine des Anſtoßes.

Die Mouchi konnte ſich ſelbſt über die Gefahr, worin ſich ihre Gebieterin befand, nicht täuſchen; ſie glaubte aber hinlänglich vorgebaut zu haben, indem ſie einen Franziſkaner kommen ließ, um der Prinzeſſin ihre Beichte abzunehmen, und ſie zweifelte keineswegs, daß der Pfarrer alsdann das heilige Sakrament bringen würde. Sie ließ ſich nicht träumen daß ſie ſelbſt der vornehmſte Gegenſtand der Unterredung war, als der Regent ſie rufen ließ. Sie öfnete die Thüre halb, und der Regent, ohne hereinzugehen oder ſie herauskommen zu laſſen, ſagte ihr, welche Bedingungen auf die Reichung des Abendmahls geſetzt würden. Die Mouchi, beſtürzt von dieſem Kompliment, wußte ſich doch zu nehmen, gerieth in Harniſch über den Schimpf, den man einer Frau von Ehre anthäte, verſicherte, daß die Prinzeſſin ſie heuchleriſchen Kopfhängern nicht aufopfern würde, gieng hinein, und gab nach wenigen Augenblicken dem Regenten zur Antwort, daß ein ſo unverſchämter Vorſchlag die Prinzeſſin empörte, worauf ſie die Thür wieder zuwarf. Der Kardinal, dem der Regent die Antwort hinterbrachte, wandte ein, daß man nicht der Perſon ſelbſt, welche weggethan werden ſollte, den Auftrag geben müßte, das Wort zu führen; das dem Vater obläge, dieſe Pflicht zu erfüllen, und ſeine Tochter zur ihrigen zu ermahnen. Der Herzog ſuchte dies aus Furcht vor dem heftigen Charakter ſeiner Tochter von ſich abzulehnen, und der Kardinal machte hierauf Anſtalt, ſelbſt hereinzugehen

und

und mit der Prinzeſſin zu ſprechen. Der Regent, beſorgt, daß der Anblick des Prälaten und des Pfarrers in dem Zuſtande der Kranken eine tödtliche Veränderung hervorbringen möchte, warf ſich dem Kardinal in den Weg, und bat ihn zu warten, bis ſie auf einen ſolchen Beſuch vorbereitet worden wäre. Er ließ die Thür wieder öfnen, und verkündigte der Mouchi, daß der Erzbiſchof und der Pfarrer ſie durchaus ſprechen wollten; die Kranke, die ihn hörte, ſtieß wütende Verwünſchungen ſowohl gegen ihren Vater als gegen die Prieſter aus: dieſe Pfaffen, ſagte ſie, mißbrauchten den Zuſtand einer Kranken, und ihr eignes Amt, um ſie zu entehren, und ihr Vater wäre ſchwach und albern genug, um es zu leiden, anſtatt ſie zum Fenſter hinauswerfen zu laſſen.

Der Regent, verlegner als jemals, berichtete dem Kardinal, daß die Kranke zu viel litte, um nicht Aufſchub erwarten zu dürfen. Der Prälat wurde es müde vergebens zu dringen, und entfernte ſich, nachdem er dem Pfarrer befohlen hatte, auf die Pflichten ſeines Amtes mit Strenge zu halten.

Die Entfernung des Kardinals war dem Herzog eine große Erleichterung, und er hätte ſich gern auch noch den Pfarrer vom Halſe geſchaft. Dieſer aber ließ ſich an der Kammerthüre, ſo zu ſagen, häuslich nieder; und zwey Tage und zwey Nächte lang verließ er ſeinen Poſten nur auf Augenblicke, um auszuruhen oder einige Nahrung zu ſich zu nehmen, da ihn dann jedesmal zwey Prieſter ablöſten. Als endlich die Gefahr vorübergieng, wurde dieſe geiſtliche Wache aufgehoben, und die Kranke dachte auf nichts mehr als auf ihre Geneſung.

Ohngeachtet ihrer wütenden Ausbrüche gegen die Pfaffen, hatte die Furcht vor der Hölle ſie doch ergriffen. Der Eindruck haftete um ſo mehr, als ſich ihre Geſundheit nicht vollkommen erholte, und als ihre Leidenſchaft

lebhafter

Digitized by Google

lebhafter wie jemals war. Riom, von den Rathſchlägen ſeines Onkels, des Herzogs von Lauzün unterſtützt, beſchloß die Stimmung ſeiner Gebieterin zu benutzen, um ſie zu einer Heyrath zu bringen, die ihrem Gewiſſen Beruhigung, und ihren Freuden Sicherheit geben würde. Der Herzog von Lauzün erſann den Plan, die Mittel, die Anſchläge, und Riom handelte in Gemäsheit.

Sie fanden bey einem Weibe, das in ihrer Leidenſchaft verloren, mit dem Teufel erſchreckt, und ſchon lange her unterjocht war, nicht viel Schwierigkeiten. Riom brauchte nur zu befehlen, und ſie gehorchte; daher verſtrichen kaum vier Tage zwiſchen der Entſtehung und der Ausführung des Anſchlags. Einige zuſammengeſtellte Data werden es beweiſen; und da die Herzogin von Berri ſehr kurze Zeit darauf ſtarb, ſo werde ich hier alles zuſammennehmen, was ſie betrift.

Sie war am 26. März krank geworden; Oſtern fiel den 9. April, und ſchon am 4ten, Dienſtags in der Charwoche, war ſie außer Gefahr. Es iſt der Gebrauch in den Pariſer Pfarreien, während der Charwoche allen Kranken das Abendmahl zu bringen, wenn ſie auch nicht im Fall ſind die letzten Sakramente zu brauchen, und ſich nur außer Stand befinden ihre Oſternandacht in den Kirchen zu halten. Es trat alſo bey der Prinzeſſin eine doppelte Veranlaſſung ein, ihr die Sakramente zu bringen: ihr Zuſtand, und der Zeitpunkt. Nun aber war dieſe Pflicht, zur öffentlichen Erbauung, ſo wenig erfüllt worden, daß man ſogar im Publikum von den Urſachen, die es verhindert hatten, unterrichtet war, und es wurde für die Prinzeſſin ſehr mißlich, die Oſterwoche in Paris zuzubringen.

Ohngeachtet ſie Konvaleſcentin war, ſo konnte ſie doch die Ermüdung einer Reiſe noch in langer Zeit nicht aushalten; ſie machte ſich aber, trotz allen Vorſtellungen, am

Digitized by Google

am Oſtermontag, auf den Wege und ließ ſich in Meudon nieder. Ihre Heirath war ſchon vollzogen, daß heißt ſie und Riom hatten von einem wenig bedenklichen und gut bezahlten Prieſter den Segen erhalten. Das reichte nun wohl hin, um Gewiſſensbiſſe zu tilgen oder zu verhüten, nicht aber um die Heyrath einer Prinzeſſin vom Geblüt, einer königlichen Enkelin zu konſtatiren.

Der Regent war davon unterrichtet, und hatte ſich nur ſchwach widerſetzt. Wenn ſeine Tochter wieder in den vorigen Zuſtand verfiele, ſo rechnete er darauf, dem Pfarrer die Sache anzuvertrauen, und ihn dadurch biegſamer zu machen, womit dann der öffentliche Anſtoß vermieden wurde. Dieſe Rückſicht machte indeſſen die Nachgiebigkeit des Herzogs noch nicht begreiflich, und man wurde vielmehr in dem Verdachte beſtärkt, daß zwiſchen dem Vater und der Tochter ein Umgang Statt gehabt hätte, der die Zärtlichkeit der Blutsverwandtſchaft überſchritt, und daß der Vater von ſeiner Tochter, in einem Anfall von Wuth, verrathen zu werden fürchtete. Unglücklicher Weiſe war von zwey Perſonen, die ſo über alle Bedenklichkeiten und Grundſätze hinaus waren, alles zu glauben; und von allen Abſcheulichkeiten, welche la Grange dem Regenten zur Laſt gelegt hatte, ſchien er blos über die Vergiftungen, deren er unfähig war, wirklich empfindlich geweſen zu ſeyn.

Wie dem auch ſeyn mochte, ſo war dieſe Heyrath für Rioms Gewiſſen kein Bedürfniß geweſen, und ſeinen Ehrgeiz konnte nur die Publicität derſelben befriedigen. Die glänzendſten Anſtellungen wurden ſodann eine nothwendige Folge derſelben. Er machte deshalb der Herzogin den Kopf warm, und zwang ſie, ihren Vater damit zu behelligen. Dieſer ſetzte ihr vergebens die Vernunft entgegen, ſie erwiederte mit tobender Wuth.

Die Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Vater und der Tochter wurden ruchbar. Die Mutter und die Gemahlin des Herzogs erfuhren die Urſache. Der Herzogin mochte im Grunde

Digitized by Google

des Herzens die Erniedrigung ihrer Tochter, deren Hochmuth ſie beſtändig erfahren mußte, nicht ſehr leid thun. Madame fand gar keine Schwierigkeit dabey, und in ihrem erhabnen Zorn ſchien ihr nichts auf der Welt einfacher, als den Grafen von Riom zum Fenſter hinaus oder in den Fluß werfen zu laſſen, um dem Handel ein Ende zu machen.

Der Regent hatte es am ſchlimmſten, und er würde den Rath ſeiner Mutter befolgt haben, wenn er die Rache, und vielleicht gar die Geſtändniſſe einer zügelloſen Tochter nicht zu befahren gehabt hätte. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, ſah er ſie nur ſelten, unter dem Vorwande der Geſchäfte und der Entfernung von Meudon. Er ſuchte überdem Zeit zu gewinnen, indem er Riom befehlen ließ, zu ſeinem Regiment zu gehen, das bey der Armee des Marechal von Barwik war. Alle Oberſten waren ſchon abgereiſt, und die Ehre erlaubte Riom nicht zu zögern. Er gehorchte auf der Stelle, ohngeachtet der Thränen der Prinzeßin. Sie war in Verzweiflung, und erklärte gegen ihren Vater, der einige Tage darauf ſie beſuchte, daß ſie entſchloſſen wäre, ihre Heyrath bekannt zu machen; ſie wäre Wittwe, hätte über ihre Perſon und über ihre Güter zu diſponiren, und wollte nach ihrer Willkühr damit ſchalten; kurz, ſie wiederholte alles, was ſie durch Riom von Mademoiſelle de Montpenſier erfahren hatte. Der Regent, durch ihre Heftigkeit auf das äußerſte getrieben, gab ihr Hofnungen, bat um Friſt, und verließ ſie mit dem feſten Entſchluß, nicht wieder zu kommen.

Nach einigen Tagen wurde ſie unruhig, daß ihr Vater nicht wiederkam, und beſorgte, daß man dieſe eingeſtellten Beſuche als eine Verminderung ihres Anſehens auslegen möchte. Sie ließ ihn alſo einladen, in Meudon zu ſoupiren, wo ſie ihm eine Fete geben wollte. Es war in den erſten Tagen des Monats May. Der Herzog konnte ihre Einladung nicht abſchlagen, und ſie beſtand

dar-

darauf, auf der Terraſſe zu ſoupiren, ohngeachtet aller Vorſtellungen, daß die Nächte zu kühl wären, und daß ſie bey einer noch nicht entſchiednen Geneſung ſich der Gefahr eines Rückfalls ausſetzte. Dieſe Einwendungen machten ihren Willen deſto hartnäckiger, indem ſie ſich einbildete, daß eine nächtliche Fete unter freyem Himmel dem Publikum die Meynung benehmen würde, daß ſie niedergekommen wäre.

Was man ihr verkündigt hatte, geſchah; ſie bekam das Fieber, und verlor es nicht wieder. Da der Regent ſich über die Seltenheit ſeiner Beſuche mit den Geſchäften entſchuldigt hatte, ſo ergriff ſie das Mittel, ſich nach la Muette bringen zu laſſen, wo die Nähe von Paris ihren Vater bewegen würde, ſie öfter zu ſehen.

Die Ueberfahrt von Meudon nach la Muette verſchlimmerte die Zufälle ihrer Krankheit. Gegen den halben Julius wurde ſie ſo übel, daß man ihr den ſchrecklichen Namen des Todes mußte zu hören geben. Sie zeigte alle mögliche Faſſung, ließ in ihrer Stube Meſſe leſen, und empfing das Abendmahl bey offenen Thüren, wie ſie eine feyerliche Audienz gegeben haben würde. Der Stolz gab ihr dieſen Muth, oder hielt ihn aufrecht; denn nach dieſer vollbrachten Handlung verabſchiedete ſie die Anweſenden, und fragte ihre Vertrauten: Ob das nicht mit Größe ſterben hieße? Am nämlichen Tage ließ ſie alle Welt ſich entfernen, die Mouchi ausgenommen, der ſie befahl, ihr Ringfutteral zu bringen, in welchem für mehr als zweyhunderttauſend Thaler an Werth war; ſie machte ihr damit ein Geſchenk, aber die Mouchi fürchtete, beſchuldigt zu werden, daß ſie es geſtohlen hätte, da ſie es ohne Zeugen empfing, und ihre Ruf eine ſolche Anklage eben nicht zerſtört haben würde. Sie hielt alſo für rathſam, noch bey Lebzeiten der Prinzeßin es bekannt zu machen, und begab ſich in dieſer Abſicht mit ihrem Manne zum Regenten. Dieſer, ſtatt aller Antwort, verlangte

das Futteral, nahm es, unterſuchte, ob nichts daran fehlte, hob es in einer Schublade auf, und entließ ſie, mit dem Verbot, ſich wieder zu la Muette betreten zu laſſen.

Die Sterbende ſchien während der zwey Tage, die ſie noch lebte, die Abweſenheit der Mouchi nicht wahrzunehmen. Ganz allein mit ihrem letzten Augenblick beſchäftigt, ohne Prahlerey und ohne Schwachheit verlangte ſie die Sakramente, und empfing ſie in Gegenwart des Pfarrers von Paſſi, durch den Abbe de Caſtries, ihren erſten Kapellan, der ſchon damals zum Erzbiſchof von Tours ernannt war, und es ſpäterhin von Alby wurde. Da die Aerzte keine Hofnung mehr hatten, ſo ſchlug man das Elixir von Garus vor, das damals anfing, im Schwunge zu gehen. Garus reichte es ſelbſt, und empfahl beſonders, der Kranken kein Purgiermittel zu geben, indem ſein Elixir ſonſt ſich in Gift verwandelte. In wenigen Augenblicken ſchien die Kranke wieder aufzuleben, und beharrte in der Beſſerung bis zum andern Tag. Man behauptet, daß Chirac, aus einem mediciniſchen Point d'Honneur lieber die Kranken aufzuopfern, als den Ruhm der Kur einem Empiriker zu laſſen, der Kranken eine Purganz nehmen ließ, worauf ſie ſogleich tödlich wurde, in Agonie verfiel, und die Nacht vom 20ſten zum 21ſten Julius ſtarb. Garus rief Mord gegen Chirac, der ſich's weiter nicht anfechten ließ, den Empiriker mit einer kalten Verachtung anſah, und la Muette verließ, wo nichts mehr für ihn zu thun war.

So endigte in ihrem vier und zwanzigſten Jahr eine Prinzeßin, die durch Witz, Schönheit, Reize, Thorheit und Laſter gleich berühmt geweſen war. Ihre Mutter und ihre Großmutter erfuhren dieſen Todesfall mit mehr Wohlſtand als Schmerz. Der Vater war in der größten Verzweiflung; aber ohne daß er vielleicht ſelbſt darauf merkte, empfand er es bald als eine große Erleichterung, von den Launen, den unbändigen Einfällen einer Närrin,

und

und von der Verfolgung einer thörigten Heyrath befreit zu ſeyn.. Sonſt wurde dieſe Prinzeßin von niemanden bedauert, weil allen ihren Hausgenoſſen der Gehalt und die Wohnung fortgeſetzt wurden, die Mouchi ausgenommen, welche auf ihre Güter verwieſen ward.

Der Herzog von Saint-Simon behauptet, daß bey Oefnung des Leichnams der Herzogin ſchon Zeichen neuer Schwangerſchaft gefunden wurden. In jedem Fall hatte ſie ſeit ihrer Niederkunft keine Zeit verloren. Saint-Simon mußte doch gut unterrichtet ſeyn, weil ſeine Frau, als Hofdame der Prinzeßin, der Oefnung beygewohnt hatte.

Das Herz wurde nach dem Vall de Grace gebracht, der Leichnam nach Saint-Denys. Es gab kein feyerliches Weihwaſſer, daß Leichenbegängniß war einfach, und beym Amt ließ man weislich die Leichenrede weg. Die Trauer des Königs dauerte ſechs Wochen, und ohngeachtet der Hof die Haustrauern nur ſo lange trägt als der König, ſo trug man ſie doch, mit dem Regenten, ein Vierteljahr; die Schauſpiele blieben acht Tage verſchloſſen.

Noch ein kleiner Zug wird zu dem Charakter dieſer Prinzeßin gehören. Zu Anfang ihrer Krankheit gelobte ſie für ſich und für ihr Haus ſechs Monate weiß zu tragen. Zufolge dieſes Gelübdes beſtellte ſie Equipage, Geſchirr und Liverey in Silber, um dieſer klöſterlichen Andacht wenigſtens durch Prunk einen vornehmen Anſtrich zu geben.

Die Tochter der Herzogin von Berri und des Grafen von Riom, die ich in meiner Jugend geſehen habe, iſt jetzt in Pontoiſe Nonne, mit 300 Livres Penſion.

Ein Todesfall, der weniger Lärm machte als dieſer, ereignete ſich an der Frau von Maintenon, deren Namen fünf und dreyßig Jahr hindurch ganz Europa erfüllt hatte. Von dem Augenblick, da ſie den König verloren hatte,

ſchloß ſie ſich in Saint-Cyr ein, und kam nicht wieder heraus. Sie lebte in der zweydeutigen Etiquette einer verwittweten Königin. Wenn die Königin von England mit ihr ſpeiſte, hatte jede einen Lehnſtuhl, die jungen Mädchen, die im Hauſe erzogen wurden, bedienten ſie, und alles kündigte die Gleichheit an. Einige alte Freunde vom Hof Ludwigs des Vierzehnten ſtatteten Beſuche bey ihr ab, aber nie, ohne es ihr vorher melden zu laſſen, damit ſie Tag und Stunde beſtimmte. Im Hauſe geliebt, gefürchtet und geehrt theilte ſie ihre ganze Zeit zwiſchen Andachtsübungen, und der Erziehung einer gewiſſen Anzahl von Schülerinnen, die ſie auf ihrem Zimmer hatte.

Der Herzog vom Maine war der einzige, der ohne vorgängige Anfrage ſie beſuchen durfte. Er ſprach oft bey ihr an, und wurde immer mit mütterlicher Zärtlichkeit von ihr empfangen. Sie zeigte mehr Empfindlichkeit bey der Degradation dieſes adoptirten Sohnes, als ſie beym Tod des Königs gezeigt hatte. Als ſie erfuhr, daß er arretirt wäre, unterlag ſie dem Schmerz, ſie bekam das Fieber, und ſtarb, nachdem ſie drey Monate geſchmachtet hatte, in ihrem drey und achtzigſten Jahr, am 15ten April.

Die gedruckten Memoiren und Briefe der Frau von Maintenon überheben mich, dieſen Gegenſtand weitläuftiger abzuhandeln. Ich werde bloß hinzu ſetzen, daß ſie niemals förmlich weder geläugnet noch verſichert hat, mit dem König verheyrathet geweſen zu ſeyn; aber ſie ließ es leicht abnehmen. Die ſchöne Prinzeßin von Soubiſe, Mutter des Kardinal Rohan, der 1749 ſtarb, hatte einen Brief an die Frau von Maintenon unterzeichnet: mit Ehrfurcht; dieſe ſchloß ihre Antwort mit dieſen Worten: „was die Ehrfurcht betrift, ſo laſſen Sie davon zwiſchen uns die Rede nicht mehr ſeyn; Sie könnten ſie nur meinem Alter ſchuldig ſeyn, und ich halte Sie für zu artig, um mir dies vorzuwerfen.“ Dieſe Antwort, die ich ſelbſt geleſen

leſen habe, iſt eine Ausflucht. Hatte ſie den König geheyrathet, ſo war ihr die Prinzeßin von Soubiſe alle mögliche Ehrfurcht ſchuldig; wo nicht, ſo war dieſe berechtigt, ſie von der Frau von Maintenon zu fordern. Wäre ſie vor dem König geſtorben, ſo würde es für ganz Europa eine Begebenheit geweſen ſeyn, und zwey Zeilen in der Zeitung berichteten jetzt ihren Tod, da man aufgehört hatte, zu wiſſen, ob ſie noch lebte.

Die Bank, das Miſſiſſipi, die Konſtitution, der Spaniſche Krieg beſchäftigten alle Köpfe. Die Eintracht zwiſchen Frankreich und England gieng ſo weit, daß der Marquis von Senecterre, der zum Botſchafter in London ernannt war, als er ſeine Inſtruktionen verlangte, vom Abbe Dûbois zur Antwort bekam, er hätte ihm keine weiter zu geben, als die, alles zu befolgen, was ihm die Miniſter des Königs Georg vorſchreiben würden.

Stairs, der Engliſche Geſandte in Paris, hatte zu viel Stolz, um nicht die Gelegenheit zu neuen Eingriffen zu ſuchen. Er hielt einen von den prächtigſten Einzügen, die man noch geſehen hatte, und als er ſeine Audienz bey dem König bekam, wollte er mit einem achtſpännigen Wagen in den Hof fahren. Man hielt ihn am Thore auf, und nach einem ziemlich langen Wortwechſel mußte er endlich ſechs Pferde ausſpannen laſſen, und, Gebrauch gemäß, mit zweyen hereinfahren. Er ließ es nicht bloß dabey bewenden. Nachdem er bey den Prinzen vom Geblüt ſeine Viſite abgelegt hatte, erwartete er mit Recht die ihrige. Der Prinz von Conti, der ſich zuerſt in dieſer Abſicht zu ihm begab, ſah ſich aus ſeinem Wagen vergebens nach dem Botſchafter um, der nach der Regel ihn unten an der Treppe hätte empfangen ſollen, er wartete eine Zeitlang im Wagen; als aber Stairs nicht erſchien, ließ er umwenden, und fuhr ſogleich zum Regenten, bey dem er ſich beklagte. Die Prinzeßinnen, bey

denen Stairs ſchon Audienz verlangt hatte, erhielten hierauf die Weiſung, ihn nicht anzunehmen, bis er gegen die Prinzen ſeine Schuldigkeit beobachtet hätte. Es verſtrichen zwey Monate in Zänkereyen und Unterhandlungen über dieſen Punkt, und Stairs war endlich gezwungen, ſich nach der Regel zu fügen.

Der Regent, dem die Streitigkeiten über die Konſtitution noch immer zur Laſt lagen, würde ihnen durch eine gewiſſe Feſtigkeit leicht Einhalt gethan haben; er hatte Beyſpiele vor ſich, was ein Fürſt vermag, der die Sprache des Herrn zu führen weiß. Als der Erzbiſchof von Mecheln, de Boſſü, ſich mit zum Apoſtel der Conſtitution aufwerfen wollte, ließ ihm der Kaiſer verbieten, über dieſe Materie zu ſprechen oder zu ſchreiben, und der Prälat blieb ruhig.

Der König von Sardinien ließ bey den erſten Bewegungen die über den nämlichen Punkt entſtanden, die Superioren der Jeſuiten vor ſich kommen, und erklärte gegen ſie, er wolle nicht, daß man es bey ihm triebe wie in Frankreich, und wenn im mindeſten von Konſtitution die Rede ſeyn ſollte, ſo würde er ſie alle fortjagen. Die ehrerbietigen Patres ſuchten ihn zu überzeugen, daß ſie ganz und gar keinen Antheil an dieſen Zwiſtigkeiten hätten. „Ich laſſe mich,“ ſagte der König, „hierüber nicht in Erklärungen ein; wenn ich aber je wieder davon ſprechen höre, ſo jage ich Euch ohne alle Rückkehr fort.“ Er entließ ſie mit einem leichten Kopfnicken, wandte ihnen den Rücken, und hörte nie wieder ein Wort von der Konſtitution.

In Frankreich verhielt es ſich anders, wo eine offne Fehde zwiſchen den Anhängern der Konſtitution und den Appellirenden war. Das Parlament, das dem Römiſchen Hof ſehr entgegen war, that allen Unternehmunger deſſelben Einhalt, und erließ eine Verordnung gegen das

Digitized by Google

das Dekret der Inquiſition, welches alle Opponirenden an das heilige Amt denuncirte. Einige Zeit vorher war ein Gerichtsdiener vom Chatelet, Namens Le Grand, nach Rom gegangen, hatte ſich unter den Haufen der Leute, welche dem Pabſt Bittſchriften übergaben, geſtellt, und ihm die Appellations Urkunde der vier Biſchöfe zu eignen Händen übergeben; am Abend ſchlug er ſie im Vatikan, auf dem Campo di Flora an, und reiſte mit Extrapoſt zurück. Auf dem Rückwege begegnete er dem Kourier des Nuntius Bentivoglio, der ihn fragte, was es in Rom Neues gäbe. Wenn Sie hinkommen, antwortete Le Grand, werden Sie von mir hören. Paulucci, Staats-Secretair Klemens des Eilften, war ſehr verwundert, unter den Bittſchriften die ihm der Pabſt zuſandte, eine gerichtliche Andeutung an Seine Heiligkeit in eigner Perſon zu finden.

Unterdeſſen machte die Franzöſiſche Armee in Navarra Fortſchritte. Fontarabie und San Sebaſtian waren erobert, und die Spaniſche Armee fand ſich auſſer Stand der unſrigen entgegen zu arbeiten. Ihre Flotte war im vorigen Jahre durch den Admiral Bing, den Anführer der Engliſchen, geſchlagen worden, und ſein Sohn, Capitain Bing brachte die Nachricht davon nach Paris. Es iſt der nämliche, der nachher den Unfall, den er zu Anfang des gegenwärtigen Kriegs vor Mahon erlitt, mit ſeinem Kopf bezahlen mußte. Sein Blut mag mit Recht oder mit Unrecht vergoſſen worden ſeyn, ſo ſind doch alle Siege der Engländer daraus entſproſſen. Auch wir würden uns, bey allen Widerwärtigkeiten die uns begegnet ſind, doch erholen können, wenn wir von dieſen Nebenbuhlern gelernt hätten, daß man belohnen und ſtrafen muß.

Während daß man gegen Spanien den Krieg führte, bemühte man ſich allen die mit Alberoni Verſtändniße ge-

habt hatten, auf die Spur zu kommen. Der Regent wollte nicht, daß dem Herzog und der Herzogin vom Maine förmlich ihr Prozeß gemacht würde, aber er fürchtete zugleich den Vorwurf, daß er ſie aus perſönlichem Haß hätte feſtſetzen laſſen. Er forderte daher von der Herzogin eine Erklärung über ihr ganzes Komplott mit Cellamare und mit Alberoni. So viel Umſchweiſe ſie auch bey ihren Geſtändniſſen gebrauchte, ſo erfolgte immer daraus, daß man den Plan gehabt hatte, Paris, die Provinzen, und insbeſondre die Bretagne, wo die Spaniſchen Schiffe aufgenommen werden ſollten, gegen den Regenten zu empören. Um ihren Mann aus der Verantwortung zu ziehen, erklärte ſie, daß er zu furchtſam wäre, als daß ſie ihm je einen Anſchlag mitgetheilt hätte, der ihn erſchreckt haben würde, und den er zuverläßig angegeben hätte. Wenn es den Herzog vom Maine erleichterte ſich gerechtfertigt zu ſehen, ſo mußten ihm wenigſtens die Gründe, die man dazu anführte, nicht ſehr ſchmeichelhaft ſeyn.

Sie nannte übrigens alle Theilhaber der Verſchwörung, unter denen viele Edelleute aus Bretagne waren.

Ich habe den Prozeß derer, die zu Nantes hingerichtet wurden, vor Augen gehabt. Ich habe mich oft mit einigen von den Richtern, und von denen die in Effigie gerichtet wurden, über die Sache unterhalten; aber niemals iſt mir ein ungeſchickter angelegtes Komplott vorgeommen. Viele wußten nicht beſtimmt wovon die Rede wäre, oder verſtanden ſich nicht unter einander. Die meiſten glaubten blos im Allgemeinen daß eine Revolution vor ſich gehen würde; und hatten ſich verbindlich gemacht ſie zu unterſtützen; viele hatten ihr Wort und ihre Unterſchrift gegeben, ohne ſich in weitere Unterſuchung einzulaſſen. Es waren welche darunter, die einen Grad von

von Thorheit gegen mich eingeſtanden haben, den ich für unmöglich gehalten hätte, wenn die Erklärung der Herzogin vom Maine nicht damit übereinſtimmte: ſie dachten den König auf einer Reiſe nach Rambouillet zu entführen, ihn nach Bretagne zu geleiten, und von da aus dem Regenten Geſetze vorzuſchreiben *a*). Wenn man den verſchiednen Gliedern dieſer Sache nachgeht, ſo findet man manchen Bretagner darinn verwickelt, der den Namen der Herzogin vom Maine nie hatte nennen gehört. Für gewiſſe Mitſchuldige, die ich gekannt habe, konnte man ſich des Mitleidens nicht erwehren, wenn man ihren geringen perſönlichen Werth in Betrachtung zog.

Der Herzog und die Herzogin erhielten endlich ihre Freyheit, und der Regent ließ nach und nach alle die wegen dieſer Sache in der Baſtille waren, ebenfalls wieder auf freien Fuß ſetzen. Wahrſcheinlich würde er gegen die Bretagniſchen Edelleute mit der nämlichen Milde gehandelt haben, wenn man ihn nicht überredet hätte, daß einige Beyſpiele von Strenge nöthig wären. Man ernannte demnach eine Kommiſſion, die ſich in Nantes nieder-

a) Noch ſcheint man die Veränderungen, die in dieſem Jahrhundert ſtufenweiſe bis auf unſre Zeiten mit den menſchlichen Vorſtellungen und Handlungen vorgegangen ſind, nicht erſchöpft zu haben; und man dürfte ſie oft beſtimmter und einfacher finden, als ſie in den meiſten Köpfen erſcheinen. Im gegenwärtigen Augenblick verwundert man ſich mehr über Düclos Verwunderung, als über die thörige Einbildung dieſer Verſchwornen; Könige werden entführt und zurückgebracht wie die Schönen in den Ritterzeiten, man kann ſich ſogar nicht mehr gewöhnen zu denken, daß ſie ohne Arg ſtill ſitzen, man ſieht, man hört, oder man träumt von nichts mehr als von entführten Königen. Uebrigens frage man den Franzöſiſchen Adel, ob aus dem was Düclos nur für kindiſche Thorheit hält, nicht ein Faden herüberreichte in die Begebenheiten der drey letzten Jahre. Für die Erhaltung vorhandner Privilegien wollte man an die Quelle der öffentlichen Gewalt ſtürmen, und bereitete was ſpäterhin gethan wurde für Rechte, die noch zu erſchaffen und zu erobern waren.

Digitized by Google

niederließ, um den Prozeß der Angeklagten zu unterſuchen; und ſo opferte man gerade die Unſchuldigſten oder wenigſtens diejenigen, deren Fehler am verzeihlichſten war. Die Liebe für mein Vaterland wird mich nicht partenisch machen, noch mich bewegen die Wahrheit zu verrathen; aber ich muß einer Provinz Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die dem König auf eine edle Art zugethan war, und die ſich gegen die Verletzung ihrer Vorrechte auflehnte. Die Völker die am eifrigſten auf ihre Rechte halten, ſind auch immer diejenigen, die ihre Pflichten am meiſten lieben; und das Mißvergnügen der Bretagner war in ſeinem Urſprung gegründet. Die Stände hatten von ihrem Schatzmeiſter, Montaran, verlangt daß er Rechnung ablegen ſollte; nichts war gerechter, und nichts konnte dem Staat weniger angehen, vielmehr hätte der Regent ein ſo ordentliches Verfahren billigen ſollen. Zum Unglück für die Provinz hatte Montaran einen Bruder, der Hauptmann in der Garde war, ein großer Spieler, und der in der guten Geſellſchaft ſehr herumkam. Ein ſolcher Menſch iſt für Paris ein intereſſantes Weſen. Er ſteckte ſich hinter verſchiedne Weiber, die ſonnenklar bewieſen, daß man dem Bruder eines Mannes, welcher der Geſellſchaft ſo nützlich wäre, viel Schonung erweiſen müßte; und die Stände waren gezwungen ihr Vorhaben aufzugeben. Ein gewiſſer Unmuth bemächtigte ſich von daher der guten Bürger, und wenn ſie aufhörten es zu ſeyn, ſo mußte der Regent ſich's zurechnen, die erſte Urſache dazu gegeben zu haben, indem er die Gerechtigkeit und die Ordnung Weiber-Kabalen aufopferte. Wir werden die unglücklichen Folgen davon ſehen; zuvor aber will ich einige frühere Ereigniſſe anführen, um die Zeitordnung nicht zu ſehr umzuſtoßen.

Der Herzog von Richelieu war unter den erſten, die ihre Freyheit erhielten. Er erſchien nicht ſogleich bey Hofe;

nachdem

Digitized by Google

nachdem er ſich aber zwey bis drei Monate auf verſchiedenen Landgütern herumgetrieben hatte, zeigte er ſich mit einem glänzenden Anſtrich von Wichtigkeit, den ihm eine Staatsgefangenſchaft gab, und mit dem hochfahrenden Anſehen eines jungen Mannes, der ſeine Freyheit der Liebe verdankt. Ich werde zuweilen Gelegenheit haben von ihm zu ſprechen, wenn ich dieſe Memoiren ſo weit fortführe, als ich mirs vorgeſetzt habe. Man wird einen ziemlich ſonderbaren Menſchen an ihm ſehen, der immer geſucht hat Lärm zu machen, und nie hat dazu kommen können berühmt zu ſeyn; der, in Unterhandlungen und an der Spitze der Armeen gebraucht, nie für einen Staatsmann angeſehen worden iſt, wohl aber für den oberſten unter den Leuten nach der Mode, deren Aelteſter er geblieben iſt.

Man hat geſehen, worin ſein Verbrechen beſtand. Um zu begreifen, was ihm ſeine Freyſprechung zuwege brachte, muß man wiſſen, daß während die Juſtizkammer ſaß, Bertelot de Pleneuf, der ſich bey den Lieferungen und den Lazareten der Armee bereichert hatte, nach Turin flüchtete. Da er den Geiſt der Intrigue nicht weniger beſaß, als den der Geſchäfte, ſo machte er ſich mit den Subalternen in den Departements bekannt, ſchmeichelte ſich ſtufenweiſe bey den Miniſtern dieſes Hofs ein, und um ſich ein Verdienſt zu machen, das ihm eine angenehme Rückkehr nach Frankreich verſchaffen könnte, unternahm er eine Heyrath zwiſchen Mademoiſelle de Valois, einer Tochter des Regenten, und dem Prinzen von Piemont, dem Sohn des Königs Victor, zu ſtiften. Wie er den Vorſchlag in Turin ziemlich gut aufgenommen ſah, trug er ſeiner Frau, die er in Paris gelaſſen hatte, auf, dem Regenten davon Nachricht zu geben; dieſer fand die Heyrath ſehr nach ſeinem Geſchmack, und empfahl dem Abbe Dubois in der Sache weiter zu arbeiten. Er konnte die Sache nicht in ſchlimmere Hände geben. Der Abbe hatte

Digitized by Google

zur Abſicht, die Gunſt des Kaiſers zu gewinnen, durch welche er den Kardinalshut erlangen wollte, und begünſtigte daher den Anſchlag dieſes Monarchen, dem König Victor Sicilien zu entreiſſen. Es war ihm alſo keinesweges dienlich, den Regenten in Verbindung mit dem Turiner Hof zu bringen. Er ſchlug den Weg ein, für den glücklichen Erfolg dieſes Heirathsprojekts viel Eifer zu zeigen, um zu verhüten, daß die Unterhandlung einem andern übertragen würde, und ſie doch ſcheitern zu machen. Er bediente ſich mit vieler Liſt der Umſtände, und der Kenntniß, die er von der Denkungsart der Mutter des Regenten hatte.

Während daß über dieſe Heyrath negocirt wurde, hatte Mademoiſelle de Valois eine Leidenſchaft für den Herzog von Richelieu gefaßt; ihre Unvorſichtigkeit dabey und ſeine Stutzerhaftigkeit gaben der Sache ſo viel Ausbruch, daß Madame davon zu hören bekam. Sie nahm es mit eben ſo viel Hochmuth als Tugend, hielt ihre Enkelin ſo ſehr ſie konnte in ihrer Nähe, und ließ dem Herzog von Richelieu bedeuten, wenn er ſich etwas aus ſeinem Leben machte, möchte er ſich von den Orten, wo ſie wäre, entfernt halten.

Richelieu war klug genug, ſich die Warnung zu Herzen zu nehmen; überdem hatte er von dem Abentheuer die Frucht ſchon geärntet, die für ihn die koſtbarſte war: es hatte Lärm gemacht.

Der Abbe Dûbois ergrif dieſen Augenblick, um die Heirathsunterhandlung ruchbar werden zu laſſen. Die Nachricht gelangte bis zu Madame, die eine ziemlich regelmäßige freundſchaftliche Korreſpondenz mit der Königin von Sicilien unterhielt. In ihrem Verdruß gegen ihre Enkelin hatte ſie nichts eiligeres, als der Königin von Sicilien zu ſchreiben, daß ſie viel zu ſehr ihre Freundin wäre, um ihr ein ſo ſchlechtes Präſent zu machen, als Mademoiſelle de Valois ſeyn würde. Einige Tage darauf, und wie der

Brief ſchon abgegeben ſeyn mußte, erklärte Madame gegen den Herzog und die Herzogin von Orleans, was ſie für eine Heldenthat von Offenherzigkeit gethan hatte. Die Herzogin war in Verzweiflung, Mademoiſelle de Valois bekümmerte ſich wenig darum, der Abbe Dûbois ſtellte ſich aufgebracht, und freute ſich innerlich über ſeine Schurkenſchliche. Der Regent lachte bloß über das deutſche Stückchen ſeiner Mutter, und war ziemlich gleichgültig bey dem Schmerz ſeiner Gemahlin.

Indeſſen ſann er doch darauf, eine Tochter loß zu werden, die in die Fußtapfen ihrer Schweſter, der Herzogin von Berri, zu treten verſprach; und ob ihm gleich die Ehre ſeiner Familie nicht ſehr am Herzen lag, ſo wollte er doch Ausſchweifungen verhüten, die von einem unverheiratheten Mädchen auffallender geweſen wären, als von einer Wittwe. Er eilte daher eine Heirath zwiſchen Mademoiſelle de Valois und dem Sohn des Herzogs von Modena abzuſchließen, der ſich durch dieſe Verbindung ſehr geehrt fand, und was ihm auch über die Prinzeßin zu Ohren gekommen ſeyn mochte, nicht berechtigt war, ſo viel Umſtände zu machen.

Mademoiſelle de Valois entſchloß ſich zwar ſchwerer, aber ſie mußte gehorchen. Zum Lohn ihres Opfers verlangte ſie wenigſtens die Gnade des Herzogs von Richelieu, der von der Liebe früher erhielt, was ihm endlich von der Milde des Regenten auch geworden wäre.

Dieſe häuslichen Unannehmlichkeiten beunruhigten den Regenten weit weniger, als die Schwierigkeiten, die das Parlament machte. Dieſes war von der Betäubung, in welche das lit de juſtice es geſtürzt hatte, zurückgekommen; es hat den Grundſatz, nur die Einregiſtrirungen, welche frey und nach vorgängiger Unterſuchung geſchehen ſind, als rechtsgültig anzuſehen. Die Einregiſtrirung iſt nach dieſen Maximen keine bloße Promulgationsform, das Parlament glaubt, ohne es jedoch ausdrücklich zu ſagen,

dem

dem Geſetz, das es einregiſtrirt, die Sanktion zu geben, und hält alles, was der König aus Machtvollkommenheit, und ohne die Freyheit der Stimmen thut, für nichtig. Ich werde mich in eine ſo kützliche Unterſuchung nicht einlaſſen. Immer iſt es zu wünſchen, daß eine abſolute Gewalt ein Gegengewicht habe, das ſie verhindert, willkührlich zu werden. Ich habe öfters mit Männern, die in unſern Geſetzen und unſrer Geſchichte ſehr bewandert waren, dieſe Sätze zu erörtern geſucht. Einer von den aufgeklärteſten und eifrigſten Parlamentsmännern, den ich einmal um die beſtimmte Gränzlinie fragte, welche die Anmaßung von dem Recht der Parlamente unterſcheidet, gab mir zur Antwort: Die urſprünglichen Grundſätze wären in dieſer Sache ſehr dunkel, aber in der Ausübung käme alles darauf hinaus, daß unter einem ſchwachen König das Parlament ſtark, und unter einem ſtarken, ſchwach wäre. Ein Miniſter, der aufrichtig ſeyn wollte, würde vielleicht die nämliche Entſcheidung geben, wenn er ſich über die königliche Gewalt, in Bezug auf die Nation, zu erklären hätte *a*).

Der Regent hatte in ſeinem Verdruß über die Widerſetzlichkeit des Parlaments bey Law's Operationen den Entſchluß gefaßt, die Einregiſtrirung zu übergehen. Demohngeachtet fühlte er die Nothwendigkeit mit der öffentlichen Meynung abzurechnen, die das Parlament für vieles zählt. Laws Syſtem hatte übrigens das erwünſchteſte Glück. Die Bankozettel, die Aktien, alle Arten von Papier wurden dem Geld vorgezogen, das unter allen Nationen einen beſtimmten Werth hat; dahingegen alle Effekte in Papier einen idealiſchen Gehalt haben, der immer aller Zuſätze der Einbildungskraft empfänglich iſt. Man würde heutzutage Mühe haben, begreiflich zu machen, welche Wuth ſich aller Köpfe bemächtigt hatte. Es giebt Thorheiten

a) Unſtreitig; aber die Frage iſt ja wohl mehr, wobey der Staat ſich am beſten befindet? Und dieſe Frage ſcheint jetzt unentſchiedner, obgleich vielleicht ihrer Entſcheidung näher, als jemals.

Digitized by Google

heiten, die außer der Zeit, wo ſie wie epidemiſch herrſchen, unglaublich ſind. Law, der beſſer als irgend jemand die Kataſtrophe ſeines Stücks vorausſah, hätte ſich ſehr gern mit der Billigung des Parlaments vor der einsmaligen öffentlichen Ahndung verwahrt. Aber der Regent fand beym Parlament einen fortdauernden ſtarken Widerſtand, der vielleicht der Neuheit des Syſtems eben ſo ſehr galt, als der Thorheit deſſelben.

Wie Law endlich die Hofnung aufgeben mußte, es beym Parlament durchzuſetzen, entwarf er den Plan, daſſelbe zu vernichten. Von dem Abbe Dubois und dem Herzog von la Force unterſtützt, überredete er den Regenten, alle obrigkeitlichen Aemter mit Papiergeld wieder einzulöſen. Das Publikum, behaupteten ſie, würde die Kaufbarkeit der Aemter mit Vergnügen aufheben ſehen; der König würde ſich dadurch zum Meiſter des Parlaments machen, und jede Präſidenten- oder Rathsſtelle würde nichts weiter als eine willkührlich zurückzunehmende Kommiſſion ſeyn.

Wie ſehr man auch gegen die Kaufbarkeit der Aemter deklamiren mag, ſo begreift man nach einer reifen Unterſuchung, daß es eben ſo gefährlich iſt, gewiſſe Mißbräuche aufzuheben, als ſie einzuführen.

Die Wiedereinlöſung der Aemter, von dem neuen Plan zur Staatsverwaltung, den man vorſchlug, begleitet, vernichtete die Magiſtratur; und wie unentbehrlich iſt dieſe nicht in Frankreich? Wenn das Parlament den Gang der Regierung in gewiſſen Fällen zur ungelegnen Zeit verwirrt hat, welche Dienſte hat es dafür nicht geleiſtet? Wenn auch nicht alle Glieder deſſelben von dem Gift der Ligue unangeſteckt blieben, ſo war es doch das geſammte Parlament, das ſie ausrottete. Selbſt diejenigen, welche das Parlament der Ligue ausmachten, erklärten ſich, mitten unter den Guiſen und den Spaniern, für die Grundſätze der Monarchie. Alſo iſt es das Par-

lament, das die Krone im regierenden Haus erhalten hat. So übertrieben auch ſeine Anſprüche lauten mögen, ſo kann der König ſeiner Gewalt nur Furcht, das Parlament aber derſelben Achtung verſchaffen. Welchen Vortheil macht es nicht für den König, eine Geſanntſchaft zu haben, deren immer gleichförmige Grundſätze ſich den Unternehmungen des Römiſchen Hofs, und ſogar der Franzöſiſchen, weltlichen oder regelmäßigen Geiſtlichkeit widerſetzen? Welchen Vortheil macht es nicht für die Unterthanen, daß dieſelbe Geſanntſchaft die äußerſten Folgen des miniſteriellen Einfluſſes doch gewiſſermaßen hemmen kann? Das Parlament kann der Schwäche eines furchtſamen Fürſten abhelfen, und einem mächtigen, doch abergläubiſchen Monarchen gegen die Eingebungen eines fanatiſchen Beichtvaters die Augen öfnen. Bey wie vielen Gelegenheiten kann ein König durch dieſen Weg etwas Gutes geſchehen laſſen, das ſeine Klugheit ihn abhält, unmittelbar ſelbſt zu ſchaffen?

Obgleich Ernennungen zu geiſtlichen Aemtern nicht zur Weltgeſchichte gehören, ſo werde ich diejenigen doch anführen, bey welchen etwas beſonders mit eingefloſſen iſt. Der Abbe de la Tour d'Auvergne wurde zum Erzbisthum von Tours ernannt. Der Abbe de Theſul, dem der Regent die Liſte diktirte, rief aus: „ach gnädiger Herr, welche Wahl! Denken Sie doch auf den Anſtoß, den das geben wird.“ — „Was Teufel,“ ſagte der Regent, „ich weiß es wohl, aber die Bouillons laſſen mir keinen Frieden, ich will ſie loß werden, ſchreib du nur.“ Theſul ſchrieb. Zu derſelben Zeit ernannte man zum Bisthum Siſteron den Jeſuiten Laffiteau, der zu Rom Geſchäftsträger war, und dort das nämliche Leben führte, wie der Nuntius Bentivoglio in Paris; ſo daß er vor ſeiner Konſekration gezwungen war, ſtatt der hergebrachten Vorbereitung im Seminario, bey einem Chirurgus

eine

eine Quarantaine zu halten. Er war eine von den groſsen Säulen der Konſtitution, doch war es das nicht, was ihn Biſchof werden ließ. Der Abbe Dübois hatte ihn zum Vertrauten ſeines Wunſches, Kardinal zu werden, gemacht, und bezahlte ihn in Rom, um die Mittel dazu vorzubereiten. Der Jeſuit, der die nämlichen Abſichten hatte, nahm das Geld, und wandte es für ſich ſelbſt an. Die Spitzbuben errathen einander; Dübois kam dahinter, und da er noch nicht mächtig genug war, um eine Rache zu nehmen, die ſeine Abſichten verrathen hätte, ſo beſchloß er ihn, unter dem Vorwande, ſeine Dienſte zu belohnen, auf die Seite zu ſchaffen. Laffiteau hatte alſo wenigſtens dieſes mit den erſten Biſchöfen gemein, daß er es wider ſeinen Willen wurde. Vom Römiſchen und vom Franzöſiſchen Hof gleich entfernt, ſah er ſich zu Siſteron in einer Art von anſtändiger Verweiſung.

Le Blanc, Staatsſekretair, machte bey der nämlichen Promotion von ſeinem Einfluß Gebrauch, um ſeinem Bruder, dem Abbe le Blanc, der Pfarrer von Dammartin, ein rechtſchafner Mann und ein guter Geiſtlicher war, das Biſthum Avranches zu verſchaffen.

Der Abbe Guerin de Tencin gieng an Laffiteaus Stelle nach Rom, damit man deſſen Mangel nicht ſpürte. In vielen Rückſichten war er indeſſen beſſer als ſein Vorgänger. Er war der Sohn eines Parlamentspräſidenten von Grenoble, hatte Figur und Verſtand, vorzüglich zum kabaliren, und da er weder durch Bedenklichkeiten noch Sitten ſeines Standes gefeſſelt wurde, gelangte er zu dem glänzendſten Glück: er ſtarb als Kardinal und Erzbiſchof von Lyon. Seine Schweſter, die Stiftsdame war, unterſtützte ihn ſehr in ſeiner Laufbahn; ſie war ein Herz und eine Seele mit dieſem Bruder, und ließ allen Ehrgeitz, den ſie gehabt hätte, wenn es eine Eigenſchaft ihres Geſchlechts geweſen wäre, auf ihn zurückfallen. Sich behielt ſie nichts vor als die Galanterie, die ſie eben ſo oft

Digitized by Google

als Mittel zu Erreichung ihrer Abſichten, als zu Befriedigung ihres Hangs zum Vergnügen brauchte. Ich habe ſie ſehr gut gekannt, es iſt nicht möglich mehr Geiſt zu haben, und ſie nahm immer den der Leute, mit denen ſie zu thun hatte, an. Der Bruder und die Schweſter hatten ſich ein zuſammenhängendes Syſtem aus der Schmeicheley gemacht, und ob ſie gleich die Indiſkretion hatten, es ſelbſt auszuplaudern, ob ſie es gleich bis zum Ekel trieben, ſo mißlang es ihnen doch nie. Die geſchickteſten Nebenbuhlerinnen in der Kunſt der Intrigue mußten der Tencin weichen. Sie war in ihrer Jugend ſehr ſchön, und behielt in einem ſpäteren Alter alle Reize des Verſtands; ſie gefiel ſelbſt denen, die ihre ganzen Abentheuer wußten.

Ihre Aeltern machten ſie wider ihren Willen zur Nonne; als ſie in dem Kloſter Montfleuri bey Grenoble ihr Gelübde ablegte, ſann ſie auf die Mittel es zu brechen; und ihr Beichtvater war das blinde Werkzeug, deſſen ſie ſich zu dieſer Abſicht bediente. Es war ein ehrlicher, ſehr eingeſchränkter Mann, der ſich in ſie verliebte, ohne es ſelbſt im mindeſten inne zu werden. Seine Beichttochter aber verſtand ſich deſto beſſer darauf, machte ſich die Schwäche des heiligen Mannes liſtig zu Nutze, gebrauchte ihn als ihren eifrigen Kommiſſionär, lockte ihm die nöthigen Erläuterungen ab; und wie die Sachen auf den erwünſchten Punkt gekommen waren, proteſtirte ſie gegen ihre Gelübde, und ſetzte es durch, daß ſie aus ihrem Kloſter in das Stift Neuville, bey Lyon, als Stiftsdame kam. Ich habe alle dieſe Umſtände von ihr ſelbſt. Sie war bald ſo frey, als ſie nur verlangen konnte. Die Neigung, die der Abbe Dübois für ſie faßte, that das Uebrige. Es iſt mir erzählt worden, daß ſie mit dem Regenten eine Intrigue gehabt hatte, die von keiner Dauer war; ſie eilte ſich etwas zu ſehr an ihr Ziel zu kommen, und der Herzog wurde ſie ſatt. Er nahm ſie alſo nur auf dem Flug, und ſagte,

er liebte die H. ... nicht, die im Bett von Geſchäften ſprächen. Von dem Herrn fiel ſie dem Diener zu, und der Einfluß, den ſie über Dübois gewann, tröſtete ſie. Es war übrigens nicht ihr Probeſtück, ſie hatte 1717 ſchon von Deſtouches, den man gemeiniglich Deſtouches Canon nannte, ein Kind 1) gehabt.

Ihren Bruder, den Abbé de Tencin, liebte ſie leidenſchaftlich, und ſeine Erhöhung wurde faſt der einzige Gegenſtand aller ihrer Intriguen. Sie war nicht im mindeſten eigennützig, ſie ſah das Geld nur als ein Mittel an, gewiſſe Abſichten zu erreichen, nicht als ein Ziel das würdig geweſen wäre, ſie zu befriedigen. Sie hat immer nur ſehr mittelmäßige Einkünfte gehabt, und verlangte blos für ihren Bruder Reichthümer, um damit dem Ehrgeiz fortzuhelfen. Sie war übrigens ſehr dienſtfertig, wenn ſie keine entgegengeſetzten Rückſichten hatte. Sie ſtrebte nach dem Ruf, eine eifrige Freundin oder eine erklärte Gegnerin zu ſeyn, ergriff mit Geſchicklichkeit einige Veranlaſſungen, die es beweiſen konnten, und zog dadurch viele Leute von Verdienſt an ſich.

Sie brauchte nicht ihre ganze Gewalt über den Abbé Dübois aufzubieten, um ihn für ihren Bruder zu intereſſiren. Dübois erkannte dieſen bald für den Handlanger, deſſen er bedurfte. Er fieng damit an, ihm eine geiſtliche Arbeit aufzutragen, die nicht gar zu ſchwer war, und doch Lärm machen mußte; es war die Bekehrung von Law. Dieſer Schottländer kannte Frankreich ſchon genug, um zu wiſſen, daß man die Schuldigen dort ſelten beſtraft, wenn ſie große Stellen bekleidet haben. Darum wollte er gern Generalkontroleur der Finanzen werden; das konnte er aber nicht, ohne ſich nationaliſiren zu laſſen, und nationaliſirt konnte er nicht werden, ohne die katholiſche Religion

1) Dieſes Kind iſt ein berühmter Mann geworden, ein eben ſo tugendhafter als aufgeklärter Mann; es iſt d'Alembert.

gion anzunehmen. Er bekannte ſich ohngefähr zur proteſtantiſchen, und der Abbe de Tencin bekam dieſen Proſelyten. Nach der Zeit, die zu einer ſolchen Bekehrung als nothwendig angeſehen wurde, feierte Law ſeine Abſchwörung zu Melün, aus Furcht, daß man in der Hauptſtadt einen Scherz daraus machen möchte; und Tencin zog aus dieſer frommen Arbeit eine Menge von Aktien und Bankozetteln. Ich finde indeſſen in einem ſeiner Briefe an ſeine Schweſter, daß er Klage führt, weil ſein Vermögen der öffentlichen Meinung nicht entſpricht, und daß er ſehr bedauert, dieſe nicht gerechtfertigt zu haben. Wie dem auch ſey, ſo machte dieſe Art von Simonie ihm keine Händel; aber er wurde wegen einer andern, durch den Abbe de Veſſiere vor das Parlament belangt, und begieng in dieſem Prozeß eine außerordentliche Unvorſichtigkeit, als er in Perſon dem Rechtstage beywohnte. Wie Aubry, der Advokat des Klägers, einen Augenblick in ſeinen Anführungen zu weichen ſchien, wollte Tencins Advokat den Vortheil benutzen, ereiferte ſich über eine ſchwankende und unerweisliche Anklage, und läugnete den ſimoniſchen Handel. Aubry ſpielte den Verlegenen. Der Abbe glaubte nun Wunder zu thun, wenn er den Augenblick ergriff, um die Verläumdung niederzuſchlagen, und erbot ſich, wenn das Gericht es erlaubte, ſich durch einen Eid zu reinigen. Hier hielt ihn Aubry plötzlich an, ſagte, daß es deſſen nicht bedürfte, und wies die Urkunde des Handels im Original vor. Es war eine Theaterſzene. Die Richter äußerten ihren Unwillen, die Anweſenden brachen in Ziſchen und Hohngelächter aus, der Abbe, aus aller Faſſung gebracht, verſuchte ſich wegzuſtehlen; aber wohlmeinende Leute verſperrten ihm den Weg, und zwangen ihn lange zur Schau zu ſtehen, eh ſie ihn entfliehen ließen.

Da der Abbe de Tencin nun nichts mehr hatte, das ihn bewegen konnte in Paris zu bleiben, ſo reiſte er nach ſeinem Geſandtſchaftsposten in Rom ab. Ich ſehe aus ſeinen Briefen, daß

daß er dieſe Sache immer auf dem Herzen behalten hat. Wir werden bald finden wie er in Rom Beweiſe gab, daß dieſe Klugheitslehre, die er im Parlament empfangen hatte, bey ihm fruchtete, und wie er ſelbſt gezeigt hat, welchen Nutzen man von einem unterzeichneten Handelskontrakt ziehen kann.

So wie ich von einer Beſetzung der geiſtlichen Aemter geſprochen habe, bey welcher ſich einige Anmerkungen darboten, ſo werde ich aus dem nämlichen Grunde eine Ernennung von Kardinälen, die in dieſem Jahre Statt hatte, nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Belluga, Biſchof von Murcia in Spanien, fand ſich mit bey dieſer Promotion. Er hatte während des Succeſſionskriegs Philipp dem Fünften die größten Dienſte erwieſen. Wie dieſer Fürſt gezwungen war aus ſeiner Reſidenz zu flüchten, ermahnte Belluga ſeine Diözes zur Treue, und verband mit pathetiſchen Kanzelreden ein noch kräftigeres Beyſpiel; denn er verkaufte alles was er beſaß, zahlte aus ſeinem Vermögen den Truppen zwey Monate von ihrem Sold, erhielt die Armee, und entflammte die ganze Nation mit einem Heldenmuth, der den König wieder auf den Thron ſetzte. Belluga, überzeugt, daß er bloß ſeine Pflicht gethan hätte, erſchien nachher nicht wieder am Hof, und beſchäftigte ſich in ſeiner Diözes ganz allein mit dem Biſchöflichen Amt.

Wir haben geſehen, daß Alberoni durch Philipp den Fünften vom Pabſt ein Indult verlangen ließ, kraft deſſen alle geiſtlichen Güter taxirt wurden, um zu den Koſten des Kriegs gegen den Kaiſer beyzutragen. Die Taxe wurde weit über das Indult hinausgetrieben. Belluga ſah den Ueberſchuß für einen Mißbrauch der Gewalt an, und weigerte ſich zu zahlen. Das Beyſpiel eines ſo geehrten Prälaten wurde von der geſammten Geiſtlichkeit nachgeahmt. Der Pabſt, der mit Philipp dem Fünften unzufrieden war,

Digitized by Google

nahm das Indult zurück, und der König unternahm es, die Erhebung der Auflage aus eigner Gewalt fortſetzen zu laſſen; aber er bedrohte vergebens den Biſchof von Murcia, der auf ſeiner Weigerung beſtand.

In dieſen Umſtänden machte der Pabſt eine Promotion von zehn Kardinälen, unter welchen Belluga mit begriffen war. Dieſer erklärte, daß er ohne die Erlaubniß des Königs ſeines Herren nicht annehmen würde. Philipp war ſehr entfernt ſie zu geben, er ſah dieſe Ernennung als eine perſönliche Beleidigung an, und ließ, ſobald er ſie erfuhr, Belluga verbieten anzunehmen; doch war ſeine Weigerung dem Befehl des Königs ſchon vorhergegangen. Der Pabſt, noch unzufriedner als der König, ſchrieb an Belluga ein Breve, durch welches er ihm geboт, im Verfolg der heiligen Obedienz, den Purpur anzunehmen. Belluga antwortete dem heiligen Vater, daß es für die Religion gleichgültig wäre, ob er Kardinal würde oder nicht; daß es aber die Pflicht eines Unterthanen wäre, ſeinem Fürſten zu gehorchen. Der Pabſt drohte dem Prälaten, den aber die Drohungen Seiner Heiligkeit nicht mehr erſchütterten als es die des Königs, wegen der Auflage, gethan hatten. Er machte ſich am Hofe auf keine Weiſe ein Verdienſt daraus, und beſtand bey'm Hut eben ſo feſt auf ſeine Weigerung als bey der Taxe.

Viele Monate darauf wurde die Einigkeit zwiſchen den beyden Höfen hergeſtellt, ohne daß Belluga die Sache würdigte ihr nachzufragen. Da ſchickte der König ſeine Benennung zum Kardinalat für Belluga nach Rom, und gab dem Prälaten zugleich Befehl anzunehmen. Der Kardinal kam nach Madrid, überreichte dem König ſeine Kappe, empfieng ſie von ſeiner Hand und kehrte in ſeine Diözes zurück.

Man würde ein ſolches Betragen nie einem Spaniſchen Prälaten zutrauen; hier iſt das Gegenſtück dazu an einen Franzöſiſchen Kardinal von der nämlichen Promotion.

Mailly

Mailly ſtammte aus einem alten Geſchlecht von der Pikardie; er war in der Armuth geboren und lange verblieben, hatte ſich aber doch zum Erzbisthum von Arles, und nachmals zu dem von Rheims aufgeſchwungen. Um ſein Glück zu krönen, fehlte ihm nichts als der Kardinalshut; und er hatte ſchon zu der Zeit, wo er kaum im Stande war ſich zu bekleiden, nach demſelben geſtrebt. Er unterhielt eine fortdauernde Korreſpondenz mit allem was dem Römiſchen Hof anhieng, und verheimlichte dieſe Verſtändniße mit deſtomehr Vorſicht, als er unter dem verſtorbnen König in die größte Gefahr gekommen war, weil er an den Pabſt geſchrieben hatte. Es war damals für einen Geiſtlichen ein Staatsverbrechen, anders als durch den Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, oder durch die beorderten Banquiers Briefe nach Rom abgehen zu laſſen. Es bedurfte, um ihn zu retten, und ihn nachher für Rheims ernennen zu laſſen, des ganzen Einfluſſes des Pater Le Tellier. Sobald aber durch die Conſtitution unſre Grundſätze in Vergeſſenheit kamen, und der Regent alles erlaubte, that ſich Mailly keinen Zwang mehr an. Eiferſüchtig auf das Anſehen, in welchem der Kardinal Noailles ſtand, unternahm er es, ſich in der entgegengeſetzten Partey hervorzuthun, und er ließ in derſelben die größten Fanatiker, die er lau nannte, bald hinter ſich zurück. Er fand ſich ſo geſchmeichelt, als einer ſeiner Hirtenbriefe kraft einer Parlamentsverordnung verbrannt wurde, daß er eine Meſſe ſtiftete, zum ewigen Dank, wie er ſagte, daß er würdig befunden wäre, an der Schmach Chriſti Theil zu haben, und für die Gerechtigkeit zu leiden. Er hofte deshalb von dem Parlament angegriffen zu werden; aber man ſah ſo deutlich, daß er nach dem Namen eines Märtyrers ſtrebte, deſſen Krone der Kardinalshut ſeyn würde, daß man, um ihn zu ſtrafen, ihn in Ruhe ließ.

Zu Rom indeſſen wirkten dieſe Unverſchämtheiten wunderbar zu ſeinem Vortheil, und er gewann vollends

das Herz des Pabſts, indem er ihn um Mittheilung ſeiner Homelien bat, von denen man mit Bewunderung ſpräche. Das war die ſchwache Seite am guten Klemens dem Eilften, er that ſich viel darauf zu gut, daß er ausnehmend ſchön Latein ſchriebe, und mit der Hülfe des Jeſuiten Jouvenci und andrer mochte auch etwas daran ſeyn. Der Pabſt, äußerſt erfreut an Mailly zu gleicher Zeit ſo viel Religion und Geſchmack zu finden, ernannte ihn proprio motu zum Kardinal.

Der Regent war mit dem Erzbiſchof ſchon viel zu unzufrieden, als daß er dieſe Ernennung nicht mit dem heftigſten Unwillen angeſehen hätte. Er befahl ſogleich einem Fähndrich von den Gardes-du-Corps, Villeron (der nachher als Graf von Cambis Botſchafter in London wurde), nach Rheims zu gehen, dem Erzbiſchof zu verbieten, daß er die Stadt verließe und die Kappe trüge, oder wenn er ſie an ihm fände, ſie ihm wegzureißen, und wenn er ihm unterwegs begegnete, ihn umkehren zu laſſen.

La Brilliere, Neffe des Erzbiſchofs, hatte ihn durch einen Kourier von dem Zorn des Regenten benachrichtigen laſſen, um wo möglich den Unvorſichtigkeiten vorzubauen, die er in der Kardinalsmuth begehen möchte. Mailly reiſte demohngeachtet nach Paris ab, und war ſchon über Soiſſons gekommen, als ihm Villeron begegnete. Zum Glück hatte er die Kappe nicht auf, er wußte zu gut was ihm bevorſtand; Villeron war ſehr froh keine Gewaltthätigkeit nöthig zu haben, richtete ſeine Befehle aus, ermahnte den Erzbiſchof umzukehren, und brachte ihn nach langem Wortwechſel nach Soiſſons zurück, wo ſie die Nacht zubrachten. Am andern Morgen ſollte weiter gefahren werden nach Rheims. Der Erzbiſchof ſtellte Villeron vor, daß es unnöthig wäre ihn zu geleiten, daß es blos unangenehm auffallen würde, daß der Befehl für vollſtreckt anzuſehen wäre, daß Villeron, während daß er ſeinen Weg nach Rheims fortſetzte, dem Regenten in Paris Bericht

erſtat-

Digitized by Google

erſtatten könnte von dem Gehorſam, mit welchem ſeine Befehle empfangen worden wären. Villeroi gab nach; kaum aber war er fort, als der Erzbiſchof ihm nachfuhr, zwar langſam genug, um ihn nicht wieder zu treffen, aber ſchnell genug, um am nämlichen Tag in Paris anzukommen, wo er ſich verſteckt hielt.

Der Abbe de la Fare, ein thätiger, ſchwozhafter, intriguirender Menſch, der um nichts verlegen war, ſich ſchwer aus der Faſſung bringen ließ, und ſehr dazu gemacht war den erſten Ausbruch des Abbe Dúbois auszuhalten, begab ſich im Namen des Erzbiſchofs, deſſen erſter Vikarius er war, zu dieſem Miniſter. Dúbois war wütend, daß zwey Franzöſiſche Kardinäle 1) zugleich ernannt worden wären, weil er wohl fühlte, daß ein dritter Hut, nach welchem er ſtrebte, ohne es noch laut geſtehen zu dürfen, um deſto ſchwerer zu erhalten ſeyn würde, und er hatte den Zorn des Regenten ſelbſt entflammt. Man kann daraus abnehmen, wie er la Fare behandelte. Der Sturm war heftig, la Fare ließ alles über ſich ergehen; dann ſtellte er, mit liebreichem Ton, dem Abbe Dúbois vor, daß es für einen Mann von ſeinem Verdienſt, für einen großen Miniſter wie er, der im Falle wäre ſelbſt Kardinal zu ſeyn, nicht gut angienge, ſich den Gnadenaustheilungen des heiligen Vaters zu widerſetzen, bat ihn unterthänigſt dies in Erwägung zu ziehen, und entfernte ſich.

Dúbois ließ ſich dieſe Warnung geſagt ſeyn, und überlegte, daß die Sache früh oder ſpät doch beygelegt werden müßte, und daß es beſſer wäre ſich zu Rom daraus ein Verdienſt zu machen, als es andern zu überlaſſen.

Ueber-

1) Der Kardinal Geſvres, Erzbiſchof von Bourges, war der andre. Er hatte nach einander die Benennung des Königs von Pohlen, Auguſt, dann die ſeines Gegners Stanislaus, und zum zweytenmale, die des Königs Auguſt, nach ſeiner Wiedereinſetzung, gehabt. Er begab ſich nachher ſeines Erzbisthums zum Vortheil des Abbe de Roye, welcher der Kardinal de la Rochefoucault geworden iſt.

Ueberdem ſchmeichelte es ihm gar zu ſehr, daß der Abbe la Fare ihn für den Purpur gemacht fand. So war alſo nichts natürlicher als die Plane, die er darauf entwarf, aber freylich mußte er dieſen nicht ſelbſt Hinderniſſe in den Weg legen.

Er berief den Abbe de la Fare wieder zu ſich, und ohne von der geſtrigen Wuth zu haſtig auf ungeſchickte Liebkoſungen überzugehen, ließ er bloß noch einen ſchwachen Reſt von Verdruß und Verlegenheit blicken. La Fare durchſchaute ihn, beſchloß ihm die Hälfte des Wegs abzukürzen, und mit einer ſchnellen Wendung ſagte er zu ihm: „Ich will aufrichtig mit Ihnen reden; Ihre harte Behandlung von geſtern liegt mir gar nicht auf dem Herzen, ich ſah recht wohl, daß Sie als Miniſter zu mir ſprachen. Sie Herren von der höheren Politik können freylich nicht anders; aber gewiß wird es Ihnen lieb ſeyn dem Pabſt etwas zu Gefallen zu thun, da Sie in kurzem ſeiner bedürfen werden, denn das ſieht man wohl, daß Ihnen der Hut unmöglich lange mehr entgehen kann.“ La Fare ergoß ſich hier in Lobſprüche, deren verſtellte Freymüthigkeit den Miniſter bethörte. Dübois fand ſich durch den Ausweg, den la Fare ihm zeigte, um aus der Verlegenheit zu kommen, ſehr erleichtert, und antwortete lächelnd: „Ihr Blick iſt gar zu ſcharf, Abbe! Ich muß Ihnen wohl geſtehen, daß Sie mich errathen haben. Laſſen Sie mich den Regenten beſänftigen, ſchreiben Sie nur Ihrem Erzbiſchof, daß er ſich heimlich hieher begiebt, und ſich verborgen hält, bis ich ihm Nachricht geben laſſe; es wird nicht lange anſtehen.“ Unſre beyden Spitzbuben umarmten ſich, lobten ſich gegenſeitig über ihren durchdringenden Geiſt, und verließen ſich, ſehr mit einander zufrieden, und ein jeder voll Freude über ſich ſelbſt, wozu la Fare doch mehr Urſache hatte als Dübois.

Es wurde endlich ausgemacht, daß der Erzbiſchof ſich heimlich zum Regenten verfügen, und ihm die ehrerbie-

bietigſten Entſchuldigungen machen würde, daß er von da nach Rheims zurückgehen, aber noch weder Titel noch Zeichen von der Kardinalswürde nehmen, in allen ſeinen Briefen, die in das Innere von Frankreich giengen, ſich bloß als Erzbiſchof von Rheims unterſchreiben, jedoch die Erlaubniß haben würde, in den Briefen, die er in das Ausland ſchriebe, ſich als Kardinal von Mailly zu unterzeichnen.

Dies alles wurde pünktlich ausgeführt. Der Erzbiſchof hatte noch drey lange Monate in Rheims keinen andern Troſt, als die koſtbare Kappe alle Tage aus der Taſche zu ziehen, ſie anzuſehen, zu küſſen, vor einem Spiegel anzuprobiren, und er vergieng vor Ungeduld bis er öffentlich damit prangen durfte.

Der Regent wünſchte dieſe Lage zu benutzen, um in der Kirche, wo nicht den Frieden, doch wenigſtens einen Waffenſtillſtand zu bewirken. Der Kardinal Noailles hatte kürzlich ein corpus doctrinae herausgegeben, das die Kardinäle Rohan und Biſſy zwar approbirt hatten, aber in der Folge doch durch einen Pfaffenſtreich geſchickt genug waren zu ſtürzen. Es kam darauf an, das Werk durch die abweſenden Prälaten unterzeichnen zu laſſen. Man hütete ſich wohl den Erzbiſchof von Rheims zu vergeſſen, deſſen Signatur um ſo mehr Eindruck auf die andern machen würde, als er ein erklärter Feind des Kardinal Noavilles war; eben deswegen aber fürchtete man ſeine Weigerung.

Der Abbe Dübois that la Fare, der in Paris als Unterhändler ſeines Erzbiſchofs geblieben war, den Vorſchlag, dieſes Geſchäft zu übernehmen. La Fare wandte die Schwierigkeit ein, einen Mann, den man ſo lange in einer demüthigenden Lage ließe, zur Unterzeichnung zu bewegen. Er ſetzte hinzu, daß es hier kein Mittel gäbe, als ihm endlich die Zeichen ſeiner Würde zu bewilligen, und ihm zugleich irgend eine Auszeichnung zu geben, die jene Behandlung wieder gut machen könnte. Das Corpus doctri-

doctrinae wurde an andre Prälaten bloß durch Geiſtliche von der zweyten Klaſſe überbracht. La Fare ſchlug vor, es durch Languet, Biſchof von Soiſſons, erſten Suffragan vom Erzſtift Rheims, zu überſchicken; er hatte dazu ſeinen Grund, den wir gleich ſehen werden. Der Regent willigte ein; um aber zu gleicher Zeit die Eitelkeit des Erzbiſchofs zu kützeln, und auch ſeiner Unterzeichnung verſichert zu ſeyn, trug er Languet zwey verſiegelte Briefe auf. In dem einen befahl er dem Erzbiſchof, auf der Stelle zu unterzeichnen, widrigenfalls er auf immer den Hut entſagen, und ſein Leben in der Verbannung würde zubringen müſſen. Im zweyten Brief ermahnte er ihn, mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, zu unterzeichnen, verſicherte ihn aber, daß er alle mögliche Freyheit hätte, und, er möchte es thun oder laſſen, kommen könnte, um ſeine Kappe aus den Händen des Königs zu empfangen. Der Erzbiſchof las beyde Briefe, und war bald entſchieden. Er unterzeichnete was man haben wollte, wies aller Welt den zweyten Brief, unterſchlug den erſten, und eilte ſich des Gegenſtands ſeiner brünſtigen Wünſche zu bemächtigen, indem er die Kappe empfieng.

La Fare's Abſicht, indem er Languet vorſchlug, war nicht allein geweſen den Kardinal Mailly zu ehren, ſondern ſeinen Triumph noch oben drein durch die Demüthigung dieſes Prälaten, der am meiſten gegen die Promotion geeifert hatte, zu erhöhen. War der Purpur einmal der Lohn des Fanatiſmus, ſo hatte Languet auch einige Urſache, eiferſüchtig zu ſeyn. Ein Hirtenbrief von Mailly war von der Hand des Henkers verbrannt worden, aber Languet zählte deren zwey, welchen dieſe Ehre wiederfahren war, doch erkaltete ſein Eifer darum nicht; er fuhr fort dem Römiſchen Hof zu dienen, indem er die Kirche beunruhigte, und ſtarb endlich dreyßig Jahre darauf, ohne Kappe.

Digitized by Google

Die Promotion von zehn Kardinälen machte nicht ſo viel Lärm in Europa, als der Sturz des einzigen Alberoni.

Wir haben geſehen, wie viel Mühe er anwandte, um alle Parmeſaner aus Madrid zu entfernen, die ihm theils als Zeugen ſeiner vormaligen Niedrigkeit, theils durch die größere Leichtigkeit, die ſie haben konnten, bey der Königin Zugang zu finden, anſtößig waren. Er konnte indeſſen dieſe Fürſtin nicht verhindern, ihre Amme, Laura Piſcatori, kommen zu laſſen; und ſie machte ſie zu ihrer Aſſafeta, oder erſten Kammerfrau, eine Stelle, die in Spanien mehr Würde giebt als in Frankreich, wo doch auch aller Einfluß, der immer dem innern häuslichen Umgang folgt, damit verbunden iſt.

Laura, ein Bauerweib, aber ein Weib, das eben ſo klug als plump war, wußte ſehr gut was Alberoni alles gethan hatte, um ihre Ankunft zu verhindern, und ließ ſich durch ſeine äußerliche Achtſamkeit nicht bethören, ſie errieth ſeinen Haß und vergalt ihn. Der Kardinal ſuchte unter der Hand der Königin zu verſtehen zu geben, welchen Abſtand ſie in ihrer Vertraulichkeit zwiſchen ſich und ihrer Amme beobachten müßte. Laura, ohne ſich in dieſe feinen Unterſcheidungen einzulaſſen, griff den Miniſter mit dem ganzen Gewicht ihrer Brutalität an, ſpitzte ihre Pfeile nicht, verſetzte ihm aber betäubende Schläge.

Der Regent wollte Alberoni, als ſeinen perſönlichen Feind, aus dem Weg räumen. Dubois, der durch ſeine Spione von der Gewalt, die Laura über die Königin erwarb, unterrichtet wurde, und aus der ſeinigen über ſeinen Herrn die Macht einer ſolchen Triebfeder kannte, entwarf den Plan ſich ihrer zu bedienen, um den Miniſter aus dem Sattel zu heben. Er ließ der Amme ſo viel Geld als ſie verlangen würde anbieten, denn ſie konnte auf weiter nichts Anſpruch machen. Der Eigennutz geſellte ſich alſo zum Haß, um dieſes Weib zu beſtimmen. Auch war ſie nicht ſchwer zu überreden, daß das Wohl des Staats mit

dem

dem ihrigen zuſammenſtimmte. So vortheilhaft auch Alberoni Ihren katholiſchen Majeſtäten ſeine Entwürfe vorſtellen mochte, ſo war es doch unmöglich ihren übeln Erfolg zu verbergen: die Flotte zerſtört, Plätze weggenommen, die Truppen geſchlagen oder gezwungen ſich zu verſchanzen, ein König ohne Alliirte, in einen koſtſpieligen und unglücklichen Krieg mit den erſten Mächten verwickelt, die Anſchläge des Miniſters, wenn ſie auch groß waren, doch von hinreichenden Mitteln entblößt, und ſonach unvernünftig.

Laura machte von allen ihren Vortheilen Gebrauch, und ſtellte der Königin, und durch dieſe dem König, Alberonis Ehrſucht und Thorheit vor Augen. Es iſt noch ein großes Glück, wenn die Fürſten, wie das Volk, ihre Miniſter und ihre Feldherren nach dem Erfolg ihrer Thaten richten; dies bleibt noch das Sicherſte. Die Königin, empfindlich über ihre Unfälle, ſchämte ſich ihrer Wahl, und ward ihren Miniſter ſatt. Da nun alle Manifeſte der Staaten, die gegen Spanien verbunden waren, nur den Kardinal Alberoni geradezu angriffen, ſo glaubte ſie durch deſſen Aufopferung die Ehre der Monarchin in Sicherheit zu bringen; und Alberoni empfieng, in einem Billet Philipps des Fünften, Befehl binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt Madrid, und binnen vierzehn Tagen das Spaniſche Gebiet zu räumen; zugleich ward ihm unterſagt irgend jemanden zu ſehen, noch dem König, der Königin, oder wem es auch wäre zu ſchreiben. Man ließ zugleich einen Offizier von der Leibwache bey ihm, um bis an die Gränze ſeine Aufführung zu beobachten.

In Barcelona gab ihm der Statthalter ein Geleit von funfzig Reitern mit, die ihm ſehr nützlich waren; denn zu Trenta Paſſos wurde er von zweyhundert Räubern aus den Pyrenäen angegriffen, die er an der Spitze dieſes kleinen Korps und ſeiner Bedienten abwehrte und fliehen machte.

Während, daß ſich Alberoni entfernte, ward man in Madrid gewahr, daß er Papiere von Wichtigkeit mitnähme, und unter andern das Teſtament Karls des Zweyten, welches Philipp den Fünften zum Erben der Monarchie einſetzte. Er hatte vermuthlich die Abſicht, ſich den Schutz des Kaiſers zu verſchaffen, indem er ihm eine ſo koſtbare Urkunde auslieferte. Man ließ ihm nachſetzen, und es mußte Gewalt gebraucht werden, um ſeine Sachen durchzuſuchen. Da aber das nämliche Detaſchement, das ihn gegen die Räuber vertheidigt hatte, jetzt den Befehlen des Königs gehorchte, ſo ließ der anführende Offizier die Bagage abpacken, und die Koffer des Kardinals aufbrechen. Alles, ſeine Perſon mit eingeſchloſſen, wurde genau viſitirt. Man bemächtigte ſich des Teſtaments, und überhaupt aller ſeiner Papiere; der Offizier, der bis dahin gegen den Kardinal ehrerbietig geweſen war, behandelte ihn jetzt auf militäriſchen Fuß, und verließ ihn, indem er ihn, mit ausdrücklichen Worten, zu allen Teufeln ſchickte. Nie hatte ein Sieg in Spanien einen ſolchen Ausbruch von Freude veranlaßt, als der Fall dieſes Miniſters; jedermann erzählte nun von ihm, was er wußte und was er nicht wußte. Die Werke des miniſteriellen Deſpotiſmus ſind ſo häufig, daß man dabey ſchwerlich Gefahr läuft, etwas falſch anzugeben. Dem König allein waren ſie unbekannt, die Königin mußte ſie kennen, aber ihrer Ehre wegen ſtellte ſie ſich als erführe ſie damit etwas neues. Die fremden Mächte wünſchten Ihren katholiſchen Majeſtäten bey dieſer Gelegenheit Glück; und von dem Augenblick hielt man den Frieden für ungezweifelt.

Die Art auf welche Alberoni eben viſitirt worden war, und die Furcht in Spanien noch mehr üble Begegnungen zu erfahren, bewogen ihn ſeine Reiſe nach Frankreich ſchneller einzurichten, ſo daß er das Franzöſiſche Gebiet erreichte, ehe er noch den Paß bekommen hatte, den er hatte beſtellen laſſen.

Der Chevalier de Marcieu, der vor ſeiner Erhöhung viel Umgang mit ihm gehabt hatte, erhielt Befehl an der Gränze zu ihm zu ſtoßen, unter dem Vorwande einer Höflichkeit, und der Sorge für ſeine Sicherheit, ohne jedoch zuzugeben, daß ihm irgend eine von den gebräuchlichen Ehrenbezeugungen erwieſen würde; bey dieſer Gelegenheit ſollte er ihn über die Spaniſchen Angelegenheiten, den König, die Königin, das gegenwärtige Miniſterium, und alles was uns wichtig ſeyn könnte, zum Sprechen bringen, und ihn nicht verlaſſen, bis er ſich zur Ueberfahrt nach Italien in Antibes eingeſchifft hätte.

Wie der Kardinal den Chevalier de Marcieu ſich an ihn drängen ſah, zweifelte er an ſeiner Abſicht nicht, ihn zu beobachten und Bericht darüber zu erſtatten; auch ſagte er es ihm gerade heraus. Marcieu läugnete beſtändig, und ob der Kardinal gleich wußte woran er war, ſo ließ er ſich darum nicht weniger frey über den König und über die Königin heraus, die er beyde undankbar ſchalt. Wenn die Königin ſagte er, die den Teufel im Leibe hat, einen guten Feldherrn findet, ſo wird ſie ganz Europa beunruhigen. Es iſt ihr leicht, ihren Mann zu regieren, der, ſo bald er mit leiſer Stimme geſagt hat: ich will aber Herr ſeyn, endlich immer gehorcht, und dem nichts vonnöthen iſt, als ein Betſtuhl und ein paar Weiberſchenkel. Er ſelbſt, ſetzte er hinzu, wäre weit entfernt geweſen den Krieg zu erregen, und hätte ſich vielmehr immer demſelben widerſetzt; er hätte nicht den mindeſten Antheil an der Verſchwörung des Prinzen Cellamare gehabt; der Herzog vom Maine wäre gar nicht darinn vorgekommen, die Herzogin aber wäre ein böſes Teufelsweib; ihre meiſten Anhänger, die er indeſſen nie nennen würde, wären keinen Thaler gut Geld werth geweſen; die Landung in Bretagne wäre eine Thorheit geweſen, die er immer getadelt hätte; er hätte ſogar der Einſchiffung in Spanien Hinderniſſe in den Weg gelegt;

Digitized by Google

er würde ſich immer für den Herren Regenten ſo zeigen, wie Seine Königliche Hoheit es nur wünſchen könnten; die Schriften gegen die Regentſchaft wären alle in Frankreich verfertigt. Er behauptete, daß das Miniſterium, welches er in Spanien zurückließe, bloß noch aus Ignoranten beſtehen würde, die zu aller möglichen Schonung gegen die Leute, welche einen ſchwachen König umgäben, gezwungen wären. Er war überzeugt, daß man zur Abſicht gehabt hatte, ihn durch die Räuber ermorden zu laſſen, indem man ihn genöthigt hatte durch Katalonien zu reiſen, wo ein Aufruhr durch ihn beſtraft worden war, anſtatt ihn über Pampeluna gehen zu laſſen, wie er es verlangt hatte.

Der Chevalier de Marcieu ſandte, ſeinen Befehlen gemäß, an das Zollamt in Narbonne die heimliche Weiſung voraus, das Gepäck des Kardinals, unter dem Vorwande nachzuſehen, ob nichts accisbares darunter wäre, genau durchzuſuchen. Man fand nichts als 1200 Piſtolen, und keine Effekten von einigem Werth. Nach dem Staat zu urtheilen, den er nachher in Rom trieb, mußte er während ſeiner Staatsverwaltung, auf alle Fälle, beträchtliche Summen im Auslande untergebracht haben. Er wollte gern für arm gehalten ſeyn, und ſagte, daß er ſich wenig darum bekümmerte, weil er keine Verwandten hätte, auſſer einem Neffen, den er, wie er ſagte, hatte kaſtriren (das hieß, Prieſter werden) laſſen, und einer Nichte, die er zur Nonne machte. Dieſe Umſtände und verſchiedene andere finden ſich in den Briefen des Chevalier de Marcieu, vom 6. Januar 1720 bis zum 1 Februar, da er den Kardinal auf einer Genueſiſchen Galeere zu Antibes ſich einſchiffen ſah. Alberoni gab ihm noch einen Aufſatz und ein Schreiben an den Regenten mit, worinn er dieſem Prinzen die Mittel anbot, den Krieg gegen Spanien auf die gefährlichſte Weiſe für dieſes Reich zu führen. Der Regent beehrte ihn mit keiner Antwort. Ich habe anderwärts

wärts angeführt, was der Kardinal auf ſeiner Durchreiſe in Aix über die Verjagung der Prinzeßin dei Urſini ſagte.

Alberoni gieng von Antibes nach Livorno, und von da nach Parma, wo alle Ehrenbezeugungen, die ſeiner Würde gebührten, auf Befehl des Herzogs, als deſſen Unterthan er geboren war, ihm erzeigt wurden. Dieſe eitle Etikette tröſtete ihn nicht dafür, daß er keinen Zufluchtsort hatte als bey ſeinen Landsleuten, die ihn anfänglich verachtet, in ſeiner Erhöhung beneidet, für ſeinen Mißbrauch der Gewalt, den die Italiäner mit dem Wort prepotenza ausdrücken, gehaßt hatten, und über ſeine Erniedrigung frohlockten. Er verließ Parma, und irrte über ein Jahr flüchtig, und wie von der ganzen Erde verwieſen, umher. Die Achtung für den Römiſchen Purpur ſchien ihm keine hinreichende Sicherheit in Rom vor der Ahndung des Pabſts, den er unverſchämt behandelt hatte. Erſt 1721 begab er ſich dahin zum Konklave, das auf den Tod Klemens des Eilften erfolgte.

Alberonis lebhafteſter Kummer war die Bullen für das Erzbisthum Sevilla nicht erhalten zu haben, nachdem er ſeine Dimiſſion von dem Bisthum Malaga gegeben hatte; und als wäre er berechtigt geweſen den Himmel zum Zeugen zu rufen, rief er zuweilen in ſeiner Wuth aus: der Pabſt, der Kaiſer, und Ihre katholiſchen Majeſtäten würden es vor Gott zu verantworten haben. Von dem Spaniſchen Aberglauben unterſtützt hätte er auch, wenn er im Beſitz eines anſehnlichen Sitzes geblieben wäre, oft gegen die Königliche Gewalt kämpfen können.

Ich werde die Geſchichte dieſes Jahrs mit Anführung einiger Privatbegebenheiten beſchließen, mit welchen ich den Faden wichtigerer Ereigniße nicht unterbrechen wollte.

Der Regent bewilligte der Univerſität die unentgeltliche Erziehung: das heißt, es wurde durch ein Arret vom Conſeil vom 14 April, das den 8 May im Parlament einregiſtrirt wurde, ein Acht und Zwanzigtheil von dem

Pacht

Pacht der Poſten und öffentlichen Boten zur Bezahlung der Profeſſoren angewieſen, wodurch die Jugend gratis unterrichtet werden ſollte. Dieſe Gnade hat vielleicht der Nacheiferung ſehr geſchadet. Die Gelehrten ſollen nicht Noth leiden, aber ſie müſſen angetrieben ſeyn, ſich Ehre und Vortheil zu erwerben. Ich weiß, daß ſeit dieſer Einrichtung viele Profeſſoren merklich nachgelaſſen haben. Das gratis wird in den Wiſſenſchaften die nämliche Wirkung haben, wie die Ordnung des Avancements im Militairſtand.

Durch ein Edikt vom Monat May wurden die Oſt- und Weſtindiſche Kompagnien unter der Benennung der Indiſchen Kompagnie vereinigt. Da dieſes Edikt im Parlament Schwierigkeiten fand, ſo ließ es der Regent im Verfolg der bey dem lit de juſtice von 1718 über die Remonſtranzen und Einregiſtrirungen getroffenen Anordnung für einregiſtrirt gelten.

Das Konſeil hielt es eben ſo mit dem Edikt vom Monat April 1719, durch welches der König in dem Ludwigs Orden ähnliche Aemter ſtiftete, wie in dem Heiligen Geiſtsorden. Der Siegelbewahrer d'Argenſon wurde Kanzler des Ortens, Le Blanc oberſter Ceremonienmeiſter, und Fleurieux d'Armenonville Sekretär. Man fand es etwas ſonderbar, drey Magiſtratsperſonen einen goldnen Stern auf ihren Kleidern tragen zu ſehen, mit der Umſchrift: praemium bellicae virtutis. Man ſagte nicht ohne Grund, das rothe Band dürfte nur von denen getragen werden, die es mit ihrem Blute gefärbt hätten.

Man verſuchte in dieſem Jahre einen neuen Plan zur Erhebung der Steuer, und das Willkührliche davon aufzuheben. Sey es aber, daß man die Sache übel angriff, oder ſey es, daß nichts ſchwerer durchzuſetzen iſt als das Gute, in Frankreich beſonders, wo die Privatrückſicht

ſicht das allgemeine Wohl immer überwiegt *a*), ſo hat der Plan kein Glück gemacht, oder er iſt nicht verfolgt worden.

Der berühmte Pater Queſnel, deſſen Name vielleicht ſchon vergeſſen ſeyn würde, wenn er nicht die Veranlaſſung zur Bulle Unigenitus gegeben hätte, ſtarb zu Amſterdam. Wenige Monate vor ſeinem Tode gab der Jeſuit Tellier ſeine verruchte Seele auf. Nachdem er die Geiſſel der Tugendhaften, der Gräuel des Publikums, der Schrecken ſeiner Societät, die ihn verabſcheute, geweſen war, unterlag er endlich, zu la Fleche verwieſen, von ſeinen Kollegen verachtet, der Wuth, nicht mehr Böſes thun zu können.

Pecoil, maître des requêtes, ſtarb ebenfalls in dieſem Jahr. Ich würde eine ſo geringfügige Begebenheit nicht berühren, wenn ſie mich nicht an das ſchreckliche Ende ſeines Vaters erinnerte, der ein ungeheures Vermögen erworben hatte, indem er von den niedrigſten Aemtern in der Salzſteuer ausgegangen war. Er genoß ſeine Reichthümer nie, und hatte keinen andern Gedanken, als ſie aufzuhäufen. Er hatte einen Keller bauen laſſen, der mit drey Thüren zugeſchloſſen wurde, von welchen die letzte von Eiſen war. Er gieng zuweilen hinunter, und ergötzte ſich am Anblick ſeines Schatzes. So heimlich er es auch that, ſo waren ſeine Frau und ſein Sohn deſſen doch gewahr geworden. Einmal war er hinunter gegangen, und man glaubte ihn aus dem Hauſe; wie er aber am Abend nicht wiederkam, fieng die Familie an unruhig um ihn zu werden. Zwey Tage lang getrauten ſich die Mutter und der

a) Hat die Revolution die Franzöſiſche Nation ſchon von dieſem Vorwurf gereinigt? Darum befrage man die Jakobins und die Feuillants, die Monarchiſten, die Enrages, die Kapitaliſten, die Agioteurs, die Bürger und die Bauern und die Emigrirten. Denn die Formel: frei leben oder ſterben, muß einſt im Gange des Staats ſich ausdrücken, um viel mehr Werth zu haben als jene alte: car tel eſt notre bon plaiſir.

Digitized by Google

der Sohn nicht, den Keller aufzubrechen, aus Furcht ihn wüthend zu machen, wenn er doch noch nach Hauſe käme. Endlich entſchloſſen ſie ſich dazu. Nachdem ſie die beiden erſten Thüren aufgebrochen hatten, fanden ſie ſich durch die eiſerne aufgehalten, die ſie ohne Maurer weder einbrechen, noch ausheben konnten; und da ſie die Arbeit gegen die Nacht angefangen hatten, mußten ſie noch bis zum Tage warten. Dann, wie ſie die Thüre hatten ausheben laſſen, an welcher der Schlüſſel, wie an den beyden vorderſten innerlich ſtack, fanden ſie den unglücklichen Alten todt ausgeſtreckt unter vielen Geldkaſten, die Arme zernagt, und neben ihm eine Laterne, in welcher die Kerze heruntergebrannt war.

Was man auch für Vorſicht anwenden mochte, ſo hatte dieſer abſcheuliche Anblick zu viel Zeugen gehabt, als daß die Geſchichte nicht ruchbar geworden wäre. Dies war in Lyon geſchehen. Die Mutter und der Sohn verließen die Stadt, und zogen nach Paris, wo der Sohn, ſo gut wie ſo viele andre, die Stelle eines maître des requêtes kaufte; er verrichtete faſt keinen von den Dienſten dieſer Stelle, heyrathete die Tochter von le Gendre, einem rechtſchafnen und vornehmen Kaufmann aus Rouen, und hinterließ eine einzige Tochter, an den Herzog von Briſſac, den älteſten Bruder des jetzigen, vermählt.

Nachdem Law ſich für katholiſch erklärt hatte, nahm er Naturaliſationsbriefe; und der Regent, welcher nun die ganze Orthodoxie, und alle Eigenſchaften, die ſonſt zu ſeinen Abſichten nothwendig waren, an ihm fand, ernannte ihn zum Contrôleur-général. Der Siegelbewahrer erkannte ſchon in dem Augenblicke den künftigen Ausgang des Syſtems, und zog ſich von der Verwaltung der Finanzen zurück.

Schon ſeit langer Zeit wurde Law von Sollicitanten gedrängt, die nach den Gaben, deren Spende er hatte, ſchmachteten; ſobald aber ſein Stand ſicher geſtellt ſchien,

bekam er einen förmlichen Hof. Weiber von Rang zeigten ſich keck im Vordergrund des Wagens, wo ſeine Frau und ſeine Tochter ſaßen; und die vornehmſten Männer belagerten ſein Vorzimmer. Sie glaubten ihre Niederträchtigkeit zu beſchönigen, indem ſie Scherz daraus zu machen ſuchten. Aber der ſcherzhafte Ton, ſchon abgenutzt, iſt in dieſen Dingen das letzte Symptom der Unheilbarkeit. Dieſer nämliche Adel, der ſein Leben ſo froh ſeiner Ehre aufopfert, warf ſeine Ehre ohne Bedenken für Reichthümer weg. Wir werden in der Folge dieſe Habſucht, wie den Brand bis zu derjenigen Klaſſe der Geſellſchaft um ſich greifen ſehen, welche ihrem Stande nach der Ehre gewidmet iſt, das Militair. Wenn die Regentſchaft eine von den Epochen der Sittenverſchlimmerung iſt, ſo iſt das Syſtem eine noch mehr ausgezeichnete von der geiſtigen Erniedrigung.

Es konnte nicht fehlen, daß von allem dem Weihrauch, den man vor Law brannte, der Dampf ihm zu Köpfe ſteigen mußte. Er verlangte, daß ſein Sohn mit zu den jungen Leuten vom erſten Rang gezogen würde, die mit dem König in einem Ballet tanzen ſollten, das der Marechal von Villeroi als das koſtbarſte Stück der Erziehung ausgeſonnen hatte. Der Regent fand nichts beſonders an Law's Forderung, Villeroi aber war mit Recht im höchſten Grade davon empört. Der kleine Law wurde eingezeichnet, und wollte mit den erſten Knaben des Staats auf gleichem Fuß leben. Dieſe jungen Herren hatten damals nur den Stolz ihrer Geburt, und noch gar nicht die Politik ihrer Väter; ſie ſtraften alſo den Sohn dieſes Abentheurers durch alle möglichen Schelmereien. Ihre Aeltern gaben ihnen Verweiſe; aber das Publikum, das gerechter und weniger artig als der Hof iſt, hieß ihr Betragen gut, und ſo hüteten ſie ſich wohl, damit einzuhalten. Zum Glück für den armen Knaben, den man ſo eingedrängt hatte, wo er nicht hingehörte, wurde er krank, kam

das

dadurch um die Ehre mit dem König zu tanzen, fand ſich aber von tauſend Unannehmlichkeiten befreyt.

Der Prinz von Conti ſpielte dem Vater einen etwas ernſthafteren Streich. Law, ermüdet, die Aktien und die Bankozettel an dieſen Prinzen zu verſchwenden, weigerte ſich endlich, ſeine Habſucht länger zu füttern. Hierauf ſchickte der Prinz ſogleich auf die Bank, und ließ die Zahlung einer ſo großen Menge Zettel fodern, daß man die Rüſtwagen mit Geld beladen zurückbrachte. Law beklagte ſich bey dem Regenten über ein Beyſpiel, das, wenn es Nachahmer fände, das ganze Syſtem über den Haufen ſtürzen würde. Der Regent fühlte es nur zu gut, gab dem Prinzen von Conti den ſtärkſten Verweis, hielt ihn für die Zukunft in Schranken; und das Publikum, von der Habſucht und von dem Undank gleich empört, erklärte ſich für Law wider den Prinzen von Conti.

Dieſe Art von Angriffen war es auch, die Law wirklich fürchtete. Vor dem Parlament war ihm nicht mehr ſehr bang; das lit de juſtice hatte dieſes Gericht ſo niedergeſchlagen, daß es, anſtatt ſich mit Remonſtranzen über die Finanz-Operationen zu beſchäftigen, bloß um die Zurückberufung der Exilirten, wie um eine Gnade gebeten hatte; und als der Regent den Präſidenten de Blamont wieder auf freyen Fuß ſtellte, war der Beſchluß des Parlaments, daß man Sr. Königlichen Hoheit die ſtärkſten Dankſagungen machen ſollte. Blamont urtheilte hieraus, daß ſeine geſammten Kollegen nur eine ſchwache Stütze machten, und wurde ſeitdem unter ihnen der Spion des Regenten. Man hat dergleichen Bekehrungen wohl eher im Parlament vorgehen ſehen.

Der Erſte Präſident war weit entfernt, das Feuer des Parlaments zu ſchüren, er fürchtete vielmehr deſſen Heftigkeit. Der Regent hatte über dieſen Mann einen Vortheil, den niemand wußte, und der noch gegenwärtig zu den ſehr wenig bekannten

Anekdoten gehört, da höchſtens fünf oder ſechs Perſonen davon unterrichtet ſind. Als der Herzog vom Maine und ſeine Gemahlin arretirt wurden, fühlte ſich der Erſte Präſident auch nicht von Verantwortung frey, und wünſchte daher ſehr, aufs Reine zu bringen, was dem Regenten davon bekannt ſeyn möchte; in dieſer Abſicht ließ er ihn durch Mademoiſelle Chauſſeraie, von der ich ſchon geſprochen habe, um eine geheime Audienz erſuchen. Der Regent trug ihr auf, den erſten Präſidenten durch ein kleines Pförtchen auf der Straße Richelieu, eine Hintertreppe herauf, welche an die innern Kabinette ſtößt, zu ihm führen zu laſſen, und der Schlüſſel wurde zu dieſem Behuf Düpleſſis 1) anvertraut.

Der erſte Präſident fand den Regenten mit der Chauſſeraie, die durch die gewöhnliche Thüre hereingekommen war, in ſeinem Kabinet; er fieng damit an, ſeine Ehrfurcht, ſeine Dankbarkeit, ſeine unverletzliche Ergebenheit auszukramen, und ſagte, daß er gerade zu einer Zeit, wo ſo viele andre von ihrer Pflicht abwichen, gewünſcht hätte, die Verſicherung dieſer Gefühle zu erneuern.

Indem er ſprach, ſuchte er in den Augen des Regenten zu leſen, welchen Eindruck ſeine Rede machte. Der Prinz wachte ſo ſorgfältig über ſeine Minen, daß der Präſident keine Wolke bemerkte, ſich zu neuen Betheurungen hin-

1) Dieſer Düpleſſis, den man gegenwärtig und ſchon lange her Büſſy nennt, ein ſehr rechtſchafner Mann, hatte damals eine angenehme Figur, war dem Regenten ſehr bekannt und der Vertraute von der Chauſſeraie. Büſſy, der jetzt in den auswärtigen Geſchäften iſt, und einigemal als Franzöſiſcher Miniſter in London war, heißt der Neffe jenes Büſſy, von dem hier die Rede iſt; und es hat den Anſchein, daß er die Frucht des vertrauten Umgangs zwiſchen Büſſy und der Chauſſeraie iſt; übrigens iſt es ein verdienſtvoller Mann. Ich ſpeiſte geſtern mit dem alten Büſſy, und das Geſpräch kam auf die Sache, von welcher ich rede. Er erzählte mir ſie her, nebſt vielen andern, die in den Memoiren der Chauſſeraie aufgezeichnet geweſen waren. Sie ließ ſie vor ihrem Tode alle verbrennen, auf die Anregung des Abbe Dandigne, der ihr Verwandter und ihr Beichtvater war.

Digitized by Google

hinaufſpannte, und im Begrif war, ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden, hinwegzugehen, als der Regent ihm ein Papier vorhielt, und mit gröſster Kälte hinzuſetzte: erkennen Sie das? Leſen Sie! Es war ein eigenhändiger Brief des erſten Präſidenten, durch welchen er dem Spaniſchen Hof für das Parlament gutſagte, und ſich ſo deutlich erklärte, daſs keine Auslegung vorzuſchlagen war.

Der erſte Präſident, wie vom Bliz getroffen, fiel dem Regenten zu Füſsen, betheuerte ſeine Reue und flehte um ſeine Gnade. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, warf der Prinz einen Blick des tiefſten Unwillens auf ihn, und begab ſich in ein andres Zimmer.

Die Chauſſeraie, von dem Auftritt betäubt, machte dem erſten Präſidenten Vorwürfe, daſs er ſie verleitet hätte, um dieſe Audienz anzuſuchen, und ſie dadurch bey dem Regenten dem Verdacht ausſetzte, als hätte ſie um die Abſichten dieſes Schritts gewuſst. Statt ſich zu rechtfertigen beſchwor ſie de Meſmes, dem Prinzen nachzugehen, und ſich für ſeine Rettung zu verwenden. Die Chauſſeraie, von Mitleiden bewegt, gieng zum Regenten, der ſie mit Ausrufungen über das Verbrechen und die Frechheit des Präſidenten empfieng. Er verſicherte, daſs er ihn feſtſetzen laſſen würde; aber die Chauſſeraie, die ihren Mann kannte, antwortete lächelnd: „Sie ſind zu klug dazu, gnädiger Herr, Sie werden es nicht thun, der Vorgang iſt für Sie zu glücklich. Das iſt ein Menſch, mit dem Sie im Parlament thun können was Sie wollen. Sie bedürfen zuweilen ſolcher Schurken“ — Denn um den Schuldigen zu retten, fand ſie rathſam, ihn nicht zu ſchonen — „erhalten Sie ihn nur zwiſchen Hofnung und Furcht. Ich will ihm den Kopf ein Biſsgen zurecht ſetzen, daſs er nur die Faſſung hat, ſich zu entfernen.“ Sie eilte ſogleich wieder zu de Meſmes, beruhigte ihn, und übergab ihn an Düpleſſis, der ihn in dieſem niedergeſchlagenen Zuſtande ſo gut er konnte noch aufrecht erhielt, und

Digitized by Google

ihn endlich auf die nämliche Weiſe herausgehen ließ, wie er ihn hereingeführt hatte.

Der Erſte Präſident blieb in der peinlichſten Unruhe, ſo lange die Gefangenſchaft der Herzogin vom Maine und die Kommiſſion in Bretagne dauerte. Sobald die Sache beendigt und die Amniſtie publizirt war, nahm er wieder ein zuverſichtliches Betragen an, hielt ſich zwiſchen ſeiner Geſellſchaft und dem Regenten, ließ ſich ſo theuer als jemals erkaufen, und zog immer aus ſeinen verſchiednen Intriguen alles Geld was er zu ſeinem prächtigen Aufwand brauchte; zu einem Aufwand, mit welchem er den Fürſten ſelbſt blendete, der die Mittel dazu hergab. Wahrſcheinlich iſt es auch, daß der Abbe Dübois den Rath der Chauſſeraie unterſtützte, in der Vorausſetzung, daß er einmal für ſich ſelbſt einen beſtochenen Richter würde brauchen können.

Der Kardinal de la Tremoille ſtarb zu Rom, und durch ſeinen Tod wurde das Erzbisthum Cambrai vakant. Dübois war ſchamlos genug, den Sitz für ſeine Anſprüche nicht zu erhaben zu finden; er beſchloß den Regenten darum anzugehen, und zur Einleitung fieng er an: „Gnädiger Herr, ich habe verwichene Nacht geträumt, daß ich Erzbiſchof von Cambrai wäre.“ Der Regent ſah den Abbe mit einem verächtlichen Lächeln an, und ſagte: „Du haſt auch ſehr abgeſchmackte Träume!“ Dübois war anfangs beſtürzt, faßte ſich aber bald: „Aber gnädiger Herr, warum könnten Sie mich nicht ſo gut wie einen andern zum Erzbiſchof machen?“ — Du! Erzbiſchof von Cambrai! Du? Jetzt magſt du wohl träumen. „Dübois ließ ſich nicht irre machen, und zählte ihm alle ſchlechten, albernen, unwiſſenden Subjekte, alle Spitzbuben her, mit welchen der Regent und Tellier die Kirche angefüllt hatten; aber es war keiner darunter, der nicht durch irgend eine Rückſicht der Geburt, des Rangs, der Verwandtſchaft mehr getaugt hätte als er; und in ihm allein

war

war alles vereinigt, was man den übrigen zuſammengenommen nur vorwerfen konnte.

Die Liſte war dem Regenten läſtig, und um die Verfolgungen des Abbe los zu werden, unterbrach er ihn: „Aber du biſt durchaus ein Taugenichts! *a*) Wo fändeſt du den zweyten Taugenichts, der dich konſekriren möchte?“ — „O wenn es nur auf das ankömmt, ſo ſteht meine Sache gut; den habe ich ſchon bey der Hand“ — „Und wer zum Teufel wird das ſeyn? ſprich!“ — „Ihr erſter Kapellan, der Biſchof von Nantes (Treſſan); er iſt in Ihrem Vorzimmer, ich will ihn hereinführen, er wird ſich freuen den Vorzug zu haben, denn Sie verſprechen mir das Erzbisthum —“ und hierauf überſchüttet er den Prinzen mit Dankſagungen, geht hinaus in das Vorzimmer, ſagt dem Biſchof von Nantes welche Gnade ihm, Dübois, jetzt wiederfahren wäre, und daß der Regent wünſchte, er möchte die Konſekration übernehmen; Treſſan nimmt es an, Dübois faßt ihn bey der Hand, führt ihn zum Regenten, verdoppelt ſeine Dankſagungen, und Treſſan hält dabey eine Lobrede auf das Subjekt. Der Prinz iſt ſo verwundert, daß er nichts antwortet, und Dübois geht hinweg und macht bekannt, daß er Erzbiſchof von Cambrai iſt, um alle andern Anregungen zu hemmen. Die roués bezeugen ihren Beyfall, alles was den Freygeiſt ſpielt, lacht; und die rechtſchaffnen Leute, ſelbſt die vorurtheilsfreyeſten, halten ihren Unwillen nicht zurück.

Ohngeachtet der Regent Widerwillen gegen dieſe Ernennung zu haben ſchien, ſo war dies von ſeiner Seite nur Komödie. Dübois wußte in der That ſehr gewiß, daß er das Erzbisthum erhalten würde, indem der Herzog von Orleans zu der nämlichen Zeit ihm den Kardinalshut zu verſchaffen ſuchte, zwey Monate vorher deshalb

a) Hier iſt das Wort ſacre wieder gebraucht, (S. 1 Theil, S. 100. Note *a*) und dies veranlaßt ein ſkandalöſes Wortſpiel mit ſacre und ſacrer, das der Ueberſetzer aufopfern mußte.

Digitized by Google

halb an den Pabſt geſchrieben hatte, und die Sache zu Rom durch den Jeſuiten Laffiteau betreiben ließ. Ich finde in der Korreſpondenz der beyden Höfe, daß ſchon 1718 der Prätendent ſich zu Rom, wohin er geflüchtet war, in ſo zerrütteten Umſtänden befand, daß er dem Abbe Dübois ſeine Ernennung anbot, wenn er ihm die ſtarken Rückſtände von dem Gehalt auszahlen ließe, den der Regent ihm verſprochen hatte. Aber Dübois hütete ſich wohl eine Ernennung anzunehmen, die ſeinem Kredit in London bey dem König Georg geſchadet hätte. Er fand es vortheilhafter ſich aus ſeiner Weigerung ein Verdienſt zu machen, und dieſen Monarchen dadurch zu bewegen, daß er ſich ſelbſt bey dem Regenten für einen Miniſter, welcher der Urheber ihres Bündniſſes war, verwendete. Der König von England that auch wirklich bey dem Regenten, und ſogar bey dem Kaiſer, über welchen er viel vermochte, Anträge zu Dübois Vortheil. Klemens der Eilfte war nicht abgeneigt, ihm den Hut zu geben, ſobald Frankreich nur zu der Abſetzung des Kardinal Noailles beywirkte, deſſen Raub dem Abbe Dübois alsdann zu Theil werden ſollte. Es hielt ſchwer dem Pabſt hierinn zu willfahren; da indeſſen der heilige Vater dem Kardinal Alberoni, welcher damals aus Spanien geflüchtet war, die nämliche Behandlung zudachte, ſo verſuchte Dübois ihn durch die Genueſer feſtſetzen zu laſſen, um ihn als Gefangnen nach Rom zu ſchicken; dieſe ſchlugen es aber ab.

Während daß Laffiteau in Rom für Dübois Ernennung intriguirte 1), meinte dieſer durch die Würde eines Sitzes wie der erzbiſchöfliche von Cambrai den Glanz des Purpurs beſſer vorbereiten, und mit mehr Anſtand als Kandidat

1) In der Korreſpondenz zwiſchen Dübois und Laffiteau wird, um den übeln Folgen verlorner Briefe vorzubauen, und um die Intrigue zu verbergen, Dübois unter dem Namen einer Gräfin de Gadagne bezeichnet, und ſtatt des wahren Gegenſtands der Unterhandlung ein Prozeß genannt, der in Rom für dieſe Gräfin betrieben wird.

Digitized by Google

Kandidat auftreten zu können. Er ſchlug alſo, um Erzbiſchof zu werden, den nämlichen Weg ein, den er für den Hut ſchon verfolgte. Er ſchrieb an Nericault Destouches, den er an ſeiner Stelle als Geſchäftsträger in London gelaſſen hatte, und trug ihm auf, den König Georg zu bewegen, daß er den Regenten um das Erzbisthum Cambrai für den Miniſter, der die Allianz geſtiftet hätte, bitten möchte. Destouches, ein Mann von Verſtand, deſſen ganzes Glück aber von Dúbois abhieng, wußte ſehr gut wie pünktlich er bedient ſeyn wollte, und brachte dem König das Anliegen vor. Der König brach dabey in ein lautes Gelächter aus; er war aber Destouches geneigt, und erlaubte ihm eine Art von Vertraulichkeit, dieſer fuhr alſo fort: „ich fühle die Sonderbarkeit der Bitte ſo gut wie Jhro Majeſtät, aber mir iſt alles daran gelegen daß ſie erfüllt werde.“ — „Aber,“ antwortete der König und fuhr fort zu lachen, „wie ſoll ſich ein Proteſtantiſcher Fürſt wohl einfallen laſſen, in Frankreich einen Erzbiſchof zu machen? Der Regent wird ſelbſt darüber lachen, und es nicht thun“ — „Verzeihen Sie, Sire; lachen wird er, aber er wird es thun, erſtlich aus Ehrfurcht für Jhro Majeſtät, und zweytens weil er es luſtig finden wird. Ueberdem ſtehe ich unter dem Abbe Dúbois, mein Schickſal iſt in ſeinen Händen, er wird mich unglücklich machen, wenn ich von Jhro Majeſtät nicht ein dringendes Schreiben zu dieſem Behuf erhalte. Hier iſt es ſchon aufgeſetzt, und die Gnade mit welcher mich Jhro Majeſtät beehren, läßt mich hoffen, daß Sie es unterſchreiben werden.“ — „So gieb dann her, wenn ich dir einen ſolchen Gefallen damit thue,“ ſagte der König, und unterzeichnete 1).

Destouches, ſehr erfreut dieſes Sendſchreiben zu haben, ließ es auf der Stelle abgehen. Der Regent zwei=

1) Das Dankſagungsſchreiben des Abbe Dúbois an den König Georg iſt vom 4. Februar.

zweifelte nicht, daß der Schritt von Dûbois angeſtellt wäre; aber die Ernennung wurde beſchloſſen. Destouches erhielt bey ſeiner Zurückkunft, dafür daß er ſo gut geſprochen hatte, eine Stelle in der Franzöſiſchen Akademie, die er durch ſeine dramatiſchen Talente noch mehr verdiente. Einen Theil von den angeführten Umſtänden habe ich von ihm ſelbſt. Ich ſprach davon mit dem Marechal de la Fare, mit welchem ich von dem Landtag in Bretagne, wo ich Deputirter war, nach Hof zurückfuhr. „Ich ſehe,“ ſagte er, „daß dieſes wahr iſt, und was es mir beſtätigt, iſt daß einen Tag, da der Herzog von Brancas, Noce und ich mit dem Regenten nach Saint-Cloud fuhren, Noce, der mit Dûbois unzufrieden war, um die Geſellſchaft auf Koſten des Abbe zu beluſtigen, anhob: Monſeigneur, man behauptet, daß der Schurke von Dûbois Erzbiſchof von Cambrai werden will. — Das iſt wahr, erwiederte der Regent, und es wird wohl zum Beſten meiner Angelegenheiten gereichen. Hierauf ſchwieg man, der Prinz ſchien verlegen, etwas beſchämt, und ich habe immer bemerkt, daß er es nicht gern ſah, wenn man über dieſen Punkt mit ihm ſprechen wollte.“

Wir wollen entferntere Zeitpunkte ein wenig zuſammenrücken, um hier noch alles mitzunehmen, was dieſe Sache betrift. Da Dûbois nichts als die Tonſur hatte, ſo mußte er fürs erſte die Weihe empfangen. Er war feſt überzeugt, daß der Kardinal Noailles ſich um ſo mehr geſchmeichelt finden würde, einem mächtigen Miniſter dieſe kleine Gefälligkeit zu erzeigen, als der Einfluß deſſelben bey dem Entſchluß, den der Hof über die Konſtitution nehmen würde, ſo überwiegend wäre. Dûbois täuſchte ſich. Er war in jeder Rückſicht ein des Episkopats ſo unwürdiges Subjekt, daß der Kardinal ſich durch eine niedrige und frevelhafte Nachgiebigkeit nicht entehren wollte, und den Antrag rein von ſich wies. Man ließ im Namen des Regenten mit ihm ſprechen, er antwortete beſcheiden

Digitized by Google

und ehrerbietig, ohne ſich über die Bewegungsgründe zu erklären, und blieb unerſchütterlich. Dieſe demüthigende Weigerung wurde allgemein bewundert, und war eines der ſtärkſten Argumente, die den Abbe Dübois für die Konſtitution entſchieden.

Es würde nicht an Biſchöfen gefehlt haben, die ſich um die Schande, ihm die Weihe zu ertheilen, geriſſen hätten; aber er wollte ſich nicht vom Hof entfernen, und auf dieſe Weiſe den Schimpf, der ihm eben wiederfahren war, belegen. Er wandte ſich an den Erzbiſchof von Rouen (Bezons), deſſen Diöces ſich auf vier bis fünf Lieues vor Paris erſtreckt.

Dem Erzbiſchof war dieſe Wahl ſehr läſtig, die ihn der Schande anzunehmen, oder der Gefahr, ſich zu weigern, ausſetzte, und er neigte ſich ſehr zu dem letzten Entſchluß; aber ſein Bruder, der Marechal von Bezons, ein plumper Menſch und ein verſchlagner Hofmann, griff ihn bey der Dankbarkeit an, die ſie beyde dem Regenten ſchuldig wären, und riß ihn unter dieſem Vorwande von Pflichtmäßigkeit fort.

Dübois, durch ein Breve berechtigt, alle Ordines auf einmal zu empfangen *a*), und mit einer Erlaubniß des Erzbiſchofs von Rouen verſehen, begab ſich in aller Frühe mit dem Biſchof von Nantes auf eine Dorfpfarre vom Großvikariat von Pontoiſe, die nächſte bey Paris, und empfieng da die ganze Weihe bey einer ſtillen Meſſe.

Er kam früh genug zurück, um ſich beym Regentſchaftsrath einzufinden, ohngeachtet andre Mitglieder, die vor ihm gekommen waren, ſchon in Gegenwart des Regenten angekündigt hatten, man müßte auf den Abbe nicht warten, weil er in Pontoiſe ſeine erſte Kommunion hielte.

Wie

a) Wo ich nicht irre, iſt es der Verfaſſer der vie privée du Cardinal Dubois, welcher erzählt, daß während der Feyerlichkeit gefragt wurde, ob ihm nicht die Taufe auch fehlte?

Wie man ihn hereinkommen ſah, äußerte man die größte Verwunderung über ſeine Eilfertigkeit; der Prinz von Conte machte ihm ein ironiſches Kompliment wegen ſeiner ſchnellen Verrichtung dieſer heiligen Geſchäfte. Dûbois hörte ihn an, ohne aus der Faſſung zu kommen, und antwortete ihm kaltblütig, wenn er in der Kirchengeſchichte beſſer bewandert wäre, würde er über ſchleunige Prieſterweihen nicht ſo viel Aufhebens machen, ein ähnliches Beyſpiel hätte der heilige Ambroſius gegeben. Jedermann pries hierauf die Beleſenheit des Abbe, und die Parallele. Er ließ ſich's nicht anfechten, hielt den Scherz aus, ſo lange er dauerte, und wie man deſſen müde war, fieng er an von Geſchäften zu ſprechen.

Während daß man ſich in Paris und am Hof mit dem Abbe und dem heiligen Ambroſius beluſtigte, wurden die Bullen ausgefertigt, und die Konſekration wurde auf den 9ten Junius, Sonntags, feſtgeſetzt. Man feyerte ſie in dem Val-de-Grace mit der größten Pracht. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen, und ſtellte ſich ein. Die Ambaſſadeurs und andre Miniſter der Proteſtantiſchen Fürſten wohnten dem Feſt in einer Tribüne, gegenüber dem Regenten, bei; die Honneurs der Feyerlichkeit wurden von den vornehmen Herren, welche die oberſten Hofämter bey dem Herzog von Orleans hatten, übernommen. Dieſes geiſtliche Skandal war das prächtigſte Schauſpiel. Der Herzog von Saint-Simon, der ſich rühmte, der einzige Mann von Rang zu ſeyn, den Dûbois genug geehrt hätte, um ihn von der Einladung auszunehmen, bot dem Regenten an, ſich auch einzuſtellen, wenn nur er ſich ſelbſt ſo viel Achtung erwieſe nicht hinzugehen, und der Prinz hatte eingewilligt. Aber die Gräfin Parabere (la Vieuville), die regierende Maitreſſe, welche die Nacht vorher mit ihm zubrachte, forderte von ihm, daß er hingienge. Er ſtellte ihr die Unanſtändigkeit davon vor, ſie widerſtritt es nicht, aber ſie ſagte: „Dûbois wird wiſſen, daß wir

dieſe

dieſe Nacht bey einander geſchlafen haben, er wird es mir zur Laſt legen, Ihnen das ausgeredet zu haben; und bey der Gewalt, die er einmal über Sie hat, wird er uns endlich entzweyen.“ Der Regent verſuchte ihr dieſe Furcht zu benehmen, und ſchalt ſie eine Närrin. „Närrin,“ ſagte ſie, „ſo viel als Sie wollen! Aber Sie werden hingehen, oder ich breche mit Ihnen, wär's auch nur damit der Abbe die Ehre nicht hätte, uns zu veruneinigen.“ Der Regent gieng alſo aus dem Bett der Parabere zu der Konſekration des Abbe Dübois, damit ſein Tagwerk ſich vollkommen gleich bliebe.

Der Kardinal Rohan wollte der Konſekrator ſeyn; und da der Ehrgeiz, der Eigennutz und der Stolz, zuſammen vereinigt, ſonderbare Vernunftſchlüſſe machen, ſo überredete er ſich, daß der Kardinal Noailles es als eine Demüthigung fühlen würde, einen Mann, dem er die Prieſterweihe verſagt hatte, von einem Kardinal und Reichsfürſten konſekriren zu ſehen. Noailles hielt ſich nicht für gedemüthigt, aber der Regent durch das Betragen des Kardinal Rohan ſehr geſchmeichelt, und Dübois, durch daſſelbe ſehr geehrt, machten ihm die lebhafteſten Dankſagungen; das Publikum hingegen war durch einen ſolchen Grad von Niederträchtigkeit empört.

Unter den Aſſiſtenten war der Biſchof von Nantes der erſte. Er hatte die Prieſterweihe ertheilt, alſo war es natürlich, daß er ſein Wildpret weiter verfolgte. Dübois war aber durch ſo viele an ihn weggeworfene Ehrenbezeugungen nicht ſo verblendet, daß er nicht fühlte, wie viel die Feyerlichkeit noch durch die Aſſiſtenz eines wahrhaft ehrwürdigen Biſchofs zu gewinnen hätte. Der Regent bat den Biſchof von Clermont, Maſſillon, zweyter Aſſiſtent zu ſeyn. Maſſillon wäre deſſen gern überhoben geblieben, aber die beſondre Gnade, ohne andre Anſprüche als ſeine Verdienſte zum Biſchof gemacht worden zu ſeyn, ließ ihn befürchten, daß man ſeine Weigerung

für Undankbarkeit aufnehmen würde. Man hatte die Bullen für ihn bezahlen, und ihm Geld vorſchießen müſſen, um die zu ſeiner neuen Würde nöthige Ausrüſtung zu beſtreiten, indem er ſonſt die andern durch ſeine Armuth zu ſehr gedemüthigt hätte, und den Biſchöfe der urſprünglichen Kirche zu vollkommen ähnlich geweſen wäre. Außerdem konnte ſeine gelehrte Eingezogenheit ihn leicht verhindert haben, von der ganzen Verworfenheit des neuen Prälaten ein recht deutliches Bild zu haben. Zu dieſen Gründen kann man noch eine Art von Schüchternheit rechnen, welche die bürgerliche Tugend am Hofe ſelten ablegt. Er gehorchte endlich der Nothwendigkeit. Die ſtrengen Sittenlehrer tadelten ihn, die Vernünftigen bedauerten und entſchuldigten ihn.

Die Vermählung des Prinzen von Modena mit Mademoiſelle de Valois war nicht ſo glänzend geweſen, als die Konſekration des Erzbiſchofs von Cambrai.

Die Verlobung geſchah in dem Kabinet des Königs, und es fand ſich faſt niemand ein, als die Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüt, weil keine Einladung vorausgegangen war 1).

Am andern Tag wurde der Herzog von Chartres, kraft der Prokuration des Prinzen von Modena, in der Kapelle der Tuilerien mit Mademoiſelle de Valois getraut; Mademoiſelle de Montpenſier, ihre Schweſter, nachmalige Königin von Spanien, trug ihr die Schleppe. Der Kardinal Rohan ſegnete das Paar ein, in Präſenz der Pfarrer von Saint-Euſtache und von Saint-Germain. Nach der Meſſe gab der König der Braut die Hand, führte ſie an ihren Wagen, und rief, wie es der Gebrauch iſt, dem Kutſcher zu: nach Modena.

Ob

1) Die königlichen Söhne bitten nicht, wie die bloßen Prinzen vom Geblüt, zu den Verlobungen ihrer Kinder; aber der Regent war nur königlicher Enkel.

Ob ſie gleich das nämliche Gefolge hatte, als ob ſie wirklich abgereiſt wäre, ſo kehrte ſie doch nach dem Palais-Royal zurück, und verlängerte ihren Aufenthalt ſo lange ſie konnte. Die Maſern, die ſie bekam, und ihre Konvaleſcenz verſchaften ihr noch Vorwände, um ihre Abreiſe zu verzögern. Endlich mußte ſie ſich doch entſchließen; aber da ſie ſich ſehr ungern entfernte, ſo machte ſie ſo kleine Tagereiſen, und hielt ſich unterwegs überall ſo lange auf als möglich; nur auf wiederholte Befehle, die ſie im Verfolg der Klagen des Herzogs von Modena erhielt, endigte ſie zuletzt ihre Reiſe.

Schon damals ſann ſie darauf, ſich die Lehre der Großherzogin von Toſkana zu Nutze zu machen, die ihr beym Abſchied geſagt hatte: machen Sie's wie ich, meine Liebe. Sehen Sie zu, daß Sie ein oder zwei Kinder kriegen, und dann wieder nach Frankreich kommen. Es giebt für uns doch kein beſſeres Land. Unſre Prinzeſſinnen haben auch wirklich alle das Heimweh. So iſt die Herzogin von Modena ſobald als ſie gekonnt hat, zurückgekommen. Sie zog die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft von Paris, wo ſie geſtorben iſt, der Etikette ihres kleinen Hofs vor.

Sobald Alberoni verjagt worden war, hatte der Frieden keine Schwierigkeit mehr gefunden. Der König von Spanien trat der Quadrupelallianz bey, und ſchrieb ſogar einen freundſchaftlichen Brief an den Regenten. Stanhope und Dübois ſetzten zuſammen die Artikel auf, die der Spaniſche Miniſter unterzeichnete. Philipp der Fünfte, von Alberoni befreit, nahm keinen ſogenannten Premierminiſter mehr an, und Grimaldo bekam als Sekretair der allgemeinen Depeſchen den Vortrag der Geſchäfte.

Grimaldo, ein Biskajer, nahm ſeit ſeiner Erhöhung den Namen Grimaldi an. Er war ein Mann von Verdienſt, urſprünglich hatte er in Orry's Departement gedient, und war durch dieſen der Prinzeſſin bei Urſini bekannt

geworden, die ihn bey dem König einführte. Er ſtieg ſtufenweiſe bis zum Staatsſekretair vom Kriegsdepartement; denn man glaubt zuweilen in Spanien, daß ein Mann, der fähig iſt eine Stelle zu verſehen, ſie eher als ein vornehmer Ignorant, der ohne Subalternen nicht auskäme, einnehmen kann; Beyſpiele davon ſieht man an Grimaldo, an Patino, an l'Enſenada.

Als Alberoni ſich der Spaniſchen Regierung bemächtigte, entfernte er alle Kreaturen der Prinzeſſin dei Urſini. Grimaldo war darunter, und behielt zwar ſeinen Titel als Staatsſekretair, aber ohne Verrichtung. Er hatte in ſeinem Glück ſich die öffentliche Achtung zu erwerben gewußt, er behielt und vermehrte ſie ſogar in ſeiner Ungnade durch die Anhänglichkeit, die er den erſten Urhebern ſeines Glücks, der Prinzeſſin dei Urſini und Orry, fortwährend bewies. Beſcheiden als er die Gunſt des Königs beſaß, brauchte er nach ſeinem Sturz nichts an ſeinem Betragen zu ändern. Philipp der Fünfte blieb ihm auch gewogen, aber er wagte es nicht, ihn gegen Alberoni und die Königin in Schutz zu nehmen; er ließ ihn indeſſen zuweilen insgeheim zu ſich rufen, und ſah ihn immer mit Vergnügen. Grimaldo kam alſo durch den Fall des erſten Miniſters ganz natürlich wieder in die Höhe, und die Königin konnte ihm wenigſtens ihre Achtung nicht verſagen.

Der Regent war nun zwar auswärts des Friedens verſichert, aber im Innern des Staats genoß er nicht der nämlichen Ruhe. Die Täuſchung des Syſtems fieng an zu verſchwinden; man begrif nach und nach, daß alle dieſe Papierreichthümer nur idealiſch wären, wenn ſie ſich nicht auf wirkliche Fonds gründeten, und daß Operationen, welche in gewiſſen Zeitläuften einem freyen Volke anſtehen können, in einer Monarchie, wo einer Maitreſſe, oder einem Günſtling der Mißbrauch der Gewalt überlaſſen wird, verderblich ſind. Die Verſchwendungen des Regenten erfreuten den Hof, und machten die Nation arm. Die Großen

zahl=

zahlten ihre Schulden mit Papier, welches nichts weiter als ein legaler Bankerott war. Was die Frucht der Arbeit und der Induſtrie eines ganzen Volks war, wurde die Beute des müſſigen und habſüchtigen Hofmanns.

Das Papier verlor bald durch den Ueberfluß allein ſein ganzes Anſehen, man ſuchte es in klingender Münze zu realiſiren, in Ermangelung derſelben kaufte man, um jeden Preis, Goldſchmidtarbeiten, Mobilien, und überhaupt alles, was nach dem Fall der Papiere noch einen wirklichen Werth würde behalten können. Da jeder mit gleicher Begierde darnach trachtete, ſo wurde alles ungeheuer theuer, und die Seltenheit des Geldes machte, daß man es immer mehr zuſammenhielt. Die Regierung ſah nun die Begeiſterung zerſtört, es blieb kein Mittel mehr zur Verführung übrig, und man brauchte nun Gewalt. Gold, Silber, Edelſteine wurden verboten. Es war nicht erlaubt, für mehr als fünfhundert Livres an baarem Gelde zu haben. Selbſt in Klöſtern wurde Nachſuchung gehalten. Es gab Konfiſzierungen, man hetzte, man belohnte die Angeber. Bediente verriethen ihren Herren, der Bürger wurde zum Spion ſeines Mitbürgers; daher ſagte Lord Stairs, daß an Laws Katholicität nicht mehr zu zweifeln wäre, da er die Inquiſition einführte, nachdem er durch die Verwandlung des Geldes in Papier ſchon die Transſubſtantiation erwieſen hätte. Wäre das Syſtem auch an ſich nicht verderblich geweſen, ſo würde der Mißbrauch doch alle Grundſätze deſſelben zerſtört haben. Man hatte weder Plan noch beſtimmten Gegenſtand behalten; für das Uebel des Augenblicks ſuchte man blindlings ein Mittel, das ſelbſt ein größeres Uebel wurde. Verordnungen, Deklarationen ſtürzten über einander, am nämlichen Tag erſchienen deren mehrere, die ſich unter einander ſelbſt zerſtörten.

Nie ſah man eine ſo launige Regierung, einen ſo unſinnigen Deſpotiſmus unter einem weniger ſtandhaften

Fürſten. Das unbegreiflichſte aller Wunder für die, welche Zeugen jener Zeiten geweſen ſind, und ſie jetzt wie einen Traum anſehen, iſt, daß keine plötzliche Revolution daraus entſprungen iſt, daß der Regent und Law kein tragiſches Ende genommen haben. Sie waren ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheus, aber man begnügte ſich zu murren, eine finſtre und ſchüchterne Verzweiflung, eine dumpfe Beſtürzung hatte alle Gemüther ergriffen; die Seelen waren zu erniedrigt, um muthiger Verbrechen *a*) fähig zu ſeyn.

Man hörte auf einmal von nichts ſprechen, als von dem Ruin rechtſchafner Familien, von heimlicher Dürftigkeit, von verhaßter Bereicherung, von Reichen, die ſelbſt erſtaunt und unwürdig waren, es geworden zu ſeyn, von verächtlichen Großen, von unſinnigen Vergnügungen, von beleidigendem Luxus.

Die Leichtigkeit, die Nothwendigkeit, ſogar beträchtliche Summen in Papier bey ſich zu tragen, um damit zu handeln, machte die Diebſtähle ſehr allgemein; auch Mordthaten waren nicht ſelten. Eine ereignete ſich beſonders, deren gerechte und nöthige Beſtrafung Aufſehen in einem großen Theil von Europa machte.

Anton Joſeph, Graf von Horn, ein junger Mann von zwey und zwanzig Jahren, vormals Hauptmann im erſten Kavallerieregiment; Lorenz de Mille, ein Piemonteſer, vormals Hauptmann in einem deutſchen Regiment, und ein vorgeblicher Chevalier d'Eſtampes 1) komplotirten

a) Noch hat es der Erfolg nicht deutlich gemacht, ob 1789 der Schwung der Seelen im Ganzen höher geweſen ſeyn mag. Noch ſind die Begebenheiten in Frankreich ungleich größer geweſen als die Menſchen, und der Augenblick ſcheint nahe, wo ſie die ganze Nation erdrücken. Nur würde auch dieſer Augenblick nicht der letzte ſeyn; aber die Pädagogik des Schickſals läßt ſich erſt nach vollendeter Erziehung überſehen.

1) Oder Duterne, nach der Ausſage der zwey Verurtheilten, die ihn nur ſeit kurzem kannten, und ſeinen Namen nicht genau wußten. Man erfuhr nachher, daß er l'Eſtang hieß, zwanzig Jahr

Digitized by Google

ten mit einander, einen reichen Agioteur zu ermorden; und ſich ſeines Portefeuille zu bemächtigen. Sie begaben ſich in die Straße Quincampoix, und führten, unter dem Vorwand für hunderttauſend Thaler Aktien zu verhandeln, den Agioteur auf ein Weinhaus in der Venetianiſchen Straße, wo ſie ihn mit Dolchſtichen niederwarfen. Dies geſchah den 22 März, am Freytag vor der Charwoche. Der Unglückliche machte ſo viel Lärm, indem er ſich unter den Händen ſeiner Mörder ſträubte, daß ein Kellner, der an der Thüre vorbeygieng, an welcher der Schlüſſel ſtack, ſie aufmachte, und wie er einen Menſchen erblickte, der in ſeinem Blute ſchwamm, die Thüre ſogleich wieder zuwarf, ſie doppelt verſchloß, und drauſſen um Hülfe rief.

Wie ſich die Mörder eingeſchloſſen ſahen, ſprangen ſie zum Fenſter hinaus. D'Eſtampes, der auf der Treppe Wache hielt, hatte ſich beym erſten Lärm ſchon geflüchtet, und war nach einem Gaſthofe auf der Straße de Tournon, wo ſie alle drey wohnten, gelaufen; er nahm alles mit, was er zu ſich ſtecken konnte, und entkam. Mille durchſchnitt den ganzen Haufen von der Straße Quincampoix, da ihn aber das Volk verfolgte, wurde er endlich bey den Halles angehalten. Der Graf von Horn wurde arretirt, wie er vom Fenſter hinunter fiel. In der Meynung, daß ſeine zwey Mitſchuldigen gerettet wären, hatte er ſo viel Beſonnenheit, auszuſagen, daß er ſich in Gefahr befunden hätte, ermordet zu werden, indem er ſich des Mannes, der eben erſtochen wäre, hätte annehmen wollen. Sein Plan war aber nicht ſehr geſchickt angelegt, und wurde durch Mille's Ankunft fruchtlos; denn man brachte dieſen in das Weinhaus, und er geſtand alles. Horn wollte

Jahr alt, und Sohn eines Flamändiſchen Bankiers war. Er irrte unter dem Namen Grandpre in verſchiednen Ländern umher, und gieng endlich nach den Holländiſchen Beſitzungen in Indien.

wollte vergebens ihn verläugnen; der Aufſeher des Viertels ließ ihn ins Gefängniß führen. Da das Verbrechen erwieſen war, dauerte der Prozeß nicht lange, und ſchon am 26 März, Dienſtags in der Charwoche, wurden beyde auf dem Richtplatz lebendig gerädert.

Der Graf Horn war wahrſcheinlich der erſte Urheber des Komplotts; denn vor der Exekution, und während daß er auf dem Rade noch athmete, bat er ſeinen Mitſchuldigen, der zuletzt gerichtet wurde, und unter den Stößen ſtarb, zu wiederholten malen um Vergebung.

Ich habe von dem Kapellan vom Gefängniß einen Umſtand erfahren, welcher die Reſignation und die Seelenruhe des Grafen Horn ſehr beweiſt. Als er, bis zur Ankunft des Beichtvaters, eines Doktors von der Sorbonne, dem Kapellan übergeben wurde, ſagte er zu dieſem: „ich verdiene das Rad, ich hofte, daß man aus Rückſichten gegen meine Familie die Strafe verändern, und mir das Urtheil der Enthauptung ſprechen würde; ich ergebe mich in alles, um Gnade für mein Verbrechen von Gott zu erhalten.“ Er ſetzte ſofort hinzu: „leidet man viel, wenn man gerädert wird?“ Der Kapellan, beſtürzt über dieſe Frage, antwortete bloß, daß er es nicht glaubte, und ſagte ihm alles Tröſtliche, was er auffinden konnte.

Der Regent wurde von allen Seiten belagert, um den Verbrecher zu begnadigen, oder ſeine Strafe wenigſtens zu verändern. Die That war ſo abſcheulich, daß man nicht lange auf das erſte drang; deſto eifriger aber verwandte man ſich für das andre. Man ſtellte vor, daß die Strafe des Rads ſo infamirend wäre, daß kein Mädchen vom Hauſe Horn bis ins dritte Glied in irgend einem Stift aufgenommen werden könnte.

Der Regent wies alle Bitten um Begnadigung von ſich. Wie man verſuchte, ihn dadurch zu rühren, daß der Verbrecher die Ehre hätte, durch Madame ihm anzugehören; „nun!“ antwortete er, „ſo werde ich die Schande

theilen, das muß die andern Verwandten tröſten.“ Er führte bey dieſer Gelegenheit den Vers von Corneille an:

„Nicht das Schaffot, das Verbrechen macht die Schande“ *a*). Dieſer Grundſatz iſt moraliſch wahr, aber in unſern Sitten falſch. In einem Staat, wo die öffentliche Achtung nur der Geburt, dem Rang, dem Einfluß und den Reichthümern zukömmt, welches lauter Mittel zur Ungeſtraftheit ſind, in einem ſolchen Staat iſt eine Familie, die einen ſchuldigen Verwandten nicht der Beſtrafung entziehen kann, überwieſen, daß ſie nicht geachtet wird, und folglich der Geringſchätzung ausgeſetzt; das Vorurtheil kann alſo nicht vertilgt werden. Es hat aber nicht Statt, oder iſt wenigſtens ſchwächer unter dem reinen Deſpotiſmus, oder bey einem freyen Volke, überall, wo man ſagen kann: du biſt Sklav wie ich, oder ich bin frey wie du. Bey dem Deſpoten wird an dem Verurtheilten keine andre Schuld vorausgeſetzt, als die, mißfallen zu haben. In einem freyen Staat wird der Verbrecher nur der Gerechtigkeit aufgeopfert; und wenn man keine perſönliche Rückſichten mehr nehmen wird, dann werden die meiſten Familien Delinquenten haben, und ſonach einer wechſelſeitigen Nachſicht, eines gleichen Mitleids bedürfen. Dann wird die Schuld bloß an der Perſon haften, und das Vorurtheil wird verſchwinden; ein andres Mittel es auszurotten giebt es nicht.

Der Regent war nahe daran, die Veränderung der Strafe zu bewilligen, aber Law und Dübois ſtellten ihm die Nothwendigkeit vor, zu einer Zeit, wo jedermann ſein ganzes Vermögen bey ſich trüge, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. Sie bewieſen ihm, daß der Unterſchied der Strafe bey einem ſo ſchwarzen und ſo öffentlichen Verbrechen für das Volk keinesweges befriedigend und vielmehr demüthigend ſeyn würde. Ich habe oft von dieſer Hinrichtung ſprechen gehört, ſie wurde immer nur von Großen, die dabey inter-

a) Le crime fait la honte, et non pas l'echafaud.

intereſſirte Parteyen waren, getadelt; und ich kann ſagen, daß ich meine Meynung gegen ſie nicht verſchwiegen habe.

Als die Verwandten alle Hofnung verloren hatten, den Regenten zu erweichen, fanden zwey darunter, die Horn näher angieng als die übrigen, der Prinz von Robec Montmorenci und der gegenwärtige Marechal d'Iſenghen, Mittel in ſein Gefängniß zu dringen; ſie brachten ihm Gift, und ermahnten ihn, ſich auf dieſe Art von der Schande zu retten, aber er ſchlug es aus. Unwillig verließen ſie ihn und ſagten: „Geh Elender, du verdienſt nur von der Hand des Henkers zu ſterben.“

Ich habe die vornehmſten Umſtände über dieſe Sache von dem Kriminal-Aktuarius, der mir die Akten mitgetheilt hat.

Der Graf von Horn war vor ſeinem letzten Verbrechen, als ein Gauner, und überhaupt als ein Taugenichts bekannt. Seine Mutter, die Tochter des Prinzen von Ligne, Herzog von Aremberg, Grand von Spanien und Ritter des goldnen Vließes, und ſein älteſter Bruder, Maximilian Emanuel Prinz von Horn, hatten von ſeiner übeln Aufführung Nachricht erhalten, und ſchickten einen Edelmann ab, um ſeine Schulden zu bezahlen, ihn gutwillig zurückzubringen, oder von dem Regenten einen Befehl zu erlangen, kraft deſſen er ſich von Paris zu entfernen hätte. Unglücklicher Weiſe kam der Abgeordnete erſt den Tag nachdem die That geſchehen war in Paris an 1).

Der

1) Das Haus Horn hat ſeinen Namen von der kleinen Stadt Horn in Brabant, zur alten Grafſchaft Lootz, Lütticher Herrſchaft, achbria, gegenüber und in der Nähe von Rüremonde. Es hat drey Branchen dieſes Geſchlechts gegeben. Die zwey erſten ſind erloſchen. Das Haupt des erſten vermählte ſich mit Anna von Egmont, Wittwe Joſephs von Montmorenci, Herrn von Nivelle. Da er keine Kinder mit ihr hatte, adoptirte er die beyden Montmorenci, die ſie von ihrem erſten Manne gehabt

Der Prinz von Horn ſchrieb, als der Regent die ihm konfiſzirten Güter ſeines Bruders zuerkannte, wie man behauptete, folgenden Brief an denſelben:

Ich beklage mich nicht, gnädiger Herr, über den Tod meines Bruders; aber ich beklage mich, daß Ew. Königl. Hoheit in ſeiner Perſon die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nation verletzt haben. (Der Vorwurf iſt ungegründet, auf den vorſätzlichen Meuchelmord ſteht das Rad, ohne Unterſchied der Geburt.) Ich danke Ihnen für die Konfiſkation ſeiner Güter; ich würde mich für eben ſo infam halten als er war, wenn ich je die mindeſte Gnade von Ihnen annähme. Ich hoffe daß Gott und der König einſt eben ſo ſtreng über Sie Recht halten werden, als Sie es über meinen unglücklichen Bruder gehalten haben.

Zu der nämlichen Zeit, da der Regent den Grafen von Horn der öffentlichen Rache aufopferte, ließ er in Bretagne der Ruhe ſeiner Regentſchaft eben ſo blutige Opfer bringen. Die königliche Kammer, die zu Nantes niedergeſetzt war, ließ am nämlichen Tage, den 26ſten März, vier Bretagner Edelleuten, (de Guer Pontcallet, de Montlouis, le Moyne, genannt der Chevalier von Talhouet, und du Coëdic,) als Verbrechern der beleidigten

habt hatte, Philipp und Floris. Philipp war der nämliche, dem der Herzog von Alba 1568 enthaupten ließ. Seinen Bruder, Floris, traf das nämliche Schickſal 1570. in Spanien, als er Philipp dem Zweyten die Klagen der Niederländer über die Einführung der Inquiſition überbrachte. Ihre beyden Schweſtern heyratheten in das Haus Lallain. Die zweyte Branche iſt ebenfalls erloſchen. Die dritte beſtand 1720. in Maximilian Emanuel Prinzen von Horn, und ſeinem unglücklichen Bruder. Ihr Vater, Philipp Emanuel Prinz von Horn, hatte als Generallieutenant in Frankreich bey den Belagerungen von Breiſach und Landau, bey der Schlacht von Speier und bey der von Ramillies gedient. Bey der letzten empfieng er ſieben Wunden, und wurde gefangen genommen. Als durch den Utrechter Frieden die Niederlande an das Haus Oeſterreich kamen, ſtellte ſich das Haus Horn wieder unter die Herrſchaft des Kaiſers.

Digitized by Google

ten Majeſtät und der Felonie, den Kopf abhauen. Sechs=zehn wurden in Effigie hingerichtet, der Prozeß von einer Menge andrer endigte mit einer Amneſtie. Ich habe ſchon von dieſer Sache geſprochen. Dieſe unglücklichen Edelleute, deren meiſte nicht geahndet hatten, worauf es ankam, waren ſo viele Opfer von Cellamare's Verfüh=rungskünſten und der Thorheiten der Herzogin vom Mai=ne. Ich habe nur wenig Umſtände hinzuzufügen.

Die ganze Stadt wurde mit Truppen beſetzt, den Bürgern wurde verboten aus ihren Häuſern zu gehen, die Kanonen vom Schloß waren gegen die Stadt gerich=tet. Wie Montlouis das Schaffot beſtieg, ſah er die Umſtehenden weinen, und ſagte zu ihnen: „Landsleute, wir ſterben für Euch, bittet Gott für uns." d'Evry der in dem Prozeß referirte, und kürzlich geſtorben iſt, hat oft geſagt, daß er ihre Begnadigung erwartete, nachdem er die Herzogin vom Maine hatte in Freyheit ſetzen ſehen; es braucht wohl keines andern Beweiſes, daß ſie die ein=zige Schuldige war.

Der Regent konnte nun die Zahlung der Renten und Penſionen, deren Maſſe ſeine Verſchwendung täglich vermehrte, nicht mehr beſtreiten; er hatte durch ein Ar=ret vom Conſeil vom 6. Februar, den Erſatz aller Renten in Papier, oder ihre Herabſetzung auf zwey Procent ver=ordnet. Durch ein Edikt vom folgenden Monat, März, wurden alle Errichtungen von Renten auf den nämlichen Fuß geſetzt, als ob der Werth des Geldes nicht ganz al=lein von der Seltenheit oder dem Ueberfluß deſſelben ab=hienge. Der Fürſt kann den geſetzlichen Fuß der Inter=eſſen beſtimmen, aber er kann die Verleiher nicht zwin=gen. Das Parlament weigerte ſich beyde Verordnungen einzuregiſtriren, und machte Remonſtranzen, durch wel=che bloß das Recht ſie zu machen, und ihre Fruchtloſig=keit belegt wurde. Der erſte Präſident, der ſich noch in

Digitized by Google

der Kriſis ſeiner oben erwähnten Zuſammenkunft mit dem Regenten befand, ſtellte ſich krank, um weder mit dem Prinzen noch mit dem Parlament in Widerſpruch zu kommen. Wir werden ihn wieder auftreten ſehen, ſobald er die Umſtände günſtig finden wird, und das traf ſich bald.

Alle Hofleute hatten ſich mit Papier, das ihnen nichts koſtete als Erniedrigungen, von ihren Schuldenlaſten befreyt. Der wohlhabende Bürgerſtand war ruinirt, und an dem niedrigen Volk wurden bey Gelegenheit des Miſſiſſipi, der heutigen Louiſiana, unerhörte Gewaltthätigkeiten ausgeübt. Law fand daß man den Aktien nunmehr wenigſtens einen erlognen Grund geben müßte, und ſetzte denſelben in den vorgeblichen Reichthümern, die aus Miſſiſſipi gezogen werden würden. Es war, ſagte er, ein gelobtes Land, reich an Waaren aller Art, an Gold- und Silberbergwerken. Es kam nur noch darauf an, Koloniſten hinzuſchicken, die ſich ſelbſt dort bereichern, und zugleich die Urheber des Wohlſtands von Frankreich ſeyn würden.

Da mit dieſer Lockſpeiſe nichts ausgerichtet wurde, ſo nahm man alle böſe Buben und alle liederlichen Weibsbilder, die in den Gefängniſſen und Zuchthäuſern waren, und ließ ſie einſchiffen. Hierauf bemächtigte man ſich aller Landſtreicher, und da die Menſchen, die man gebraucht um eine Stadt von Spitzbuben zu reinigen, ſelbſt nicht viel beſſer ſind, ſo wurden eine Menge rechtſchaffner Handwerksleute und Bürgersſöhne als Vagabunden aufgehoben. Die Häſcher ſperrten manche ein, und ließen ſich ihre Freyheit abkaufen. Dieſe Dinge wurden ſo weit getrieben, daß die Geduld des Volks endlich ermüdete. Man trieb die Häſcher zurück, einige wurden ermordet, und das Miniſterium, nun ſelbſt in Furcht gejagt, ließ dieſe gehäßige Verfolgung aufhören. Man erfuhr nachher daß dieſe Unglücklichen, mit gewafneter Hand weggeführt,

den, daß er nur mit großer Mühe ſeinen vormaligen Glanz wieder annahm.

Die Honneurs als Siegelbewahrer wurden d'Argenſon gelaſſen. Aber weder dieſe noch das Vermögen, das er ſich erworben hatte, denn er war urſprünglich ſehr arm, verwahrten ihn vor der Krankheit der verungnadeten Miniſter, einer Art von Spleen, den ſie faſt alle bekommen, und an welchem die meiſten ſterben.

Von dem Augenblick, da die allgemeine Verwaltung Law genommen, und ihm nichts als die Bank und die Indiſche Kompagnie gelaſſen wurde, war Pelletier des Forts zum Generalkommiſſair der Finanzen ernannt, und er hatte d'Ormeſſon und Gaumont zu Adjunkten.

Der Regent ſuchte anfangs die Gunſt des Volks wieder zu gewinnen, oder wenigſtens deſſen Haß zu vermindern, indem er den Schein annahm, das Parlament bey ſeinen Operationen mitwirken zu laſſen. Durch ein Arret vom Conſeil vom 1 Junius wurde wieder erlaubt, ſo viel Geld als man wollte zu Hauſe zu haben; aber wenige waren im Stande, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen. Fünf Deputirte vom Parlament wurden zu Konferenzen mit den Finanzkommiſſären gezogen. Um die Bankozettel wieder einzuziehen, wurden 25 Millionen Renten auf die Stadt errichtet, deren Kapital zu zwey und einem halb pro Cent war, und die angewieſenen Zettel wurden öffentlich auf dem Rathhauſe verbrannt. Dadurch aber erhielten die Privatleute noch nicht das nöthige Geld für die dringenden und täglichen Bedürfniſſe. Die gemeinſten Lebensmittel waren auf einen ungeheuern Preis geſtiegen, und da alle Kaufleute ſich weigerten, die Zettel anzunehmen, ſo mußte man auf der Bank unter die Leute, die Zettel brachten, etwas Geld austheilen. Der Zufluß war dort ſo groß, daß viele Perſonen erſtickt wurden; man trug drey Leichname vor die Thore des Palais-Royal. Dieſer Anblick machte ſo vielen Eindruck, daß ganz Paris auf

Digitized by Google

dem Punkt ſtand, ſich zu empören. Le Blanc, Staatsſekretär, begab ſich eiligſt an den Ort, berief die Schaarwache und die Wache aus den Tuilerien; aber bis ſie ankamen, faßte er vorläufig einen klugen Entſchluß: Er bemerkte ſieben oder acht ſtämmige Kerls, die in einem Aufſtand des Pöbels ſehr gut ihre Rolle ſpielen, und ſogar den Anfang machen konnten; dieſe redete er ruhig an: „Kinder, nehmt dieſe Körper weg, tragt ſie in eine Kirche, und kommt bald wieder zu mir, daß ich Euch Eure Mühe bezahle.“ Sie faßten auf der Stelle an, und die Truppen, die nun ankamen, zerſtreuten durch ihre bloße Gegenwart den Haufen, der den Eindruck der Leichname nicht mehr vor Augen hatte. Ein Theil vom Pöbel war den todten Körpern, die weggetragen wurden, ſchon nachgegangen; entweder aus maſchinenmäßiger Neugierde, oder um an der verſprochnen Belohnung Theil zu nehmen. Den nämlichen Tag erſchien eine Verordnung, die dem Volke bey den ſtrengſten Strafen verbot, ſich zuſammenzurotten.

Die Regierung war ſo verderbt, daß kein rechtſchaffner Mann ihr traute. Die Zettel, die man aus dem öffentlichen Kurs zog, wurden ſeit einigen Tagen auf dem Rathhaus verbrannt. Trüdaine, Vorſteher der Kaufmannſchaft, in deſſen Gegenwart, wie vor den Augen der ganzen Municipalität, dies gethan wurde, glaubte Nummern zu bemerken, die ihm ſchon durch die Hände gegangen waren, und er äußerte ſeinen Argwohn auf eine ziemlich derbe Art. Trüdaine war ein Mann von geradem Sinn, voll von Ehre und Gerechtigkeitsliebe, von ſtrengen Sitten, in dem Geiſte und den Grundſätzen der alten Magiſtratur erzogen, ein Feind der neuen Maasregeln, und hauptſächlich ſolcher, die ihm zweydeutig ſchienen, daher erklärter Widerſacher des Syſtems, keinesweges politiſch, vielmehr ein wenig hart; ſein Sohn hat, bey mehr Einſichten, viel Aehnlichkeit mit ihm, es iſt eine gute Art.

Digitized by Google

Trûdaine's Verdacht konnte ungegründet ſeyn, er hatte aber einen ſolchen Anſchein von Wahrheit, und der Poſten des Mannes hatte ſo viel Einfluß auf das öffentliche Vertrauen, daß der Regent ihn abſetzte, und ſeine Stelle an Chateauneuf gab. Vergebens wandte man ein, daß es gegen alle Regel wäre, einen Vorſteher der Kaufmannſchaft abzuſetzen, ehe ſeine Vorſteherſchaft verfloſſen wäre, und daß es gegen alle Municipalgeſetze liefe, einen Fremden 1) an dieſen Poſten zu ſtellen; daß außerdem dieſe Ungerechtigkeit gegen einen tugendhaften und beym Volk beliebten Mann, das Mißtrauen vielmehr beſtärken als zerſtören würde. Die Regeln kümmerten den Herzog wenig; alſo wurde Trûdaine abgeſetzt, und er blieb der einzige, den die Ungerechtigkeit nicht rührte.

Das Agio war von der Straße Quincampoix, wo es zu eingeſchränkt war, auf die Place Vendôme verlegt worden. Da verſammelten ſich die niedrigſten Schurken und die vornehmſten Großen, alle durch Habſucht vereinigt und einander gleichgeſtellt. Am Hofe führte man faſt niemanden an, der ſich vor der Seuche verwahrt hätte, als den Kanzler, den Marechal von Villeroi, den Marechal von Villars, die Herzoge von Saint-Simon und von la Rochefoucault. Villars, der ſelbſt mit den Eigenſchaften, die er beſaß, aufzuſchneiden pflegte, wollte einmal, da er mit einer Menge Pagen und Lakayen in einem prächtigen Wagen über den Platz fuhr, ſeine Uneigennützigkeit wenigſtens ſeiner Eitelkeit zu gute kommen laſſen. Da er durch das Gedränge aufgehalten war, ſteckte er den Kopf zum Schlag hinaus, und fieng an gegen die Schändlichkeit des Agio, als die Schmach der Nation, loszuziehen; er,

1) Caſtagnerez de Chateauneuf war zu Chamberey in Savoyen geboren, er war erſter Präſident vom oberſten Gerichtshof dieſer Stadt, ſodann wurde er in Frankreich naturaliſirt, Ambaſſadeur in Portugal, in Holland, bey der Pforte, und Präſident der Königlichen Kammer von Nantes.

er, ſetzte er hinzu, wäre in Anſehung des Geldes unbefleckt. Auf einmal gieng ein allgemeines Geziſch von Leuten loß, die riefen: Er und die Schutzpäſſe! Und die Schutzpäſſe! Villars hatte zu der Zeit, da er die Armee kommandirte, beträchtliche Vortheile daraus gezogen. Dieſe Worte, die von einer Ecke des Platzes zur andern wie im Echo wiederholt wurden, zwangen den Marechal, ſtill zu ſchweigen, er drückte ſich in den Hintergrund ſeines Wagens, fuhr über den Platz ſo gut er konnte, und fand es nicht rathſam, hier wieder öffentliche Reden zu halten.

Der Herzog von Bourbon war einmal ſo treuherzig, ſich der Menge Aktien, die er beſäße, zu rühmen. Türmenies, Aufſeher des königlichen Schatzes, ein Mann von Verſtand, und der das Recht oder die Gewohnheit der Familiarität ſelbſt bey den Prinzen erworben hatte, verſetzte darauf: „Gnädiger Herr, zwey Handlungen Ihres Groſsvaters *a*) ſind mehr werth als alle dieſe Aktien. Der Herzog lachte, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, ſich zu erzürnen. Dieſer nämliche Türmenies fand ſich bey der Zurückkunft des Grafen Charolois, der drey Jahre auf Reiſen geweſen war, und drängte ſich mit vielen andern hinzu, um ſeine Freude zu bezeugen. Der Prinz würdigte ſie kaum eines Blicks, worauf ſich Türmenies gegen die Geſellſchaft wandte, und ſagte: „Da, meine Herren! Wenden Sie recht viel Geld daran, Ihre Kinder reiſen zu laſſen, und ſehen Sie wie ſie zurückkommen.“

Der Graf von Charolois trat bey ſeiner Ankunft ſogleich in den Regentſchaftsrath, ohne jedoch denſelben zu vermehren.

Das Getümmel des Agio auf der Place Vendôme, wo die Kanzley iſt, fieng an, dem Kanzler zur Laſt zu fal-

 len;

a) Des groſsen Conde. Uebrigens war der Witz des Originals nicht zu überſetzen, da wir nicht, wie im Franzöſiſchen, für Handlungen oder Thaten und Aktien das nämliche Wort (actions) gebrauchen können.

len; daher bot der Prinz von Carignan, mehr lüſtern nach Geld als bedenklich über die Quelle, woraus es fließen möchte, ſein Hotel de Soiſſons an. Er ließ in dem Garten eine Menge kleiner Baraken aufrichten, deren jede zu fünfhundert Livres monatlich vermiethet wurde; der ganze jährliche Ertrag war fünfmal hunderttauſend Livres. Um die Agioteurs zu zwingen, daß ſie ſich derſelben bedienten, erhielt er eine Verordnung, die unter dem Vorwand, eine Art von Polizey im Agio einzuführen, und dem Verluſt der Portefeuilles vorzubauen, irgendwo ſonſt als in dieſen Baraken einen Handel abzuſchließen verbot.

Seitdem die Deputirten des Parlaments mit den Finanzkommiſſarien konferirten, ſchmeichelte ſich dieſes Gericht ſchon an der Verwaltung Theil zu haben: aber die Täuſchung währte nicht lange. Am 17 Julius, dem nämlichen Tag, wo Leute erſtickt wurden, erhielt das Parlament ein Edikt zur Einregiſtrirung, durch welches der Indiſchen Kompagnie aller Handel zugeſprochen wurde. Während daß man über die Sache mit Wärme berathſchlagte, gieng der erſte Präſident einen Augenblick hinaus, und erzählte bey ſeiner Zurückkunft, was bey der Bank vorgefallen war, und daß Law's Wagen vom Volk zerſchmettert worden wäre. Auf einmal ſtanden alle Räthe auf den Füßen, und riefen mit einem Freudengeſchrey, das dem Ernſt der Sitzung wenig angemeſſen war: iſt Law ſelbſt in Stücken geriſſen? Der erſte Präſident antwortete, er wiſſe die Folgen des Tumults noch nicht. Das Edikt wurde ſogleich einſtimmig verworfen, die Sitzung aufgebrochen, und das ganze Parlament lief auf die Straße den Neuigkeiten nach.

Der Regent, durch die Ungefälligkeit des Parlaments auf's äußerſte erbittert, verſammelte am 18, Donnerſtags ein Geheimes Konſeil, wo beſchloſſen wurde, das Parlament nach Blois zu verlegen. Der Kanzler ſtimmte wie die andern mit der Verwirrung eines Mannes, der des Exi-

ſtums

liums müde iſt, und wieder davon betroffen zu werden fürchtet. Nach dem Konſeil erhielt er indeſſen vom Regenten, das Pontoiſe ſtatt Blois beſtimmt wurde.

Am 21, des Sonntags bemächtigten ſich unverſehens, denn es hatte nichts davon verlautet, mehrere Kompagnien von der Garde der Höfe und der Auſſenſeiten des Palais; ein Theil von den Mouſquetaires beſetzte die grand'chambre, und andre das Hotel des erſten Präſidenten; zu gleicher Zeit brachten ihre Kameraden allen Parlamentsgliedern den Befehl, nach Pontoiſe abzugehen.

Dieſe Verlegung des Parlaments auf ſieben Lieues von Paris machte die Regierung lächerlich, ſtatt ihr Anſehen empor zu bringen, und durch die Umſtände, welche dabey vorfielen, wurde das Ganze zu einer Komödie. Am nämlichen Abend ſchickte der Regent dem Procureur-général hunderttauſend Livres in klingender Münze, und eben ſo viel in Papier, um denen auszuhelfen, die es brauchen möchten. Der erſte Präſident bekam eine noch ſtärkere Summe, um die Tafel zu beſtreiten, und er zog bey der Gelegenheit in verſchiednen Terminen über fünfmal hunderttauſend Livres von dem Regenten. Auf dieſe Weiſe war die Sitzung von Pontoiſe eine Art von Vakanz zur Ergötzlichkeit.

Der erſte Präſident hielt offene Tafel, und wer aus Unpäßlichkeit oder andern Urſachen zu Hauſe bleiben wollte, ließ auf der Erſten Präſidenz alles holen, was er wollte. Nachmittags gab es Spieltiſche in den Appartements, Kaleſchen, ganz angeſpannt, in den Höfen für die Herren und Damen, die mehr Geſchmack an der Promenade fanden. Der Erſte Präſident ſtieg in die glänzendſte, und nannte er, mitten unter der Geſellſchaft, die ſich um ihn herum ſtellte, diejenigen, die ihn begleiten ſollten. Meſſieurs vom Parlament fanden demnach, daß der Erſte Präſident der gröſte Mann wäre, der je dieſen Poſten erfüllt hätte. Abends, ein prächtiges und feines Soupee für die artigen

Damen und die Herren von gutem Ton, welche in dieſer ſchönen Jahreszeit täglich von Paris hinkamen, und in der Nacht wieder nach Hauſe fuhren. Die Feten, die Konzerte folgten beſtändig auf einander. Der Weg von Pontoiſe war ſo häufig beſucht, als es heutzutage der von Verſailles iſt. Es würde vielleicht nicht unmöglich gehalten haben, den Regenten zu bewegen hinzukommen. Er gab das Geld zu den Vergnügungen dieſer Exilirten her, und ſie erlaubten ſich Scherze darüber, die mehr unanſtändig als leicht waren. Kaum daß einmal nebenher über einen Prozeß Urtheil geſprochen wurde, und bey der ganzen Sache litt niemand als die Parteyen.

Die Chambre des comptes, die cour des aides, das Grand-Conſeil *a*) und die Univerſität ließen das Parlament zu Pontoiſe durch Deputirte komplimentiren. Es wurde im Protokoll eingetragen, und am 15 Auguſt, bey der von Ludwig dem Dreyzehnten gelobten Prozeſſion, ließen die beyden erſten Kollegia den Platz des Parlaments gefliſſentlich offen.

Da für die Vakanzkammer eine Deklaration des Königs erforderlich iſt, ſo mußte der Erſte Präſident, nachdem er vierzehn Tage umſonſt gewartet hatte, endlich ſich zum Regenten verfügen, und ihn fragen, ob er nicht daran dächte, dieſe Deklaration auszuſtellen. Der Herzog gab zur Antwort, daß ſie ganz in Bereitſchaft läge, und am nämlichen Tage erſchien ein Arret vom Konſeil zur Einſetzung einer königlichen Kammer, die aus Staatsräthen und Maîtres des requêtes beſtand, und der die Prozeſſe, welche vor das Konſeil gezogen worden, nebſt den Civil- und Kriminalſachen des Parlaments, unter dem Namen einer Vakanzkammer, zugeeignet wurden. Hierauf nahmen

a) Ich habe dieſe verſchiednen Benennungen, die ſich zum Theil ſelbſt erklären, und bey uns in jedem Lande anders lauten, lieber gelaſſen wie ich ſie fand. Dieſe Anmerkung gilt für mehrere Stellen meiner Ueberſetzung.

Digitized by Google

men die Parlamentsglieder von Pontoiſe ihre Ferien, es blieb niemand als ein Präſident von jeder Kammer und einige Räthe.

Der Regent hatte unnöthig gefunden, bey dem Parlament eine Vakanzkammer zu ernennen, die nicht mehr Sachen beendigen würde als das geſammte Gericht, welches einer Deklaration vom 4 Auguſt, in Betreff einer Uebereinkunft zwiſchen den Biſchöfen wegen der Konſtitution, die Einregiſtrirung verſagt hatte.

Dieſe Sache war dem Regenten im Grunde ſo gleichgültig wie vielen andern; aber der Abbe Dübois nahm einen ſehr lebhaften Antheil daran. Seine neue Würde als Erzbiſchof von Cambrai verſtärkte ſeine Hofnungen und ſeine Mittel, zum Kardinalshut zu gelangen. Er getraute ſich noch nicht öffentlich damit vorzutreten, aber er war, wie man ſchon geſehen hat, darum nicht weniger ſicher, daß ihm die Einwilligung des Regenten, und ſelbſt ſeine Verwendung nicht fehlen würde. Dieſer Prinz hatte zwar zu ſeinen Vertrauten geſagt: „Wenn der Schurke thörig und unverſchämt genug iſt, um an den Kardinal zu denken, ſo laſſe ich ihn zum Fenſter hinaus werfen.“ Er hatte ſich aber über das Erzbiſthum Cambrai nicht viel günſtiger geäußert, und Dübois hatte es doch bekommen. Es kam alſo blos darauf an, von Seiten des Pabſts die Wege einzuleiten.

Dübois, durch Geld, durch Einfluß, durch Intriguen mächtig, hatte in Rom eine Menge Agenten, die ſich unter einander ſelbſt nicht kannten. Der Abbe de Samache, unſer Auditor bey der Rota 1) entdeckte die Kabale.

1) Die Rota iſt ein Tribunal, das aus zwölf Geiſtlichen beſteht, drey Römern, einem Mayländer, einem Bologneſer a), einem Ferrareſer, einem Venetianer, einem Franzoſen, zwey Spaniern und einem Deutſchen. Die Akademie de la Cruſca leitet die Ety-

a) Im Text iſt es wahrſcheinlich ein Druckfehler, das Polonois, Pohle, ſtatt Bolonois, Bologneſer, ſteht.

hale. Aufgebracht, daß man das Geſchäft vor ihm geheim hielt, that er ſein möglichſtes, um es zu hintertreiben. Er hatte überdem ein perſönliches Intereſſe; als ein Mann von großem Verdienſt, Witz und Gelehrſamkeit, hatte er ſich ſo ausgezeichnet, daß er an der Spitze der Rota ſtand. Er hatte viele Männer von dem größten Anſehen zu Freunden, und ſtrebte ſelbſt nach dem Hut, wozu das Beyſpiel der Kardinäle de la Tremouille und von Polignac, denen die Rota den Weg dazu gebahnt hatte, ihn noch mehr aufmunterte. Er gab ſich alſo gänzlich dem Römiſchen Hofe hin, ſah dieſen als ſein zweytes Vaterland an, und beſchloß, alles ſeinem Ehrgeitz aufzuopfern.

Dübois wurde durch ſeine Agenten von dieſen Hinderniſſen benachrichtigt. Er gerieth in Wuth, und ließ auf der Stelle einen Zurückberufungsbefehl an Gamache abgehen. Dieſer entſchuldigte ſich anfangs, und klagte über den Mangel an Zutrauen, den man ihm bewieſe. Dübois verwarf die Entſchuldigungen, und wiederholte den Befehl, zurückzukommen, mit größerer Härte. Jetzt hob Gamache die Larve auf, und antwortete ſtolz, die Zurückberufung eines Auditors von der Rota hänge keinesweges von einem Miniſter ab; der verſtorbne König habe durch ſeine Ernennung ſeine ganze Gewalt erſchöpft, er ſey jetzt Mitglied der erſten Tribunale der Welt, um einen Auditor abzuſetzen müſſe ein Verbrechen erwieſen werden, Richter bey einem ſolchen Prozeß würde niemand ſeyn als der Pabſt, als Souverain von Rom und von der Rota; wenn es nämlich ja möglich ſeyn ſollte, einen Mann anzufechten, der von Seiten der Lehre, der Aufführung und der Sitten nicht die mindeſte Blöße gäbe.

Bey der Ankunft dieſes Briefs ſprang Dübois vor Wuth in die Höhe, und überließ ſich allen ſeinen tollen Aus-

Etymologie des Worts Rota davon her, daß die Richter darinn wechſeln. Dücange findet den Urſprung des Namens in dem Umſtand, daß der Boden des Zimmers aus Stücken Porphyr in Geſtalt von Rädern gebaut iſt.

Ausbrüchen; dies war bey ihm eine Art von Arkanum, um ſeinen Verdruß zu kühlen, ſodann wurde er ruhig, und er war wieder fähig zu überlegen, und ſogar klug zu handeln.

Die Art, wie ſich Gamache betrug, war die äußerſte Thorheit und Inſolenz gegen Frankreich, aber ſie wurde ihm in Rom zum Verdienſt angerechnet. Jeder Miniſter, der nicht nach dem Hut geſtrebt hätte, würde ihn gezwungen haben, zurückzukommen, würde ihn beſtraft, oder wenigſtens durch Einziehung ſeiner Güter auf das Loos eines Verbannten heruntergebracht haben. Aber Dûbois hütete ſich ſehr, als der Vertheidiger der Maximen des Königreichs gegen die ultramontaniſchen Hirngeſpinnſte, in einem Augenblick, wo er dieſe zu ehren ſcheinen mußte, aufzutreten. Er fürchtete zugleich ſeine Anſprüche ruchbar werden zu laſſen; er wußte, daß Gamache in dem heiligen Kollegium und unter den innern Hausbedienten des Pabſtes Freunde hatte. Daher ergriff er das Mittel, ihn für ſein Intereſſe zu gewinnen, und ſchrieb ihm auf der Stelle, daß er ihn in keiner andern Abſicht hätte zurückrufen laſſen, als um ihn ſeiner Geburt und ſeinem Verdienſt gemäß anzuſtellen, und daß er ihm deshalb das Erzbisthum von Embrün beſtimmt hätte. Gamache, der es nun ſo weit gebracht hatte, von Dûbois gefürchtet zu werden, hatte demnächſt nicht übel Luſt, ſich ihn zum Freunde zu machen; er antwortete alſo mit vieler Erkenntlichkeit, ſchlug aber das Erzbisthum aus, indem er, wie er ſchrieb, zufrieden wäre, Auditor von der Rota zu bleiben; zugleich bot er ſeine Dienſte zu Dûbois Abſichten an. Von dieſem Augenblick verſtanden ſich die beyden Ehrgeizigen trefflich zuſammen. Gamache war dem Miniſter zu Erlangung des Huts ſehr nützlich, und würde ſich ſelbſt bis dahin geſchwungen haben, wenn ihn der Tod nicht in ſeinem Laufe gehemmt hätte.

Dûbois hatte beſchloſſen, um dem Pabſt zu gefallen, und ſich durch einen ausgezeichneten Dienſt hervorzuthun,

die

die Annahme der Konſtitution durchzuſetzen. Beym Parlament fand er zur Einregiſtrirung der Deklaration nicht ſo viel Leichtigkeit als er wünſchte; er glaubte aber daß das Grand-conſeil die Stelle des Parlaments erſetzen würde, und überredete den Regenten, daß es die nämliche Wirkung haben müßte.

Man kann nicht militäiriſcher zu Werke gehen, als es in dieſer Sache geſchah. Auf Dübois Rath ließ der Regent die Deklaration im Conſeil ableſen, und ohne die Stimmen zu ſammeln, ſah er ſie für approbirt an.

Man verfuhr beym Grand-conſeil ohngefähr auf die nämliche Weiſe. Da der Regent ſich nicht ſchmeicheln konnte, daß die Magiſtrats Perſonen dieſes Tribunals eine reine und unbedingte Einregiſtrirung eingehen würden; ſo ließ er ſich von den Prinzen, den Herzogen und Pairs, den Marſchällen von Frankreich begleiten. Dieſe letzten haben als Kronbedienten Stimme bey dieſem Gericht, wenn ſie den Kanzler dahin begleiten, da ſie hingegen beym Parlament nur vermöge der Gegenwart des Königs, dem ſie dahin folgen, Stimmen haben. Viele Magiſtrats Perſonen ſtimmten auch wirklich mit Nachdruck gegen die Deklaration. Einer von ihnen, Namens Perelle, wurde, als er die Grundſätze anführte, worauf er ſeine Meynung ſtützte, von dem Kanzler gefragt, wo er ſolche Maximen gefunden hätte? Perelle antwortete ſehr kalt: „in den gerichtlichen Reden des ſeeligen Kanzlers d'Agueſſeau.“ Da aber das Gefolge des Regenten zahlreicher war als die Geſammtſchaft der Magiſtratsperſonen, ſo wurde die Deklaration einregiſtrirt, und es gab niemanden, der dieſe Einregiſtrirung nicht als eine erzwungne Handlung anſah, die keinen Beſtand haben würde; der Pabſt ſelbſt war damit nicht zufrieden. Der Römiſche Hof, der feſter als irgend ein andrer an ſeinen Maximen hängt, wußte wieviel Macht eine nationelle Meynung

hat;

Digitized by Google

hat; das Saliſche Geſetz hat in Frankreich keinen ſichern Grund. Eine freye Einregiſtrirung, durch das Parlament verübt, ſcheint bey uns die Sanktien des Geſetzes, und dieſer Gerichtshof iſt allein im Recht oder im Beſitz, ſeine Entſcheidungen den untern Tribunalen als Richtſchnur anzuweiſen.

Dúbois ward früh genug gewahr, daß er weder für Rom noch für ſich ſelbſt etwas ausgerichtet, und ſeinen Herrn obendrein kompromittirt hätte: aber es hielt ſchwer dieſe Schritte zurückzuthun. Er hatte ſich mit Law verbunden um den Regenten zu überreden, daß die Parlamente, weit entfernt von einigem Nutzen zu ſeyn, vielmehr ein beſtändiges Hinderniß bey den Operationen der Regierung abgäben; daß man ſie abſtellen, und alle Aemter in Bankozetteln einlöſen, das hieß, Bankerott gegen ſie werden müßte; und daß alsdann nur der König ſich der freyen Gewalt wirklich erfreuen würde: als ob die willkührliche Macht nicht jede Monarchie zerſtörte!

Dieſes Projekt war ſchon vorgeſchlagen, und man ſtand auf dem Punkt es auszuführen, als Dúbois eignes Intereſſe es ſcheitern machte. Dies geſchah auf folgende Art.

Der Kardinal Noailles hatte ſich verbindlich gemacht, die Acceptation der Bulle, mit Erklärungen, durch einen Hirtenbrief bekannt zu machen, ſobald die Deklaration über die gütliche Uebereinkunſt zwiſchen den Biſchöfen einregiſtrirt ſeyn würde. Der Abbe Menguy, Parlamentsrath, ein Mann von vorzüglichen Verdienſten, und vertrauter Freund des Kardinals, erhielt Nachricht von den Planen, mit denen man gegen das Parlament umgieng. Er machte ſeinem Freund begreiflich, daß er dem Staat den größten Dienſt leiſten könnte, wenn er ſich weigerte den Hirtenbrief herauszugeben, bis die Deklaration beym Parlament einregiſtrirt wäre; er gab ihm zugleich alle

Digitized by Google

Gründe an die Hand, auf welche er ſich gegen den Regenten ſtützen konnte, den man überredet hatte, daß der Frieden der Kirche von der Bekanntmachung dieſes Hirtenbriefs abhienge. Der Kardinal nahm dieſe Maasregeln an, und wandte dem Regenten alles ein, was gegen die Einregiſtrirung beym Grand-conſeil aufgeſtellt werden konnte.

Auf einer andern Seite leiſtete der Staatsſekretair Le Blanc dem Parlament ſehr große Dienſte, die ihm in der Folge, unter dem Miniſterium des Herzogs von Bourbon, vergolten wurden. Le Blanc überzeugte den Miniſter, wie viel dem Römiſchen Hof daran gelegen wäre, daß die Uebereinkunft zwiſchen den Biſchöfen von dem Parlament garantirt würde. Nach dieſem Plan ſuchte nun Dûbois den Regenten günſtiger für das Parlament zu ſtimmen, und er bedurfte hiezu der ganzen Gewalt, die er ſich über den Geiſt dieſes Prinzen erworben hatte. Der Regent, der an keines Menſchen Rechtſchaffenheit glaubte, und der von Dûbois Büberey Beweiſe hatte, hatte ihm demohngeachtet ſein ganzes Vertrauen geſchenkt. Durch Heucheley hatte es Dûbois nicht gewonnen, der Herzog, der ihn von Grund aus kannte, würde es nicht gelitten haben, wenn er ſich unterſtanden hätte von Tugend zu ſprechen. Aber er hatte ſeinen Herren zu überzeugen gewußt, daß er durch ein unzertrennliches Intereſſe an ihn gebunden wäre, indem er keine Exiſtenz als durch ihn hätte; „Die Abnahme Ihres Anſehens,“ ſetzte er oft hinzu, „würde mein eignes Verderben ſeyn.“ So überreichte er ihm einmal eine Schrift zum Unterzeichnen, über welche der Regent eine Erklärung foderte; „unterzeichnen Sie das nur,“ ſagte er, „Sie wiſſen daß ich einen Inſtinkt habe der bloß für Sie iſt, und der Sie ſicher machen muß, daß es etwas Gutes iſt was ich Ihnen hier überreiche.“

Digitized by Google

Der Kardinal Noailles, indem er dem Regenten beſcheiden widerſtand, Dubois, indem er dieſem Prinzen ſchmeichelte, der heiligſte alſo und der verworfenſte unter den Prälaten arbeiteten auf den nämlichen Zweck los, ohne ſich mit einander zu verabreden, denn ſie waren nicht dazu gemacht in irgend etwas zuſammen zu kommen.

Dubois war zu fein, um auf einmal eine zweyte Einregiſtrirung, oder gar die Zurückberufung des Parlaments vorzuſchlagen, nachdem er die Zulänglichkeit des Grand-conſeil in Schutz genommen, und mit denen, die das Parlament vernichten wollten, gemeine Sache gemacht hatte. Er fieng damit an dem Regenten zu ſagen, daß der von dem Kardinal Noailles verſprochne Hirtenbrief zur Stiftung des Friedens in der Kirche unumgänglich nöthig wäre. Der Regent ließ den Kardinal kommen, und mahnte ihn an ſein Wort. Noailles wehrte ſich mit der Einregiſtrirung der Deklaration, die nicht anders als bey dem Parlament gültig ſeyn könnte. Der Herzog von Orleans, der ſich zu der Zeit gerade mit den Mitteln, dieſes Gericht abzuſtellen, beſchäftigte, ereiferte ſich gegen den Kardinal; dieſer beſtand auf ſeiner Weigerung, ohne die Gränzen der Ehrerbietung zu übertreten, und er äußerte daß er lieber ſeine Demiſſion als den Hirtenbrief geben würde, und daß er, nach einer vierzigjährigen Führung des Biſchöflichen Amtes, ſich glücklich finden würde eine Welt zu verlaſſen, die in Sünden verſunken wäre.

Der Regent hatte den Kardinal in Verdacht, dieſe Schritte mit dem Parlament verabredet zu haben; er beſchloß alſo es gegen eine Geſellſchaft, welche, wie er ſagte, ihn meiſtern wollte, auf das äuſſerſte zu treiben. Der Herzog von Bourbon, Law, und alle Apoſtel des Syſtems erhitzten ihn immer mehr. Es gab ſogar Mitglieder des Parlaments, wie zum Beyſpiel der Präſident de Blamont (eben der, welcher ſich als Patriot hatte exiliren laſſen,

und

Digitized by Google

und als Spion des Regenten zurückgekommen war), die Materialien hergaben über die Form die man der Juſtiz würde geben können, wenn man das Parlament abſtellte. Indeſſen waren die Sachen noch nicht ſo in Ordnung, daß man das Projekt ſchon hätte ausführen können, und die Zeit war nahe, wo ſich das Parlament in Pontoiſe wieder verſammeln ſollte.

Am 11. November bekamen alle Parlamentsglieder eine lettre de cachet, mit dem Befehl nach Blois abzugehen, um die Sitzung des Parlaments den 2. December daſelbſt zu eröfnen. Hierauf begab ſich der Kanzler, den die Franzöſiſche Uebereilung der Schwäche beſchuldigte, ſogleich zum Regenten, ſagte ihm daß es nicht mehr Zeit wäre das Unglück des Staats zu verhehlen, daß er ſich gleich unfähig fühlte das Gute zu thun oder dem Böſen abzuhelfen, und daher die Siegel zurückzugeben käme. Der Regent erſtaunte, weigerte ſich die Demiſſion anzunehmen, und bat ihn wenigſtens einige Tage abzuwarten bis er ſich entſchiede.

Der Kardinal, welcher die glänzendſte Rolle hätte ſpielen können, wenn er vom Stolz, Haupt einer Partey zu ſeyn, geblendet worden wäre, gab am andern Tag ſeinen Hirtenbrief, damit ſein Widerſtand nicht dem Parlament zur Schuld gelegt würde, und um dem Regenten keinen Vorwand zur Verlegung nach Blois übrig zu laſſen. Noailles verließ eben den Prinzen, dem er ſeinen Hirtenbrief übergeben hatte, als der Kanzler ankam, um die Bekräftigung ſeiner Demiſſion zu erhalten. Der Regent war ſowohl von dem Betragen des Kardinals als von der ehrerbietigen Standhaftigkeit des Kanzlers gerührt, und bat dieſen noch zu warten, indem die Sachen vielleicht noch beygelegt werden könnten.

An dem nämlichen Tag ließen la Brilliere, le Blanc und Dübois, der ſie unterſtützte ohne öffentlich aufzutreten,

ten, dem erſten Präſidenten anrathen dem Regenten, unter dem Vorwand vor ſeiner Abreiſe nach Blois Abſchied zu nehmen, ſeine Aufwartung zu machen.

Der erſte Präſident begab ſich in Begleitung von zwey und zwanzig Präſidenten oder Räthen nach dem Palais-Royal, wo er den Regenten von den Feinden des Parlaments umgeben fand. Dieſe ahndeten die Folgen dieſes Schritts, und benahmen ſich, jeder wie es zu ſeinem Charakter paßte. Der Herzog von Bourbon war in der größten Verlegenheit, ſich zugleich als den Freund des Parlaments, und als Laws Freund zu zeigen. Der Herzog de la Force, der zu bekannt war um ſich zu ſchmeicheln, daß er jemanden betrügen könnte, verſchwieg ſeine Beſorgniſſe nicht. Law beſtrebte ſich mehr Uebermuth zu zeigen als jemals, um ſich von keiner Schwäche hinreißen zu laſſen. Dieſer Mann war dabey zu einem glänzenden Glück oder zu einer ſchlimmen Kataſtrophe geboren, und er ſchien auf alle Ereigniſſe vorbereitet.

Der erſte Präſident fieng mit Verſicherungen von der Unterwürfigkeit des Parlaments gegen die Befehle des Königs an; hierauf ſtellte er vor, wie viele Familien jetzt durch die Entfernung des Parlaments leiden würden, und ließ ſich über dieſen Punkt in einige Umſtände ein, die den Regenten veranlaßten zu antworten, daß er dieſe Ungemächlichkeiten nicht vorausgeſehen hätte. Kurz, nach einigen ſchwankenden Klagen über das Betragen der Parlamentsglieder, wobey er jedoch die anweſenden immer ausnahm, trug er la Brilliere auf, neue Befehle für Pontoiſe, anſtatt Blois, auszufertigen.

Was einzelne Glieder auch zum Vortheile einer ganzen Geſellſchaft für Schritte thun mögen, ſo finden ſie doch nie einen allgemeinen Beyfall. Diejenigen, die nicht mit im Palais-Royal geweſen waren, ſchalten dieſen Beſuch eine Niederträchtigkeit, und behaupteten daß man dadurch auf Koſten der Abweſenden ſeinen Hof ge-

 macht

macht hätte, und daß eine ſolche Deputation nur auf Befehl des geſammten Parlaments hätte geſchehen können. Der erſte Präſident und die ihn begleitet hatten, antworteten, jedem einzelnen ſtünde es frey, einen Höflichkeits- oder Ehrerbietungsbeſuch zu machen, ſie hätten nicht im Namen des Parlaments das Wort geführt, denn ſie hätten den Regenten Monſeigneur genannt, ein Titel, den ihm das geſammte Parlament nie gäbe; übrigens aber käme die Frucht eines einzelnen Schritts dem geſammten Parlament zu gute, da der Regent, indem er ihnen die Deklaration zurückſchickte, ein authentiſches Geſtändniß ablegte, daß er ſeine Rechte übertreten, indem er ſich an das Grand-Conſeil gewandt hätte.

Was indeſſen nur noch Verdruß war, konnte ein Schiſma in der Geſammtſchaft hervorbringen. Der Abbe Mengun hatte viel Antheil an der Verſöhnung gehabt; der Abbe Pücelle, ſein Freund durch Achtung, aber ſein Nebenbuhler im öffentlichen Ruf, konnte eine entgegengeſetzte Meinung ergreifen.

Das Parlament trat am 25 November in Pontoiſe wieder zuſammen. Eh die Deklaration vorgetragen wurde, bemühte man ſich mehrere Tage hindurch den Abbe Pücelle zu gewinnen; und alle Hinderniſſe waren gehoben, als man die Einſchränkungen mit ihm verabredet hatte, die er bey der Einregiſtrirung verlangte, um die Appellirenden vor aller Gewaltthätigkeit ſicher zu ſtellen.

In den zahlreichſten Geſammtſchaften giebt es faſt nur zwey oder drey einzelne Mitglieder, auf welche alles ankömmt; ein Beweis, daß es keinen Staatskörper giebt, der ſich nicht nach der monarchiſchen Verfaſſung hinlenkte. Das Parlament regiſtrirte die Deklaration vom 4 December ein, wurde am 16 zurückberufen, und nahm am 20. ſeine Verrichtungen in Paris wieder vor.

Das

Digitized by Google

Das Parlament war in Pontoiſe ſo wenig fleißig geweſen, daß ſich die Geſchäfte außerordentlich gehäuft hatten; noch nach der Zurückkunft des Parlaments fuhr daher die bey den Auguſtinern ſitzende Kammer fort, mehrere Prozeſſe zu richten, und hatte dabey die größte Ehre von ihrer Schnelligkeit und von ihrer untadelhaften Führung des richterlichen Amts.

Die Zurückberufung des Parlaments entſchied Law's Vertreibung; er reiſte auch klüglich zwey Tage vor der Ankunft des Parlaments ab, er nahm eine Chaiſe mit dem Wappen des Herzogs von Bourbon, ließ ſich von etlichen Livreybedienten dieſes Prinzen begleiten, die ihm ſtatt einer Art von Sauvegarde dienten, und war auch noch auf den Nothfall mit Päſſen vom Regenten verſehen. Demohngeachtet ließ ihn d'Argenſon der ältere, Intendant von Maubeuge, auf ſeiner Durchreiſe in Valenciennes feſthalten, und ſchickte einen Kourier ab, um den Hof davon zu benachrichtigen. Der Kourier wurde ihm aber auf der Stelle zurückgeſandt, und brachte ihm den lebhafteſten Verweis, daß er die Päſſe nicht geachtet hätte.

Law war ein Schottländer, und gab ſich, mit oder ohne Grund, für einen Edelmann aus, wie alle Fremde thun. Groß, ſchön gebaut, von angenehmer und edler Geſtalt, viel Witz, eine ausgezeichnete Höflichkeit, ein hoher Anſtand ohne Inſolenz, das iſt ohnfähr ſein Portrait. In ſeinem Hauſe war mehr Ordnung und Reinlichkeit als Pracht. Seine Frau, oder die vielmehr dafür ausgegeben wurde, denn man hat nachher erfahren, daß ſie nicht vermählt waren, war eine vornehme Engländerin, von hochfahrendem Charakter, die durch die Niederträchtigkeiten unſrer kleinen und großen Damen bald zur Impertinz gewöhnt wurde. Nachdem er in Deutſchland und in Italien herumgereiſt war, ließ er ſich zu Venedig nieder, wo er geſtorben iſt. Sein Syſtem war für Frankreich verderblich, und mußte es ſeyn. Law kannte weder den Charakter der Nation,

noch den des Fürſten, mit welchem er zu thun hatte. Die Umkehrung der Glücksumſtände unter den Bürgern war nicht die unglücklichſte Wirkung des Syſtems und der Regentſchaft. Eine weiſe Verwaltung hätte die Finanzen wieder aufbringen können. Wenn aber die Sitten einmal verdorben ſind, ſo ſtellt ſie nichts wieder her als die Revolution eines Staats *a*); und ich habe ſie merklich fallen ſehen. Im vorigen Jahrhundert war die Ehre die einzige Triebfeder des Adels und des Militairſtandes; der Richter ſuchte die öffentliche Achtung; der Gelehrte, der Mann von Talenten ſtrebte nach Ruhm; der Handelsmann rühmte ſich ſeines Vermögens als eines Beweiſes von Einſicht, Wachſamkeit, Fleiß und Ordnung. Geiſtliche, die nicht tugendhaft waren, mußten es doch wenigſtens ſcheinen. Heutzutage haben alle Klaſſen des Staats nur einen Zweck, das iſt reich zu ſeyn, und niemand ſtellt die Gränzen des Vermögens, nach welchem er trachtet.

Vor der Regentſchaft war es der Ehrgeiz eines Generalpachters, ſeinen Sohn zum Parlamentsrath zu machen; und hiezu mußten perſönliche Rückſichten für den Vater noch mit beywirken. Wir hingegen haben ganz kürzlich einen geiſtlichen Parlamentsrath, der ſogar Sub-

dia-

a) Die Erfahrung lehrt uns, daß auch eine völlige Revolution die verfallenen Sitten nicht wieder herſtellt; und der Grund davon liegt am Tage. Ein aus nichts entſtehender Freyſtaat, wie das alte Rom, braucht Sitten und Tugend wie Luft und Nahrung; eine Handvoll von Unterdrückten, die ſich gegen mächtige Unterdrücker wehren, wie die Schweizer und die Holländer, kann nur entweder vertilgt werden, oder in koncentrirter Kraft beſtehen und tauſendfachen Unfällen zum Trotz wachſen. Aber eine Revolution, die aus dem letzten Grad der Verdorbenheit entſteht, wird den Sitten der Generation, die ſie betroffen hat, nicht zu gute kommen; ſie iſt nichts anders als eine ſchnelle und allgemeine Auflöſung, ein Bild des Todes! Und es ſind noch die ſchadhaften und faulen Theile, die ſich zu einer neuen Maſſe wieder ſammeln, das Bild reicht nicht bis zu einer Auferſtehung der Seelen. Bis andre, geſunde und friſche Theile an ihre Stelle gekommen ſind, darf man ſchwerlich hoffen, an einer ſogenannten Regeneration Freude zu erleben.

Digitized by Google

diakonus war (Le Gendre de Villemorien), ſein Amt verlaſſen ſehen, um die Finanz zu ergreifen. Sicherlich hat es zu allen Zeiten Magiſtratsperſonen gegeben, die niedrig genug dachten, um den nämlichen Geitz zu haben; aber ſie würden ſich nicht getraut haben es zu äußern, und wenn ſie's gethan hätten, ſo würde man beſchloſſen haben, die Nachkommen dieſer verächtlichen Ueberläufer auf ewig vom Parlament auszuſchließen. Unter uns hat dieſe Infamie ſehr wenig Aufſehen gemacht; ich habe ſie ſogar entſchuldigen gehört.

In meiner Jugend ſah ich die niedrigen Stellen in den Finanzen als Belohnungen für Lakaien austheilen. Gegenwärtig findet man ſie häufiger von Edelleuten als von Bürgerlichen beſetzt. In Bretagne iſt noch ein grauſames Denkmal von der Verachtung, die man für die Finanz hatte, übrig. Das untergeordnetſte Amt in der Geſellſchaft beraubt einen Edelmann des Zutritts beym Landtag nicht; dahingegen der ſtolzeſte Financier davon ausgeſchloſſen iſt, und in die Rechte ſeiner Geburt, wenn er welche hat, nicht wieder eintritt, bis er ſeinen Stand abgeſchworen hat.

Unſre Geſetze ſind immer die nämlichen; nur unſre Sitten ſind verändert, und verfallen mit jedem Tage mehr. Aber die Sitten machen und bezeichnen eine Nation mehr als die Geſetze.

Wir wollen die Geſchichte dieſes Jahres mit einigen abgeſonderten Begebenheiten beſchließen. Zwiſchen dem König von England und dem Prinzen von Wallis herrſchte noch immer die nämliche Feindſchaft, und die Nation theilte ſich zwiſchen dem Vater und dem Sohn. Dieſer war gezwungen, London zu verlaſſen, und hatte kaum das Nothdürftige zu ſeinem Unterhalt. Das Parlament half dem ab, indem es ihm eine anſehnliche Penſion auswarf, und es ſtand auf dem Punkt, das Miniſterium des

Vaters deshalb in Anſpruch zu nehmen. Aus Furcht vor dieſem Schritt bewogen die Miniſter den König zu einer wahren oder ſcheinbaren Verſöhnung die Hände zu bieten. Sie wurde endlich bewürkt, durch die Vermittelung der Prinzeſſin von Wallis, deren Verdienſte die Herzen aller Engländer gewonnen hatten. Wenn auch nicht alle Feindſeligkeit erſtickt war, ſo wurde der Wohlſtand doch beobachtet; und die auswärtigen Mächte nehmen, nach ihrem verſchiednen Intereſſe, Theil an dieſem Ereigniß.

Dubois glaubte hierbey ſeine Anhänglichkeit für den König Georg durch eine feyerliche Ambaſſade kundmachen zu müſſen, und ließ den Herzog de la Force dazu ernennen. Der König Georg urtheilte aber, daß ein ſolcher Schritt einen Beweis mehr von jenen Händeln, die er erſticken wollte, abgeben und ſie verlängern würde; er verlangte daher vom Regenten, dieſe Ambaſſade zurückzunehmen. Außerdem war auch das Subjekt übel gewählt. Der Herzog de la Force war ein geborner Proteſtant, und hatte die katholiſche Religion aus den nämlichen Bewegungsgründen angenommen, die alle unſre vornehmen Proteſtanten bekehrt haben; ſeine Mutter lebte noch in London, wohin ſie ſich der Religion wegen begeben hatte. Der neue Proſelyt würde alſo für das Volk einen ſchlimmen Abſtich gegen eine eifrige Proteſtantin, wie ſeine Mutter war, gemacht haben.

Der Nuntius Maffeï kam in dieſem Jahre an Bentivoglio's Stelle nach Frankreich; man konnte niemanden wählen, der ſeinem Vorgänger weniger ähnlich geweſen wäre. Maffeï, Sohn eines Trompeters aus Florenz, hatte ſich von der niedrigſten Dienſtbarkeit zur Prälatur aufgeſchwungen. Viel Verſtand, eine anerkannte Rechtſchaffenheit, regelmäßige Sitten, etwas einnehmendes bey vieler Offenheit, angenehme Eigenſchaften für die Geſellſchaft, das alles hatte ihm die Wege zum Glück gebahnt.

Er

Er bewies bey uns ſehr gut, daß ein geiſtlicher Miniſter ſeine Pflichten ohne Fanatiſmus erfüllen kann. Die Armuth, welche diejenigen, die ihr Stand verbindet, im Schooße des Luxus zu leben, nur zu oft erniedrigt, war an ihm ein eignes Verdienſt. Der Römiſche Hof giebt ſeinen Nuntien nur ſehr geringe Beſoldungen, und Maffeï hatte kein eignes Vermögen zuzuſetzen. Er hielt ſeinen Rang mit Anſtand, und verließ Paris, nachdem er zehn Jahre die Nuntiatur gehabt hatte, ohne das mindeſte ſchuldig zu ſeyn. Seine Abreiſe war ihm eben ſo ſchmerzlich, als denen, die er hinterließ. Er bekam den Kardinalshut, ſobald Klemens der Zwölfte, (Corſini) den Römiſchen Stuhl beſtiegen hatte. Benedikt der Dreyzehnte (Orſini) hatte ihn keinen Nuntien geben wollen, weil ſie, wie er ſagte, nichts als Neuigkeitskrämer wären.

Durch den Frieden, der in dieſem Jahre geſchloſſen wurde, trat der Kaiſer wieder in den Beſitz von Sicilien, wo der Römiſche Hof ſich wohl hütete, ihm über den Tribunal der Monarchie, von dem ich oben geſprochen habe, Schwierigkeiten zu machen. Auch die Jeſuiten ſchätzten ſich ſehr glücklich, in aller Demuth wieder den Sicilianiſchen Boden betreten zu dürfen. Victor bekam Sardinien zum Erſatz, um den königlichen Titel beyzubehalten.

Die Freyheit, die Law dem Hafen von Marſeille ließ, zog von allen Seiten her Schiffe dahin; und die wenige Vorſicht, die man bey den aus der Levante anwandte, machte das Unglück dieſer Stadt. Eine grauſame und langwierige Peſt raffte faſt alle Einwohner derſelben weg, und verbreitete ſich auf die benachbarten Oerter.

Der berühmte Heinſius, Penſionarius von Holland, und der furchtbarſte Feind, den Frankreich gehabt hat, ſtarb in dieſem Jahr. Er war eine Kreatur und ein Werkzeug des Königs Wilhelm, der Haß dieſes Fürſten gegen Ludwig den Vierzehnten war auf ihn übergegangen, er

beharrte darinn nach dem Tod des Statthalters, und erbte ſeinen ganzen Einfluß in der Republik. Er wiederſetzte ſich fortwährend dem Frieden, und er hatte, mit dem Prinzen Eugen und mit Marlborough die Eroberung und die Zerſtückelung von Frankreich geſchworen. Seine eigne Republik opferte er dieſer Leidenſchaft auf; er hat ihr mehr Unheil gebracht als uns. Er erſchöpfte ihre baaren Reichthümer, ſteckte ſie in Schulden, und ſetzte ſie dadurch in die Abhängigkeit von England, aus welcher ſie ſich vielleicht nie befreyen wird. Zu ſeinem Haß gegen Ludwig den Vierzehnten geſellte ſich der Stolz, einen Monarchen zu demüthigen, vor welchem Europa gezittert hatte. Das Centrum der Kriegsflamme war im Haag. Heinſius fand ſich geſchmeichelt, die zwey größten Feldherren, die ſeine Befehle zu vernehmen kamen, in ſeinem Vorzimmer warten zu laſſen.

Als aber nach der Unterzeichnung des Friedens die wahren Patrioten die Unermeßlichkeit ihrer Schulden erkannten, und ihren Mitbürgern über ihren Vortheil die Augen geöfnet hatten, da verſchwand endlich der Rauſch. Der Penſionarius behielt zwar eine Stelle, die ſein hohes Alter ihm bald zugleich mit dem Leben rauben mußte, er verlor aber das ganze damit verknüpfte Anſehen. Von Vorwürfen, von täglichen Widerwärtigkeiten niedergedrückt, erlag er endlich dem Kummer und der Demüthigung, die auf den Mißbrauch der Gewalt ſo bitter ſchmeckt.

Fünf=

Fünftes Buch.

Laws Vertreibung war nur ein geringes Opfer, das man dem Volk brachte, und machte für die Uebel des Staats nicht die mindeſte Erleichterung. Er war am Ende nichts weiter, als ein Werkzeug des Regenten geweſen, und dieſer ſah ſich, als den größeren Verbrecher, von allen wahren Patrioten verflucht. Er ſchmeichelte ſich den öffentlichen Beyfall für die nun nothwendig gewordenen Operationen zu erhalten, oder, wenn ſie übel ausfielen, den Vorwurf wenigſtens nicht allein zu tragen. In dieſer Abſicht ließ er den Regentſchaftsrath zuſammenkommen, und den König dabey gegenwärtig ſeyn. Schon längſt war der Regentſchaftsrath nichts als eitles Gepränge, und die Stellen darin waren ſo gut wie Sine cura's mit 2000 Livres Penſion. Der Regent entſchied alles mit dem, der im Augenblick gerade ſein Vertrauen hatte, wie z. B. d'Argenſon, Law, Dübois u. ſ. w.

Pelletier de la Houſſaie, der eben an Desforts Stelle die allgemeine Verwaltung der Finanzen überkommen hatte, legte vor dieſem Conſeil über den Zuſtand der Finanzen Bericht ab; und man ſah nun den Abgrund, in welchen Frankreich geſtürzt war. Die Mitglieder des Conſeils hatten bis dahin nur eine unvollkommne Kenntniß davon gehabt.

Als die Rede auf die Indiſche Kompagnie kommen ſollte, erklärte der Herzog von Bourbon vorläufig, daß

er funfzehnhundert Aktien hätte, die er den folgenden Tag zur Diſpoſition des Königs aushändigen würde; er würde ſich auf dieſe Weiſe alles eignen Intereſſe entſchlagen, und frey über den Gegenſtand der Indiſchen Kompagnie ſtimmen.

Der Prinz von Conti wollte auch den Uneigennützigen ſpielen, und ſagte: er hätte keine Aktien abzugeben. Er ſchwieg aber von den Rüſtwagen voll Geld, die er, für ſein Papier, von der Bank gezogen hatte, wodurch das Signal zum Verfall des Kredits gegeben worden war.

Ich werde mich über einen Gegenſtand, der den Stoff zu einer beſondern Geſchichte machen könnte, nicht weiter ausbreiten; aber es ergab ſich klar, daß Bankozettel für zweytauſend ſiebenhundert Millionen Livres cirkulirten, und es war unmöglich zu erweiſen, daß dieſe ungeheure Menge verordnet worden wäre. Der Regent, auf's äußerſte getrieben, mußte endlich bekennen, daß Law für einen Ueberſchuß von zwölfhundert Millionen an Bankozetteln fabricirt hätte, und daß er, der Regent, da die Sache einmal geſchehen, ihn durch antidatirte Arrets vom Conſeil, welche dieſe Vermehrung verordneten, gedeckt hätte.

Der Herzog von Bourbon ſtellte den Regenten zur Rede, wie er von einem ſolchen Frevel Wiſſenſchaft haben, und Law aus dem Königreich hätte laſſen können. Sie wiſſen, antwortete der Regent, daß ich ihn auf die Baſtille ſetzen laſſen wollte, Sie haben mich davon abgehalten, und ihm die Päſſe geſchickt. — Ich glaubte freylich nicht, erwiederte der Herzog, daß es gut für Sie ſeyn würde, einen Menſchen feſtſetzen zu laſſen, deſſen Sie ſich bedient hatten. Aber ich wußte nichts von der unberufnen Fabrikation von Bankozetteln, die wir eben von ihnen erfahren haben, und ich habe weder ſeine freye Entlaſſung noch die Päſſe, die Sie mir für ihn eingehändigt haben,

begehrt. Ich erkläre alſo vor dem König und vor dem Conſeil, daß ich der Meynung geweſen ſeyn würde, ihn feſtzuhalten.

Die Wendung, die der Herzog von Bourbon machte, ſetzte den Regenten in Verlegenheit, und er brachte bloß folgendes heraus: „Ich habe Law nicht gefangen nehmen laſſen, weil Sie mir davon abriethen, und ich habe ihn reiſen laſſen, weil ich befürchtete, daß ſeine Gegenwart dem öffentlichen Kredit ſchaden würde.“

Alle Anweſenden verwunderten ſich über das was ſie hörten. Sie ſahen deutlich, daß beyde, der Regent und der Herzog von Bourbon, ſich gefürchtet hätten, Law den Händen der Gerechtigkeit zu überlaſſen, weil er ſie zu Urhebern oder Mitſchuldigen alles deſſen, was er gethan hatte, hätte machen können. Beyde ſpielten vor dem Conſeil eine ſehr ſchlechte Rolle; der Herzog von Bourbon weniger, weil das Gefühl ſeines Vortheils, ohngeachtet ſeines äußerſt eingeſchränkten Verſtandes, ihn gut leitete; ſeine natürliche Wildheit diente ihm ſtatt Würde, er hatte mehr Charakter als der Regent, welcher bey ſeinem vorzüglichen Verſtand, der Lebhaftigkeit ſeiner Imagination, und ſeiner perſönlichen Tapferkeit, hier nichts als Schwäche zeigte. Ein Oberer, der bloß um den gleichen Antheil an einer Schuld rechtet, findet ſich nothwendiger Weiſe erniedrigt.

Das Reſultat von la Houſſaie's Bericht war die Ernennung von Kommiſſarien, zur Liquidation der königlichen Effekte, durch Unterſuchung ihres Urſprungs. Der Regent wandte ſich hierauf gegen den zehnjährigen König, um feyerlich zu bekräftigen, daß er ſich auf keine Weiſe in das Verfahren der Kommiſſarien einmiſchen würde. Worauf jedoch der Marechal von Villeroi ſich nicht zurückhalten konnte, mit einem bittern Lächeln zu ſagen: „Wozu dieſe Proteſtation, gnädiger Herr? Haben Sie denn nicht die ganze Gewalt des Königs?“

Das

Das Conſeil brach auf; von der emphatiſchen Anerbietung der 1500 Aktien des Herzogs von Bourbon war nicht mehr die Rede. Er, die Herzogin ſeine Mutter, ihr Liebhaber Laſſe, die Gräfin von Verue, der Herzog von Antin und alle Subalternen behielten ihre Aktien. Der ſkandalöſe Auftritt im Conſeil brachte in dem Umgange zwiſchen dem Regenten und dem Herzog von Bourbon nicht die geringſte Veränderung hervor; ſie fuhren fort nach ihrer Gewohnheit mit einander zu leben, ohne Freundſchaft, ohne Achtung, und ohne Groll. Den Prinzen von Conti hingegen überhäuften beyde bey jeder Gelegenheit mit Schmach; ſie konnten ihm nicht vergeben, daß er dem Kredit der Bank den erſten Stoß gegeben hatte, und nachher noch mit ſeiner Uneigennützigkeit prahlen wollte. Bey dem Publikum aber war das Syſtem ſo allgemein verabſcheut, daß man ihm beynahe ein Verdienſt daraus machte. Dies wurde vorzüglich bey der Aufnahme des Herzogs von Briſſac im Parlament ſichtbar. Der Herzog von Bourbon und der Prinz von Conti erſchienen mit einer ſo großen Anzahl von vornehmen Begleitern, als beyde bewegen konnten, ihren Zug zu verſtärken: aber der Prinz von Conti hatte deren viermal mehr als der andre. Der Prozeß des Herzogs de la Force ſchien ſie mit einander zu vereinigen, beyde wollten ſich dem Parlament gefällig machen, und bey jedem kam noch ein beſondres Intereſſe hinzu.

Der Herzog von Bourbon ſuchte den öffentlichen Ruf ſeiner Anhänglichkeit an das Syſtem und an die Handlanger deſſelben zu zerſtören oder zu ſchwächen. Der Prinz von Conti wollte ſeinen vorgeblichen patriotiſchen Eifer immer mehr zu Tage legen, und die Schande, die er ſehr zu theilen verdiente, ganz allein auf die Aktionnaires werfen. Außerdem erhitzte ihn noch ein perſönlicher Groll. Zu der nämlichen Zeit, wo er die Kaſſe der Bank an baarem Geld erſchöpfte, gab er ſich nebenher auch Mühe, ſein Papiergeld

durch

durch den Ankauf von Mobilien und Landgütern zu realiſiren. Er erfuhr, daß der Herzog de la Force um ein ſehr beträchtliches Gut im Handel begriffen war, er ſuchte vorzukommen, fand aber die Sache ſchon abgeſchloſſen, und drang vergebens in den Herzog, ihm das Gut abzutreten; von dieſem Augenblick wurde er ſein abgeſagter Feind.

Der Einfluß und die Erbitterung des Prinzen von Conti würden dem Herzog de la Force nicht viel Schaden gethan haben, wenn er nicht gegen das Parlament ein ſehr erhebliches Unrecht gehabt hätte. Er hatte mit am eifrigſten für die Anſprüche der Pairie geſtritten, war Law's Freund und Mitſchuldiger geweſen, und ſtand ſehr ſtark im Verdacht, für die Abſtellung des Parlaments geſtimmt zu haben.

Da er eine große Menge von Bankozetteln in Specereyen, Porcellan und andern Waaren realiſirt hatte, auch überdem bey dem Publikum wenig beliebt war, ſo ergriff das Parlament die Gelegenheit, ihn als Monopoliſten in Anſpruch zu nehmen. Der Herzog von Bourbon, ſein Bruder der Graf von Charolois, der Prinz von Conti, und neunzehn Pairs geſellten ſich als Richter hinzu, mit ſo vieler Leidenſchaft als wären ſie Parteyen geweſen.

Nicht alle Pairs folgten dieſem Beyſpiel. Der Erzbiſchof von Rheims (Mailly), der Biſchof von Noyon, Rochebone, und ſieben weltliche Pairs 1) überreichten dem König eine Bittſchrift, worin ſie als Grundſatz aufſtellten, daß die Pairs keinen andern Richter hätten als den König; daß in Kriminalſachen in keinem Prozeß gegen einen Pair erkannt werden könnte, als kraft eines beſondern Auftrags an ein Tribunal, das der König nach Gefallen wählte; und daß dieſes Tribunal alsdann in Gemeinſchaft mit den Pairs richtete.

Eine

1) Die Herzoge von Luynes, von Saint-Simon, von Mortemart, von Saint-Aignan, von Charoſt, von Schaulnes und von Antin.

Digitized by Google

Eine ſo ungewohnte Vereinigung zwiſchen den Prinzen, dem größten Theil der Pairs, und dem Parlament, beunruhigte den Regenten, der einſt zum Ziel derſelben zu werden fürchtete. Er zog die Sache vor das Conſeil. Sogleich machte das Parlament Remonſtranzen; und der Regent wollte die Frage nicht entſcheiden, bis ſie durch Pairs von beyden Parteyen im Conſeil abgehandelt worden wäre. Der Herzog von Saint-Simon, ein heftiger Widerſacher des Parlaments, vertheidigte den Herzog de la Force mit der größten Lebhaftigkeit, in Anſehung der Inkompetenz des Tribunals. Der Herzog von Noailles, der einſichtsvollſte von dem entgegengeſetzten Theil, getraute ſich doch nicht gegen einen ſolchen Gegner aufzutreten, führte zur Entſchuldigung an, daß er über den Gegenſtand nicht vorbereitet genug wäre, und verlangte Friſt, um ſich mit ſeinen Kollegen darüber zu beſprechen. Der Prinz von Conti, der mit aller Gewalt in dieſer Sache vorſtechen wollte, unternahm es, den Herzog von Saint-Simon zu widerlegen; es war aber unmöglich etwas anders von ſeiner Rede zu verſtehen, als daß er von dem Anſpruch des Parlaments durchaus nicht abgehen würde. Da indeſſen die meiſten Pairs gegen den Regenten erklärten, daß ſie ſtatt aller Antwort auf die Gründe des Herzogs von Saint-Simon, ſich lediglich auf die Remonſtranzen des Parlaments beriefen, ſo entſchied ſich der Herzog von Orleans endlich für den zahlreichſten Theil. Er hatte die Evokation der Sache aus Furcht verordnet, und aus dem nämlichen Grund gab er jetzt eine Deklaration, welche den Prozeß wieder dem Parlament übergab.

Die verſchiednen Zufälle verzögerten die Sache bis zum 12 Julius, wo darüber geſprochen wurde. Die Handelsgenoſſen und Namensleiher des Herzogs de la Force wurden, der eine blamirt, der andre admonirt *a*). Das Ur-

a) Das Blamiren geſchah öffentlich mit der Formel: la Cour Vous blâme, und es war eine infamirende Strafe. Admonêter war

Urtheil über den Herzog ſelbſt wurde mit den Pairs verabredet, und lautete folgendermaßen: er ſollte gehalten ſeyn, ſich vorſichtiger zu betragen, und inskünftige eine tadelloſe Aufführung anzunehmen, wie ſie ſeiner Geburt und ſeiner Würde als Pair von Frankreich geziemte.

Ueber die reſpektiven Anſprüche des Parlaments und der Pairs iſt es ſchwer zu entſcheiden. Wer die Kompetenz des Parlaments läugnet, glaubt die edlere Partey zu ergreifen, wer ſie anerkennt, meynt ſich an die ſichere zu halten.

Es iſt auch nicht leicht, den Begrif des Monopoliums, als eines Verbrechens, genau zu beſtimmen, und richtig anzuwenden. Wenn man dem Parlament zugemuthet hätte, und wenn man es ihm noch jetzt zumuthete, eine gute Definition vom Monopolium zu geben, ſo würde es ſehr in Verlegenheit ſeyn. Ich habe den beſten Richtern des Herzogs de la Force zuweilen meine Zweifel vorgelegt; ſie gaben mir ſo deutlich als ſie nur immer konnten zu verſtehen, daß man den Beklagten, wenn er weniger verhaßt, und bey dem Publikum beſſer angeſehen geweſen wäre, auch weniger ſchuldig befunden haben würde.

Die gute Jagd machte das Parlament hitziger, und nachdem es über einen Herzog Recht gehalten hatte, fand es ſich aufgelegt, einen Marſchall von Frankreich anzugreifen; aber der Regent urtheilte, daß es damit genug wäre, gebot Stillſchweigen und rettete den Marechal d'Estre'es.

Dûbois ließ ſich in dieſer Sache nicht ſehen; er war mit andern Dingen beſchäftigt, die ihn näher angiengen. Der Jeſuit Laffiteau, Biſchof von Siſteron, und der Abbe Tencin negozirten für ihn in Rom um den Kardinalshut. Um der Bemerkung mehr Gewicht zu geben, ſchlug er dem Kar-

war eine geringere Art von gerichtlichem Verweis, der nichts infamirendes hatte, und privatim gegeben wurde.

Digitized by Google

Kardinal Rohan vor, hinzugehen, und die Promotion zu betreiben, wogegen er ihm bey ſeiner Zurückkunft die Stelle als erſter Miniſter verſprach. Der Kardinal, überzeugt, daß ſeine Geburt, die Würden, mit denen er bekleidet wäre, die Fähigkeiten, die er ſich ſelbſt zutraute, und Dûbois Intriguen eine ſolche Zuſage erfüllen müßten, rüſtete ſich zur Abreiſe, als man den Tod des Pabſts erfuhr. Dieſe Begebenheit beſchleunigte ſeine Reiſe, und er kam in Rom an, mit ſo viel Geld verſehen, als nöthig war, um das mangelnde Verdienſt des Kandidaten zu erſetzen.

Der Kardinal nahm Tencin zu ſeinem Konklaviſten, und ließ Laſſiteau drauſſen, um Dubois Briefe in Empfang zu nehmen, die er ihnen regelmäßig mittheilte. Ohngeachtet der vorgeblichen Undurchdringlichkeit des Konklave, ſchrieb er unterm 5 May an Dûbois, daß er mittelſt eines nachgemachten Schlüſſels alle Nächte hineinkäme, indem er durch fünf Wachtſtuben gienge.

Das Gold und die Juwelen wurden nicht geſpart, aber Tencin verließ ſich nicht allein auf dieſe ſchwachen Verführungsmittel, und nahm noch alle Maasregeln, die ſeiner und ſeines Patrons würdig waren. Er erbot ſich gegen den Kardinal Conti, ihm durch die Franzöſiſche Faktion und durch andre reichlich bezahlte Anhänger die dreyfache Krone zu verſchaffen, wenn er ſich ſchriftlich verbinden wollte, nach ſeiner Erhöhung dem Abbe Dûbois den Hut zu geben. Nach abgeſchloſſenem und unterzeichnetem Handel kabalirte Tencin ſo wirkſam, daß Conti (am 8 May) zum Pabſt erwählt wurde; vielleicht würde er es auch ohne dieſen Unterſchleif durch ſeine Geburt und die Achtung, in welcher er ſtand, geworden ſeyn.

Nach den Feyerlichkeiten der Erhöhung des neuen Pabſtes, mahnte ihn Tencin an ſein Verſprechen. Der Pabſt, der von Natur tugendhaft war, und ſich die unglückliche Verſchreibung in einem Anfall von Ehrgeiz hatte ablocken laſſen, antwortete, daß er ſich es ewig vorwerfen

Digitized by Google

ſen würde, durch eine Art von Simonie nach der höchſten geiſtlichen Würde geſtrebt zu haben; daß er aber ſeinen Fehler nicht durch die ſchändliche Wegwerfung des Kardinalats an ein ſo unwürdiges Subjekt vergrößern wollte. Tencin, der dieſe gewiſſenhaften Bedenklichkeiten nicht recht begriff, drang mit Hitze in den heiligen Vater. Dieſer widerſtand muthig. Wenn er von ſeinem Gewiſſen ſprach, wandte Tencin ſeine und Dübois Ehre ein. Dieſe beyden vereinigt ſchienen Innocenz dem Dreyzehnten darum nicht ſtärker. Der Kampf war langwierig, und erneuerte ſich zu verſchiednenmalen.

Endlich, da Tencin den Pabſt durch Gründe zu überzeugen verzweifelte, drohte er ihm die Verſchreibung öffentlich bekannt zu machen. Der heilige Vater erſchrack, und hielt es für beſſer, der Kirche dieſes Aergerniß zu erſparen, als hartnäckig auf die Verweigerung des Huts zu beſtehen, von deſſen Entweihung doch ſchon Beyſpiele vorhanden waren. Indeſſen zögerte er noch, als Scaglione, ſein Sekretair, den Unterhändlern Nachricht gab, daß ſein Herr große Luſt zu einer Bibliothek hätte, für welche man zwölftauſend Skudi forderte, die er nicht in ſeinem Vermögen hätte. Die Summe wurde ſogleich aufgezählt, und dieſe Großmuth zog die Wage vollends nieder; am 16 Julius ernannte der Pabſt den Abbe Dübois zum Kardinal, um die unſelige Verſchreibung zu vertilgen. Er war aber damit nicht am Ziel ſeiner Leiden. Tencin wollte nicht umſonſt das Werkzeug einer Infamie geweſen ſeyn, er beſchloß davon Nutzen zu ziehen, um ſelbſt Kardinal zu werden, er hatte die Unverſchämtheit, den Pabſt den Vorſchlag zu thun, und erklärte, daß er nur unter dieſer Bedingung die Verſchreibung wieder herausgeben würde. Der Pabſt ſah ſich nun in einen Abgrund von Gräueln geſtürzt. Ueber Dübois Ernennung konnte er ſich wenigſtens mit der Verwendung Frankreichs, mit der Empfehlung des Kaiſers, den man in Rom fürchtete, mit Dübois

eignem Einfluß und ſeinem Miniſterium entſchuldigen, durch welches er dem Römiſchen Hof nützlich ſeyn könnte. Welcher Vorwand war aber der Ernennung eines Menſchen wie Tencin zu geben, der ohne äußerlichen Glanz, ohne Stütze, durch den Prozeß den er kürzlich verloren hatte, durch ſein Vermögen ſelbſt gebrandmarkt war, der faſt eben ſo verrufen war als Dübois, ohne durch Würden gewiſſermaßen rehabilitirt zu ſeyn, welche gemeiniglich einen Theil der Vergangenheit bedecken, in Frankreich zumal wo man alles vergißt, wo man nur von der Gegenwart erſchüttert wird? Dieſem Menſchen den Hut geben, hieß, wo nicht den wahren Bewegungsgrund verrathen, doch wenigſtens ein ſchändliches Geheimniß andeuten.

Der Pabſt konnte ſich nicht entſchließen, dem Abbe Tencin die Frucht ſeiner Treuloſigkeit zu gönnen; er wurde krank, und kam nicht wieder zu Kräften. Eine ſchwarze Melancholie, durch Verdruß und Gewiſſensbiſſe entſtanden, durch die Gegenwart Tencin's, der als Franzöſiſcher Miniſter in Rom blieb, genährt, führte endlich Innocenz den Dreyzehnten in das Grab.

Hätte Tencin mit einem Julius dem Zweyten oder Sixtus dem Fünften zu thun gehabt, er würde ſich nicht ſo glücklich daraus gezogen haben. Wir werden ihn einſt zu dem erwünſchten Hut gelangen ſehen.

Ein Umſtand dieſes Konklave der nicht vergeſſen werden darf, weil er den Geiſt des Römiſchen Hofs bezeichnet, betrift noch den Kardinal Alberoni. Verfolgt vom Spaniſchen Hof, von allen Mächten der Ahndung des Pabſtes Preis gegeben, flüchtig herumirrend oder gezwungen ſich verborgen zu halten, aufgerufen vor einer Kongregation zu erſcheinen, welcher Klemens der Eilfte aufgetragen hatte, ihm den Prozeß bis zur Degradation zu machen, fand er noch ſeine Rettung in dem perſönli-

chen

chen Intereſſe ſeiner eignen Richter, die ſeine Kollegen waren.

Das heilige Kollegium war von Alberoni's Ernennung empört geweſen; nachdem er aber einmal zu ihnen gehörte, kümmerten ſich die Kardinäle nur allein um ihr gemeinſchaftliches Intereſſe. Ihr feſter Grundſatz iſt, daß der Hut aus keinerley Urſache verloren werden kann; daß er nie von der Feindſchaft der Könige noch ſogar des Pabſtes abhängen darf; daß, wenn die Nothwendigkeit das Opfer eines Kardinals forderte, man ihn eher des Lebens berauben als des Purpurs entkleiden darf. Ein Kardinal der ein geborner Fürſt iſt, kann den Purpur ablegen um zu regieren, oder um ſich, wenn es der Vortheil seines Hauſes fordert, zu vermählen; aber das heilige Kollegium würde nicht zugeben, daß ein Kardinal dem Hut entſagte, weil es ſein Gewiſſen beſchwerte durch unrechte Mittel dazu gekommen zu ſeyn, aus reumüthigen Geſinnungen. So wurde zum Beyſpiel die Demiſſion des Kardinal Retz nicht angenommen.

Die Kongregation, welche ernannt wurde um über Alberoni zu richten, zog den Prozeß in die Länge bis zum Tode Klemens des Eilften, und würde ihn nie beendigt haben.

Da die Stimme beym Konklave die wichtigſte Eigenſchaft der Kardinalswürde iſt, und was die Größe derſelben am meiſten auszeichnet, ſo ermangelte das Kollegium nicht den Kardinal Alberoni dazu zu berufen, er erſchien nur bey der zweyten Einladung, und wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen als die andern Kardinäle. Nach der Wahl war vom Prozeß nicht mehr die Rede. Er miethete in Rom einen Pallaſt, that ſich durch ſeinen Aufwand hervor, wurde nach einiger Zeit als Legat nach Ferrara geſandt, und kam nach Rom zurück, wo er in Ruhe blieb und ſtarb, 1752.

Dûbois gieng als Kardinal mit immer ſtärkeren Schritten auf den erſten Miniſter los. Wenn man ſeine Gewalt über den Geiſt des Regenten ſah, konnte man nicht mehr daran zweifeln. Zwanzigmal hatte der Herzog von Orleans erklärt, wenn der Schurke ſich unterſtünde ihm vom Kardinalshut etwas zu ſagen, würde er ihn zum Fenſter hinauswerfen laſſen. Er hatte ſich kaum acht Tage vorher in Torcy's Gegenwart ſo geäuſſert, als er nach geendigter Arbeit zu ihm ſagte: Apropos, und dieſes Apropos war durch nichts eingeleitet, vergeſſen Sie nicht wegen des Huts für den Erzbiſchof von Cambrai nach Rom zu ſchreiben; es iſt jetzt Zeit.

Der Herzog von Saint-Simon, für welchen der Regent eine beſondre Freundſchaft und Achtung hatte, konnte, wie er in ſeinen Memoiren ſagt, dieſe Art von Widerſprüchen nicht zuſammen reimen; aber er wußte nicht daß der Regent ſelbſt für Dûbois an den Pabſt geſchrieben hatte. Ich ſehe in ſeinem Betragen weiter nichts, als die ſcheinbaren Inkonſequenzen ſchwacher Seelen, die keinem Antrieb widerſtehen, alles bewilligen, innerlich ſich ſchämen, und nur auf dem äußerſten Punkt ſich erklären, gegen Menſchen zumal, deren Rechtſchaffenheit ſie ſcheuen. Es giebt gewiſſe Beweiſe von Vertrauen, welche die Achtung ſelbſt verhindert.

Dûbois war wirklich ſeiner Ernennung ſo gewiß, daß als der Pabſt ſechs Wochen nach ſeiner Erhöhung, ſeinem Bruder, einem Benediktiner vom Monte Caſſino, und Biſchof von Terracina, den Hut ertheilte, Dûbois die Inſolenz hatte ſich zu beklagen, daß er nicht den nämlichen Tag ernannt worden wäre. Er wurde es einen Monat darauf, mit Alexander Albani, einem Nepoten Klemens des Eilften. Ich erwähne dieſen, weil ich Gelegenheit haben werde von ihm zu ſprechen, wenn von dem Kardinal Bernis die Rede ſeyn wird.

Da

Digitized by Google

Da ich mir's zum Geſetz gemacht habe die Wahrheit zu ſagen, und die Veranlaſſungen nicht zu verſchweigen, in welchen diejenigen, die ſich gewöhnlich am ſchlechteſten betrugen, ein gutes Benehmen gezeigt haben, ſo werde ich hinzuſetzen daß der Kardinal Dübois, als er die Nachricht von ſeiner Ernennung empfieng, ſich ſo klug und ſo weiſe als möglich betrug. Er vermied bey ſeinen feyerlichen Viſiten den Eigenſinn ſowohl als die Verlegenheit. Den Tag wo er die Kappe aus den Händen des Königs empfieng, machte er nach abgeſtatteter Dankſagung ſein Biſchöfliches Kreuz los, und überreichte es dem Biſchof von Frejus, Fleury, mit der Bitte es anzunehmen, weil es, wie er ſagte, Glück brächte. Fleury erröthete, indem er es vor den Augen des Königs und des Hofes empfieng, und er mußte ſich, als Hofmann, ſogar damit ſchmücken; was ihm zu einer Zeit, wo man nicht ahnden konnte, daß man für die Zukunft die mindeſte Gefahr liefe, einige Spöttereyen zuzog.

Sobald der Abbate Paſſerini, Cameriere des Pabſtes, das Barett gebracht hatte, empfing es der Kardinal Dübois aus den Händen des Königs, und wurde ſodann zu den hergebrachten Audienzen geführt, bey Madame, der Mutter des Regenten, und damals der erſten Dame von Frankreich, wo er das Tabouret nahm, und bey Ihrer Königlichen Hoheit, der Gemahlin des Herzogs von Orleans, wo er den Lehnſtuhl bekam. Bey den Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüt haben die Kardinäle keine förmlichen Audienzen, ſondern ſie machen bloße Viſiten.

Auf die Audienz bey Madame war die Neugierde des Hofs am meiſten geſpannt. Jedermann kannte ihre tiefe Verachtung gegen Dübois, deren ſie nie ein Hehl gehabt hatte. Er zeigte ſich ihr wie ein Mann, der nicht verlegen, aber von Ehrfurcht und Dankbarkeit durchdrungen iſt. Er ſprach von ſeinem eignen Erſtaunen über ſei-

Digitized by Google

nen neuen Zuſtand, von der Niedrigkeit ſeiner Geburt, von der Nichtigkeit aus welcher der Regent ihn herausgeriſſen hätte. Alles was der Haß und der Neid ihm hätten vorwerfen können, ſagte er ſelbſt mit Würde, ſetzte ſich einen Augenblick auf das Tabouret das ihm präſentirt wurde, bedeckte ſich um bloß die Etikette zu bezeichnen, ſtand faſt im nämlichen Augenblick mit entblößtem Kopf wieder auf, und bückte ſich vor Madame bis zur Erde, als ſie vortrat um ihn zu begrüßen. Als er weggegangen war, konnte ſie nicht umhin zu bekennen, daß ſie mit dem Benehmen und der Rede dieſes Menſchen, deſſen Erhebung ſie verabſcheute, zufrieden wäre.

In Dübois Dankſagungsſchreiben, das ich geleſen habe, befleißigt er ſich vorzüglich dem heiligen Vater damit zu ſchmeicheln, daß die Geiſtlichen in den Franzöſiſchen Staatsrath eintreten können, und er ſetzt hinzu, daß ein Kardinal Staatsſekretair ſeyn kann, ſeitdem dieſe Miniſter nicht mehr in die Hände des Kanzlers ſchwören. Wirklich behielt auch Dübois als Kardinal und Erſter Miniſter die Verrichtungen als Staatsſekretair der auswärtigen Geſchäfte, und erſt bey der Majorität des Königs trat er dem Grafen von Morville dieſes Departement ab.

Die Krankheit des Königs war eine Begebenheit, die ganz Europa intereſſirte, und von Paris aus in wenig Tagen über ganz Frankreich Beſtürzung verbreitete. Am 31. Julius bekam er einen heftigen Anfall von Fieber, mit den beunruhigendſten Symptomen, der Kopf fieng an eingenommen zu werden, und die erſchrocknen Aerzte verloren ſelbſt den ihrigen. Helvetius, der jüngſte von ihnen, den wir nachher als erſten Leibarzt bey der Königin geſehen haben, und dem ſie die Ehre erwies ihn ſagar als ihren Freund zu betrachten 1), Helvetius allein behielt

1) Sie hätte deſſen mehr eingedenk ſeyn können, als von der Schrift des Sohnes a) die Rede war.

a) Von der in Frankreich ſo verfolgten als berühmten, auch in deutſcher Sprache bekannten Schrift de l'eſprit.

Digitized by Google

behielt ſeine ganze Faſſung; er ſchlug eine Aderlaß am Fuß vor, alle konſultirenden Aerzte verwarfen ſie. Am meiſten lehnte ſich der Erſte Chirurgus, Marechal, deſſen Stimme vorzüglich galt, gegen Helvetius Vorſchlag auf; er ſagte ſogar, wenn es nur eine Lanzette in Frankreich gäbe, ſo würde er ſie zerbrechen, damit dieſe Aderlaß nicht Statt hätte.

Der Regent, der Herzog von Bourbon, der Marechal von Villeroi, die Herzogin von Ventadour, die Herzogin de la Ferte, ihre Schweſter und Pathe des Königs, und einige vertraute Hausbedienten waren bey der Konſultation gegenwärtig, und die Uneinigkeit der Aerzte ängſtigte ſie ſehr. Man berief einige Aerzte aus der Stadt dazu, als Dûmoulin, Silva, Camile, Falconet. Dieſe überzeugte Helvetius zuerſt von ſeiner Meynung, die er mit großem Muth behauptete und aus einander ſetzte. Zuletzt ſagte er: „wenn man dem König nicht zur Ader läßt, ſo iſt er todt; es iſt das einzige entſcheidende und ſogar dringende Mittel. Ich weiß wohl daß in einer ſolchen Sache die Gewißheit des Erfolgs nicht zu demonſtriren iſt, ich weiß, welche Gefahr ich laufe, wenn er meiner Meynung nicht entſpricht; aber hier darf ich nach meinen Einſichten, bloß nach meinem Gewiſſen und für die Rettung des Königs ſprechen.

Die Aderlaß gieng endlich vor ſich. Eine Stunde darauf nahm das Fieber ab, die Gefahr verſchwand, und am fünften Tage war der König im Stande auf zu ſeyn, und die Komplimente der Geſammtſchaften und der fremden Miniſter anzunehmen.

Der ganze Ruhm der Kur kam bey Hof und beym Publikum auf Helvetius; es war ein Beweis daß in vielen Gelegenheiten die Redlichkeit und das Ehrgefühl nicht die kleinſten Eigenſchaften an einem Arzte ſind.

Digitized by Google

Es giebt keine Farben um das freudige Entzücken zu ſchildern, das in ganz Frankreich über die Geneſung des Königs ausbrach, und auf die allgemeine Betrübniß erfolgte. Was wir 1744 geſehen haben, als Ludwig der Funfzehnte zu Metz in ſo großer Gefahr war, gab nur einen ſchwachen Begrif von dem, was bey einer ähnlichen Veranlaſſung, 1721 geſchehen war. Ich war Zeuge von beyden Epochen, 1744 ſah ich alles was die Liebe der Franzoſen einflößen kann, aber 1721 waren die Herzen, außer der zärtlichſten Liebe, noch von einer entgegengeſetzten und ſehr heftigen Leidenſchaft angetrieben, von dem allgemeinen Haß gegen den Regenten, den man zum Herrn zu haben fürchtete. Alle Kirchen, wo man fünf Tage hindurch das Geſchrey des Schmerzes gehört hatte, erſchallten nun von Te Deum's; es ſtieg kein Gebet gen Himmel, das nicht eben ſo ſehr wider den Regenten als für den König war.

Die Verordnung wegen der öffentlichen Feten war nichts weiter als eine Vergünſtigung, um ſie anzufangen, eine Aufmerkſamkeit der Polizey zur Erhaltung der Ordnung. Jene Androhung einer Geldbuße kam darin nicht vor, die bey einer Verordnung über öffentliche Freudenbezeugungen ſo lächerlich, ſo ſchimpflich, ſo abgeſchmackt widerſprechend iſt.

Es war ohnehin nicht nöthig, die Liebe des Volks anzufeuern. Man ſah nichts als Tänze und Gaſtgebote auf den Straßen, die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor ihren Hausthüren auftragen, und ladeten die Vorübergehenden ein, dabey Platz zu nehmen. Ganz Paris ſchien an jedem Tage ein Familiengaſtmahl zu geben. Dieſer freudige Tumult dauerte über acht Wochen durch die Schönheit der Jahreszeit, das lang anhaltende heitre Wetter, und die Feſte endigten erſt mit den herbſtlichen Fröſten.

Unſre Freude wurde auch auswärts getheilt; der Kaiſer ſagte öffentlich, daß Ludwig der Funfzehnte das Kind

von

Digitized by Google

von Europa wäre. Man konnte wieder in die Gräuel des allgemeinen Kriegs verwickelt werden, wenn man das Unglück gehabt hätte ihn zu verlieren. Durch einen geheimen Artikel des Friedenstraktats, der zu Raſtadt unterzeichnet wurde, hatte der Kaiſer Ludwig dem Vierzehnten ſein Ehrenwort gegeben, nie während der Minorität an einem Kriege gegen Frankreich unmittelbar noch mittelbar Theil zu nehmen. Der Regent erhielt erſt ſehr ſpät von dieſem Geheimniß einige Wiſſenſchaft, und er konnte es ſeitdem dem Marechal von Villars nie vergeben, daß er es ihm verborgen gehalten hatte. Wäre der Regent früher davon unterrichtet geweſen, ſo hätte er ſich vielleicht weniger um die Engländer beworben; anſtatt ſich ihnen Preis zu geben, wie er es that, konnte er vielmehr während der Unruhen, die in England herrſchten, ſeine Freundſchaft erkaufen laſſen; die Allianz zwiſchen den beyden Kronen würde ebenmäßig ſtatt gehabt haben, aber mit mehreren Vortheilen für uns, und der Friede würde darum doch gehalten haben.

Bey den erſten Zufällen der Krankheit ſchrieb ſie die öffentliche Meynung dem Gift zu, und beſchuldigte den Regenten des Verbrechens. Der Pöbel vom Hof, der mehr Pöbel iſt, als irgend ein andrer, begünſtigte den Verdacht. Diejenigen ſelbſt, die es nicht glaubten, aber dabey Feinde des Regenten waren, nährten dieſe Gerüchte aus allen ihren Kräften. Die Herzogin de la Ferte, die von der Kabale war, pflegte zu ſagen: „ach! alles was man thut iſt vergeblich, das arme Kind iſt vergiftet.“ Das ſonderbarſte iſt, daß nachdem die Symptome, die Behandlung und die Kur der Krankheit ihre Beſchaffenheit an den Tag gelegt hatten, dieſe Gerüchte doch fortdauerten, und noch jetzt nicht einmal ganz vertilgt ſind. Was damals am meiſten dazu beytrug ſie zu verſtärken, war, daß der Regent für ſeinen Sohn, den Herzog von Chartres, die Stelle eines Generalobriſten der Infanterie wieder erneuert

hatte, eine Stelle, die ſo übermäßige Vorrechte giebt, daß man ſie als gefährlich abgeſchaft hatte, und die es in den Händen eines erſten Prinzen vom Geblüt noch unendlich mehr wurde. Man beſchuldigte den Marechal von Villeroi, daß er dem Regenten dieſen Anſchlag eingegeben hatte, um ihn immer mehr in den Verdacht zu bringen, daß er nach der Krone ſtrebte, und ſich die Wege dazu bahnte. Wenn das war, ſo konnte nichts der Albernheit des Marechal würdiger ſeyn als dieſe ſeynſollende Falle; denn wenn er den Regenten dadurch verdächtig machte, etwas Großes im Sinne zu haben, ſo verſchafte er ihm zugleich die Mittel, es glücklich auszuführen.

Der Regent ſchien während der Krankheit ſo gerührt, als irgend jemand, und er theilte die Freude über die Geneſung des Königs mit aufrichtigem Herzen. Der Marechal von Villeroi fühlte mit Recht das Glück, dieſen Fürſten unſern Wünſchen wiedergegeben zu ſehen; aber er trug ſeine Freude auf eine Weiſe zur Schau, mit welcher er den Herzog von Orleans zu beſchimpfen glaubte, und deren Schande auf ihn ſelbſt zurückfiel *a*). Während der Feſte, die täglich auf einander folgten, wurden die Höfe und die Gärten von den Tuilerien keinen Augenblick leer; der Marechal führte dabey den König unaufhörlich von einem Fenſter zum andern, ſo daß es dem Kinde äußerſt läſtig wurde; „Sehen Sie,“ ſagte er, „ſehen Sie, mein Gebieter; dieſes ganze Volk gehört Ihnen, das alles iſt Ihr Eigenthum, Sie ſind Herr über alles was Sie da ſehen,“ und andre Albernheiten mehr. Die Montauſiers, die Beauvilliers, die Fenelon würden über die lebhafte

und

a) Une oſtentation qu'il croyoit injurieuſe au regent, et qui le devenoit *par-là*. Ich müßte mich ſehr irren, wenn dies kein Druckfehler wäre, und nicht, wie ich es auch überſetzt habe, *pour lui* heiſſen müßte. Die Wiederholungen aus Vergeſſenheit, die in dieſen Memoiren nicht ſelten ſind, und wovon auch hier ein Beyſpiel vorkömmt, (vergl. I. Th. S. 263.) können wenigſtens als ein Beweis von Authenticität nachgeſehen werden.

Digitized by Google

und biedre Freude eines Volks, das in ſeine Könige verliebt iſt, andre Dinge zu ſagen gewußt haben; und welches Volk verdient es mehr, ſeinen Fürſten theuer zu ſeyn?

Der Biſchof von Frejus, Fleury, betrug ſich mit viel mehr Klugheit, was wenigſtens ihn ſelbſt betraf. Er befleißigte ſich ſehr, dem Hochmuth des Marechals zu ſchmeicheln, um ſeine Eiferſucht nicht rege zu machen; zugleich aber voll Ehrerbietung gegen den Regenten gab er ſich die vorzüglichſte Mühe, das Zutrauen ſeines Zöglings zu gewinnen. Alles was ſich dem König näherte, nahm ſehr gut wahr, daß der Knabe im Herzen dem Präceptor viel gewogner war als dem Hofmeiſter.

Der Regent bemerkte es, und eifrig auf alle Gelegenheiten den Neigungen des Königs zu ſchmeicheln, ſchlug er ihm das Erzbisthum Rheims, das eben erledigt war, für Fleury vor. Zugleich dachte er darauf, ſich einen Menſchen zu verbinden, den er merkliche Fortſchritte in der Gunſt des Königs machen ſah, er wollte aber dem Kinde die Freude laſſen, ſeinem Präceptor eine ſo ausgezeichnete Würde ſelbſt zu ertheilen. Der König ließ Fleury holen, und ſagte ihm, welches Geſchenk er ihm machte. Fleury ergoß ſich in ehrfurchtsvolle und zärtliche Dankſagungen, weigerte ſich aber, erſter Herzog und Pair von Frankreich zu ſeyn.

Der König ſchien betrübt über die Weigerung, und äußerte es auf eine Art, die ſehr gut bewies, wie theuer ihm der Mann ſchon war. Der Regent fühlte dieſes, und drang lebhafter in den Biſchof ein; dieſer beſtand auf ſeiner abſchläglichen Antwort, und gab zum Bewegungsgrund an, da er ſchon eine Diözes verlaſſen hätte, weil ihm ſein Alter nicht mehr erlaubte, die Hirtenpflichten zu erfüllen, ſo würde es ihm um ſo weniger anſtehen, eine noch größere Laſt zu übernehmen, als die erſte geweſen wäre. Der Regent wandte ihm ein, daß ſein Amt bey dem König ihn von der Reſidenz in Rheims diſpenſirte, daß er dort einem Biſchof in partibus die biſchöfliche Amts-

füh-

führung überlaſſen könnte; daß es mehrere Prälaten ſo hielten, die keine ſo vollgültige Pflicht, wie die Erziehung des Königs, dazu berechtigte. Fleury erwiederte mit beſcheidnem Ton, daß er niemandes Aufführung tadelte, daß ein jeglicher nur ſein eigner Richter ſeyn dürfte, daß er aber ſeinerſeits nicht mit ruhigem Gewiſſen ſich entſchließen könnte, Biſchof ohne Reſidenz zu ſeyn. Er war nicht immer ſo bedenklich geweſen. Seine vorgebliche Reſidenz zu Frejus war bloß eine Abweſenheit vom Hof geweſen. Er hatte während der Zeit ſeines Epiſkopats verſchiedne Städte von Languedoc und von Dauphine beſucht, wo es mehr Geſellſchaft gab als in Frejus; an dieſem Ort hielt er ſich wenig auf, und ſah ſich da immer als exilirt an, ſo daß ſeine Niederlegung dieſes Biſthums weiter nichts geweſen war, als ein Vorzug, den er dem Aufenthalt und der Geſellſchaft vom Hof denen von der Provinz gegeben hatte.

Der Regent begriff ſehr wohl, daß der fromme Biſchof nach vollbrachter Erziehung unter irgend einem Vorwand nach Rheims verwieſen zu werden beſorgte, und daß ers für das ſicherſte hielt, bey ſeinem Poſten bey dem König, deſſen Vertrauen durch die Gewohnheit verſtärkt werden würde, unverrückt zu verbleiben. Er hörte alſo auf, ihm über das Erzbiſthum zuzuſetzen, und bat ihn zuletzt nur, wenigſtens die Abtey Sankt Stephan zu Caen, welche ebenfalls durch den Tod des Kardinal Mailly vakant war, anzunehmen. Um nicht zu ſcheinen, als ob er dem Regenten keine Verbindlichkeit haben wollte, nahm Fleury dieſes ſine cura von 70000 Livres jährlicher Einkünfte an, und gewiß war das ſein einziger Bewegungsgrund. Er hat, als er allmächtig geworden iſt, wohl bewieſen, daß die Prachtliebe und der Eigennutz wenig Gewalt über ihn hatten. Er hat in ſeinem Miniſterium die Sparſamkeit bis auf niedrige Details ausgedehnt, aber er eignete ſich nie zu, was er andern abzog, und war bloß für den Staat geitzig. Was auch habſüchtige Höflinge dar-

Digitized by Google

darüber gewitzelt haben, die nie etwas bekommen hätten, wenn ſie es erſt hätten verdienen ſollen, ſo wäre es doch ſehr zu wünſchen, daß er ſeinen Nachfolgern zum Muſter gedient hätte. Man hat freylich erhebliche Klagen gegen ihn zu führen, und ich werde ſie nicht verſchweigen; aber man hat ſeinen Verluſt empfunden, und ſeine Nachfolger haben dieſe Empfindung gerechtfertigt.

Der beſcheidne Fleury gab zu oder veranſtaltete, daß ſeine Weigerung in den Zeitungen und Journalen bekannt gemacht wurde; ein jeder legte ſie ſeinen Begriffen oder ſeinem Intereſſe gemäß aus.

Fleury ließ damals eine ſchöne Gelegenheit vorbeygehen, einer Familie, gegen welche er die größten Verbindlichkeiten hatte, ſeine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Der Abbe de Caſtries, Erzbiſchof von Albi, wünſchte den Sitz von Rheims, ob er gleich weniger eintrug. Die herannahende Königsweihe gab dieſem Sitz einen vorzüglichen Glanz. Da der Regent ihn Fleury angeboten hatte, ſo verlangte er wenigſtens ſeine Mitwirkung bey der Ernennung. Fleury verdankte dem Kardinal Bonſi, Oheim des Erzbiſchofs von Albi, ſeine erſte Exiſtenz, die ganze Familie der Caſtries hatte ihm weſentliche Dienſte geleiſtet. Er war lange der Freund, oder vielmehr der Klient dieſes Hauſes geweſen; aber ein gegenwärtiges Intereſſe ſtand ſeiner Dankbarkeit im Wege, und dieſes war jederzeit die Richtſchnur ſeines Betragens.

Er dachte ſchon an den Kardinalshut, dieſe Krankheit iſt bey jedem Geiſtlichen, der die Gunſt eines Hofs hat, unvermeidlich. Der Kardinal Rohan war in dem Augenblick Franzöſiſcher Miniſter in Rom, ſein Haus war mächtig, der Erzbiſchof von Albi hingegen war ein erklärter Freund des Kardinal Noailles, die Konſtitution fieng an bey der Geiſtlichkeit die Oberhand zu gewinnen und Fleury nahm ſich vor, ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen; darum

ließ

Digitized by Google

ließ er den Abbe von Rohan-Guemene zum Erzbisthum Rheims vorziehen.

Der Regent gab zu gleicher Zeit dem Abbe Saint-Albin, einem nicht anerkannten Baſtard, den er von der Florence gehabt hatte, das Bisthum Laon; er war bey den Jeſuiten erzogen, und einer der eifrigſten Ignoranten, die je aus ihrer Schule gekommen ſind. Er wohnte das Jahr darauf, als geiſtlicher Herzog und Pair, der Königsweihe bey. Als er ſich nachher bey'm Parlament wollte aufnehmen laſſen, kam ihm das Hinderniß in den Weg, daß er weder Vater noch Mutter angeben, und folglich keinen Namen aufſtellen konnte. Dieſes Hinderniß trug ihm das Erzbisthum Cambrai ein, das er nach dem Tod des Kardinal Dûbois überkam, indem er zugleich die Honneurs als Herzog und Pair beybehielt. In dem Bisthum Laon folgte ihm der Abbe de la Fare nach, eine Art von kleiner Mißgeburt, am Leib ſowohl als noch mehr an der Seele.

Der Kardinal Dûbois hatte jezt eine Unterhandlung geendigt, die dem Regenten äußerſt wichtig war: Die Doppelheirath nämlich zwiſchen dem König und der Infantin von Spanien auf der einen, und zwiſchen dem Prinzen von Aſturien und Mademoiſelle de Montpenſier, der Tochter des Regenten, auf der andern Seite. Philipp der Fünfte war außer ſich vor Freude geweſen. den König von Frankreich zum Schwiegerſohn zu bekommen; und da die zweyte Heirath zur nothwendigen Bedingung der erſten gemacht war, ſo hatte er den Groll aufgeopfert, den er noch gegen den Regenten haben konnte. Es blieb, zwar keine politiſche Schwierigkeit, aber noch ein häusliches Hinderniß übrig, die Sache nämlich dem König bekannt zu machen, deſſen förmlich ausgeſprochne Einwilligung nothwendig war. Ludwig, damals noch in der Kindheit, und von ſcheuer Gemüthsart, konnte den Vorſchlag vielleicht nicht völlig nach Wunſch aufnehmen. Der Marechal

rechal von Villeroi, faſt erklärter Feind des Regenten, konnte ihn dawider einnehmen, konnte durch die Kabale ausſtreuen laſſen, daß der Regent eine dem Alter nach ungleiche Heirath ſtiftete, um, ſo viel er könnte, die Hoffnung zur Sicherſtellung der geraden Erbfolge hinauszuſchieben, und daß er ſodann auf die möglichen Zufälle rechnete; die Infantin war nicht viel über drey Jahre, und der König war in ſeinem zwölften.

Um eine Stütze mehr bey dem König zu haben, eröfnete der Regent die Sache dem Herzog von Bourbon, der als Oberaufſeher der Erziehung nicht erſt mit dem Publikum die Neuigkeit erfahren durfte. Er nahm dieſes Vertrauen ſehr wohl auf, und billigte die Allianz vollkommen. Hierauf ſprach der Regent davon mit dem Biſchof von Frejus, indem er ihm zu erkennen gab, daß er ihn hierin dem Marechal von Villeroi vorgezogen hätte, gegen welchen er ihm die größte Verſchwiegenheit anempföhle. Fleury wandte erſtlich das Alter der Infantin ein, erwiederte die zuvorkommende Art, durch welche der Regent ihn zu gewinnen ſuchte, mit ziemlicher Kälte, ſagte indeſſen, er glaube nicht, daß der König widerſtehen werde, und verſprach, ſich bey dem König zu befinden, wenn man ihm den Vorſchlag thun würde. Es kann ſehr bezweifelt werden, ob er dem Geheimniß treu geweſen iſt, und ſich nicht bey Villeroi ein Verdienſt daraus gemacht hat; denn er hatte viel Rückſichten gegen dieſen Mann, der ihm Dienſte geleiſtet hatte, der ihm noch nützlich war, und an welchem es noch nicht Zeit war, undankbar zu werden.

Wie dem auch ſey, ſo ſchien er es anfangs vermeiden zu wollen, bey dem Vorſchlag gegenwärtig zu ſeyn. Die Zeit dazu war unmittelbar vor der Zuſammenkunft des Regentſchaftsraths angeſetzt, der König ſollte ſich hierauf ſogleich dahin begeben, um die Einwilligung, das Ja, das er im Kabinet ausgeſprochen haben würde, ungeſäumt

ſäumt zu beſtätigen, womit dann die Sache abgethan ſeyn ſollte.

Eh der Regent zum König hineingieng, erkundigte er ſich, wer eben bey ihm wäre, und da er hörte, daß der Biſchof von Frejus nicht mit darunter war, ſo ließ er ihn rufen, und gieng nicht hinein, bis er ihn mit dem eiligen Anſehen eines Menſchen, der ſich in der Stunde geirrt hätte, ankommen ſah. Es war nun niemand im Kabinet bey dem König als der Regent, der Herzog von Bourbon, der Marechal von Villeroi, der Biſchof von Frejus, und der Kardinal Dübois.

Der Regent nahm eine fröhliche Mine, und einen Ton voll ehrerbietiger Leichtigkeit an, um dem König die Sache vorzulegen, er ſetzte die Vortheile der Allianz in das Licht, und bat ihn, ſeine Einwilligung kund zu thun. Der König, erſtaunt, ſchwieg ſtill, das Herz ſchien ihm aber ſchwer zu ſeyn, und ſeine Augen wurden naß. Der Biſchof von Frejus, der ſich nun gezwungen ſah, eine Partie zu ergreifen, und entweder dem Regenten zu Gefallen zu reden, oder ſich ihn zum Feind zu machen, unterſtützte den Sinn der vorigen Rede. Der Marechal, durch das Beyſpiel des Biſchofs beſtimmt, ſagte zum König: „nun, mein Gebieter, die Sache muß mit guter Art gethan werden." Der Regent ſehr verlegen, der Herzog von Bourbon ſehr ſtill, und Dübois ſeine Mine in Falten gelegt, warteten gegen eine halbe Viertelſtunde, daß der König ſein Stillſchweigen bräche. Unterdeſſen ſprach der Biſchof unaufhörlich leiſe mit dem König, und ermahnte ihn zärtlich, in das Conſeil zu gehen, und ſeine Einwilligung bekannt zu machen. Da aber das Stillſchweigen fortwährte, und da die Verſammlung des ganzen Conſeils, wo ſich der König gleich darauf einfinden ſollte, ſeine Blödigkeit nur vermehren konnte, ſo wandte ſich der Biſchof gegen den Regenten, und ſagte: „Seine Majeſtät werden zum Conſeil kommen, Sie brauchen aber etwas Zeit, um ſich dazu an-

zuſchicken.“ Der Regent antwortete, es wäre ſeine Pflicht die Bequemlichkeit des Königs abzuwarten, grüßte ihn mit Ehrerbietung und Innigkeit, gieng heraus, und gab den andern ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Herzog von Bourbon, der Marechal und der Biſchof blieben bey dem König. Dübois, der, ſeitdem er Kardinal war, nicht mehr zum Conſeil kam, weil man ihm den Vorſitz verſagte, begab ſich in ein andres Gemach.

Der Regent fand das ganze Conſeil ſchon verſammelt, und voller Spannung über die heimliche Konferenz im Kabinet des Königs. Man ſah ſich ſchon eine Viertelſtunde einer den andern an, ohne niederzuſitzen, als der König erſchien, von den dreyen, die bey ihm geblieben waren, umgeben.

Sobald das Conſeil ſaß, wandten ſich alle Blicke auf den König, deſſen Augen noch roth waren. Der Regent redete ihn mit der Frage an, ob er es gutheiße, daß ſeine Heyrath dem Conſeil mitgetheilt würde. Der König antwortete mit einem ſehr kurzen und ziemlich leiſen Ja, das indeſſen doch gehört wurde, und für den Regenten gerade hinreichte. Dieſer nahm darauf das Wort, um die Vortheile der Allianz aus einander zu ſetzen. Nachdem alle Anweſenden günſtig eingenommen ſchienen, ſammelte er die Vota, die nicht ermangeln konnten, einſtimmig zu ſeyn; ein jeder fügte zu ſeinem Votum noch ein Paar Worte hinzu, um ſeinen Beyfall zu bezeugen. Auch der Marechal von Villeroi ſtimmte den übrigen bey, ſagte aber dabey mit bekümmerter Mine, es wäre nur ſehr Schade, daß die Infantin ſo jung wäre. Die Bemerkung war an ſich richtig, aber hier ſehr übel angebracht; er mußte ſelbſt den Rath befolgen, den er vorher dem König gegeben hatte, die Sache mit guter Art zu thun, da ſie einmal entſchieden wäre. Dieſe Gloſſe konnte nur die finſtre Laune des Königs vermehren, der Regent ließ ihm aber nicht die Zeit nachzudenken, ſondern ſtattete ihm ſei-

nen Glückwunſch ab, ſtützte ſich auf den einſtimmigen Beyfall des Conſeils, das für den Beyfall der ganzen Nation bürgte; und ließ auf der Stelle, um Diverſion zu machen, über ein Geſchäft berichten.

Am nämlichen Tag wurden alle Kouriere verſandt. Der König blieb dieſen Tag ſehr ernſthaft, am folgenden zerſtreuten ihn die Glückwünſche, die er empfieng, und er unterhielt ſich bald, ſo gut wie die andern, von den Feſten, die für die Ankunft der Infantin bereitet wurden.

Der Regent war gut genug berathen, um nicht auf einmal von den beyden Heyrathen zu ſprechen, die Eiferſucht über die zweyte würde verſchiedne Leute gegen die erſte eingenommen haben; aber vierzehn Tage darauf, nachdem man mit dieſer hinlänglich vertraut geworden war, begab ſich der Regent zum König, erklärte ſich in Gegenwart des Herzogs von Bourbon, des Biſchofs von Frejus, die er beyde vorläufig unterrichtet hatte, des Marechal von Villeroi, und des Kardinal Dubois über die Ehre, die ihm der König von Spanien zudächte, und bat den König um die Erlaubniß, es anzunehmen. Der König gab ſeine Genehmigung mit der Luſtigkeit eines Kindes, das ſeit vierzehn Tagen von nichts ſprechen hörte als von Heirath und von Spanien. Dieſe Allianz mit Spanien war ein Kolbenſchlag für den Ueberreſt des alten Hofs. Die Marſchälle von Villeroi, von Villars, d'Hüxelles, von Tallart, ſtatteten wie die andern ihren Glückwunſch ab, und bemühten ſich ihren Aerger zu verbergen, ohne ihre Bemühung verbergen zu können.

Dieſe Leute, die Spanien beſtändig im Munde führten, ſo lange ſie ſich ſchmeichelten, den Regenten damit in Schrecken zu jagen, hatten jetzt nichts mehr, woran ſie ſich halten konnten; und ſie konnten ſich von ihrem Erſtaunen nicht erholen, die Tochter eines Prinzen, deſſen Kopf Philipp der Fünfte unter der vorigen Regierung verlangte, der ſeitdem ſelbſt Spanien mit Krieg heimgeſucht

hatte,

hatte, zum Spaniſchen Thron beſtimmt zu ſehen. Die Wahl eines Kindes, durch welche die Heirath des Königs um mehrere Jahre hinausgeſchoben würde, ſchien ihnen das Meiſterſtück der Politik. Es ſcheint jedoch, daß der Regent ſich aus dieſer Wahl weniger gemacht haben würde, wenn er ohne dieſe Bedingung ſeine Tochter mit dem Prinzen von Aſturien hätte vermählen können.

Der Herzog von Saint-Simon wurde zum außerordentlichen Ambaſſadeur ernannt, um die Infantin zu werben. Der Prinz von Rohan, Großvater des gegenwärtigen Marechal von Soubiſe, und Schwiegerſohn der Herzogin von Ventadour, wurde zur Auswechſelung der Prinzeſſinnen an der Gränze ernannt. Der Herzog von Oſſune kam als außerordentlicher Ambaſſadeur, um Mademoiſelle de Montpenſier zu werben, nach Paris.

Unſer ordentlicher Ambaſſadeur in Madrid war damals der Marquis von Maulevrier-Langeron. Lauftez *a*), ein Irländer und Major von der Leibwache des Königs von Spanien war in der nämlichen Eigenſchaft am Franzöſiſchen Hof.

Ohngeachtet der Vereinigung, welche die doppelte Heirath zwiſchen den zwey Branchen des Franzöſiſchen Hauſes ſtiftete, mußten ſich unſre Geſandten in Madrid doch mit einiger Vorſicht betragen. Zwiſchen Frankreich, Spanien und England beſtand zwar ein Defenſivbündniß, das auf die Uetrechter Traktate und auf die Tripelallianz gegründet war. Man hatte darin eine gegenſeitige Garantie der Staaten, welche die drey Mächte beſäßen, feſtgeſetzt, und ſie beſtätigten, wenigſtens ſtillſchweigend, die Verzichtleiſtungen und den Uebergang der Engliſchen Krone auf das Proteſtantiſche Haus Hanover. Dieſe Artikel ſtanden dem Regenten ſehr an, aber ſie gefielen keinesweges dem König und der Königin von Spanien, welche die Hofnung nicht fahren ließen,

 nach

a) Wenn anders der Name recht geſchrieben iſt; ich habe ihn vergeblich in andern Memoiren geſucht.

nach Frankreich zurückzugehen, wenn man das Unglück hätte, den jungen König zu verlieren. Außerdem hatte Frankreich und England ihre Dienſtleiſtungen verſprochen, um die noch übrigen Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Kaiſer und Spanien beyzulegen. Nun gab es in dieſem Augenblick eben einen neuen Keim zu Mißhelligkeiten.

Der Kaiſer, welcher von den Oeſterreichiſchen Einbildungen nicht abgieng, hatte eine Promotion von Spaniſchen Granden gemacht. Philipp der Fünfte führte bey den alliirten Mächten darüber Klage. Erkenntlich gegen die Vortheile, die es von Spanien gezogen hatte, legte England die Sache bey, und bewog den Kaiſer, eine Erklärung zu geben, durch welche er verkündigte, daß er keine Spaniſchen Granden zu ernennen im Sinn gehabt hätte, daß dieſer beſtimmte Titel ſich nicht unter den Titeln der Großen befände, denen er bloß Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen ertheilt hätte, wie jeder Souverain an ſeinem Hof dazu berechtigt wäre. Die Nachricht von dieſem Vergleich kam zwey Tage nach der Unterzeichnung des Kontrakts in Madrid an, und war Philipp dem Fünften eine große Beruhigung.

Man wird bemerkt haben, daß ich mich bey den Relationen von Feten, womit die Zeitungen und Journale angefüllt ſind, wenig aufhalte; ich ſchränke mich auf einzelne Umſtände ein, die man nicht darin finden würde, und die von einigem Nutzen ſeyn können. Der Regent gab dem Herzog von Saint-Simon zwey Schreiben für den Prinzen von Aſturien mit; in dem einen nannte er ihn Neveu, in dem andern Bruder und Neveu. Sonſt waren ſie beyde gleich, aber es kam darauf an, das zweyte durchgehen zu laſſen. Man mußte es dem Regenten eingegeben haben, darauf Anſpruch zu machen, denn er ſetzte ſich ſonſt ſehr über das Ceremoniel hinaus, und hatte kein Recht, die Gleichheit mit dem Prinzen von Aſturien zu verlangen. Beyde waren königliche Enkel von Frankreich, aber der Prinz von Aſturien

hatte

hatte das Vorrecht der Erſtgeburt, und war überdem natürli- cher Erbe der Spaniſchen Krone. Der zweyte Brief gieng in- deſſen durch; Grimaldo, der Spaniſche Miniſter, dem er in Abſchrift mitgetheilt wurde, gab entweder nicht darauf Acht, oder nahm den Titel Bruder für einen zärtlichen Ausdruck. Bey der mindeſten Schwierigkeit hatte der Ambaſſadeur Befehl, das andere Schreiben an die Stelle zu ſetzen.

Es iſt der Gebrauch in Spanien, daß der König den Heirathskontrakt nicht ſelbſt unterzeichnet, ſondern durch Kommiſſarien unterzeichnen läßt. Dies war bey den Hei- rathskontrakten unſrer beyden letzten Königinnen ſo ge- halten worden, ohngeachtet bey der Vermählung von Maria Thereſia ſich Ludwig der Vierzehnte und Philipp der Vier- te in Perſon an der Gränze befanden. Der Herzog von Saint- Simon wünſchte die eigenhändige Unterzeichnung des Kö- nigs, Grimaldo berief ſich auf das Herkommen. Der Kö- nig und die Königin gaben nach und unterzeichneten, um ihre Zufriedenheit über die Verbindung zu bezeugen.

Während des ganzen Laufs dieſer Sache zeigte Phi- lipp der Fünfte mehr Anhänglichkeit als jemals für ſein Franzöſiſches Vaterland. Es war nicht die abgemeßne Freude eines Königs, dem eine Unterhandlung gelingt, es war die eines zufriednen Vaters, eines edelmüthigen Män- nes, der ſich ausſöhnt. Als er erfuhr, daß die Stadt Paris den Herzog von Oſſune komplimentirt hatte, ließ er den Franzöſiſchen Ambaſſadeur ebenfalls durch die Stadt Madrid komplimentiren, eine Ehre, die noch keinem Am- baſſadeur, wenigſtens in Paris *a*), wiederfahren war.

Eine andre Sache ohne Beyſpiel wiederfuhr damals dem Herzog von Oſſune, und hat in der Folge ſelbſt öf- ters zum Beyſpiel gedient. Der Regent wollte ihm den heiligen Geiſtsorden geben, und glaubte, daß der König, weil

a) Es iſt etwas ſchiefes in dieſen Perioden, das ich einem Ver- ſehen des Herausgebers beymeſſen möchte.

weil er ſelbſt noch nicht Ritter wäre, und erſt den Tag nach ſeiner Salbung das Band zu empfangen hätte, es auch nicht eher andern umhängen könnte. Er trug das Band nur auf die nämliche Art, wie man es allen königlichen Kindern im Augenblick ihrer Geburt giebt. Der Herzog von Oſſune erhielt daher die Vergünſtigung, das Band unterdeſſen zu tragen, bis er ernannt werden könnte 1).

Man that in Spanien noch mehr für den Herzog von Saint-Simon, als in Frankreich für den Herzog von Oſſune gethan worden war. Philipp der Fünfte gab ihm und einem ſeiner Söhne, nach eigner Wahl, und zu gleichzeitigem Genuß, die Grandezza. Er wählte den jüngeren, und ſie bedeckten ſich zuſammen in Spanien. Dem älteren wurde das Vließ gegeben.

Aller Oeſterreichiſche Sauerteig ſchien im Herzen der wenigen Spanier, bey welchen noch etwas davon zurückgeblieben ſeyn konnte, nun vollkommen ausgerottet; und die gebornen Franzoſen, welche durch ihre Stellen an der Perſon des Königs hingen, ließen ihr Entzücken laut ausbrechen. Darunter war Boutin de Valouſe, erſter Stallmeiſter des Königs, und Ritter vom Vließ. Darunter war ferner la Roche, erſter Garderobediener, ein Mann von anerkannter Rechtſchaffenheit, dem Philipp ſogar die Eſtampilla anvertraut hatte. Die Eſtampilla iſt nämlich

1) Der König hat nachher das nämliche für einige von unſern Ambaſſadeurs und für andre gethan, welche das Band getragen haben, eh ſie zu Rittern aufgenommen worden ſind.

Es iſt zu verwundern, daß der Regent und die damaligen Ritter ſo wenig Kenntniß von der Geſchicht ihres Ordens gehabt haben. Der König, obſchon minderjährig und nicht geſalbt, konnte, ohne gegen die Regel zu ſtoßen, Ritter aufnehmen. Heinrich der Vierte, der bey der Belagerung von Rouen noch reformirt war, und folglich weder ſelbſt Ritter ſeyn, noch das Band tragen konnte, gab dem erſten Marechal von Biron eine Kommiſſion, um ſeinen Sohn, den Baron von Biron, der nachmals Marſchal von Frankreich und enthauptet wurde, aufzunehmen, und zugleich dem Erzbiſchof von Bourges, Großkapellan von Frankreich, Renaud de Baunes, an der Stelle Amiot's, eines wütenden Anhängers der Ligue, das Band zu geben.

lich ein Siegel, auf welchem die Unterſchrift des Königs mit der täuſchendſten Aehnlichkeit nachgemacht iſt; man bedient ſich derſelben in Spanien, um dem König die Mühe zu erſparen, ſelbſt zu unterzeichnen: eine ſo bequeme als gefährliche Erfindung, eine Aſiatiſche Trägheit, die vielleicht einſt auf die Miniſter ſelbſt übergehen wird. Die Verwahrung der Eſtampilla iſt keine Würde, aber als ein vertraulicher Auftrag deſto ehrenvoller, und la Roche war in dieſem Betracht Kabinetsſekretair. Unter den Franzoſen von Anſehen, welche in Madrid lebten, darf ich Sartine um ſo weniger vergeſſen, als wir jetzt ſeinen Sohn in Paris auf dem Weg ſehen, ein beträchtlicher Mann zu werden. Sartine war in Lyon geboren, wo er den Wechſelhandel getrieben hatte; die Umſtände hatten ihn bewogen, ſich in Spanien niederzulaſſen. Er war ein verſtändiger und rechtſchaffener Mann, thätig, ein fleißiger Arbeiter, und fruchtbar an Auswegen. Er hatte die allgemeine Direktion des Proviants für die Armeen in Spanien gehabt, die Miniſter, die Feldherren und der König ſelbſt holten oft bey ihm Rath, er hatte daher viele Freunde, und verdiente ſie. Er war Generalintendant der Marine, als zu Anfang von Alberoni's Miniſterium, der Sturz des Staatsſekretair Tinnaguas, ſeines Freundes, ihn mit fortriß. Der heftige und deſpotiſche Miniſter machte ihm ſeine Verbindungen mit dem Herzog von Saint-Aignan, unſerm Botſchafter in Madrid, zum Verbrechen; und als dieſer gezwungen war, eilig Spanien zu verlaſſen, kam Sartine ins Gefängniß, und wurde erſt nach Alberoni's Fall auf freyen Fuß geſetzt. Er heirathete nachher eine Kammerfrau der Königin von Spanien, welche ſeitdem Senora de honor bey ihr wurde; er ſelbſt wurde Intendant von Barcelona, wo er geſtorben iſt. Sein wahrer Name war des Sardines, ſein Vater war Spécereyhändler in Lyon geweſen, er trug in Spanien das Sankt Michaelskreuz, ich glaube indeſſen nicht, daß er jemals förmlich zum Ritter aufge-

nommen wurde, er ſteht auf keiner Liſte. Ich wünſche, daß der Sohn mir Gelegenheit gäbe, von ihm zu ſprechen, wie von ſeinem Vater *a*); übrigens iſt das ſeine Sache, die meinige iſt, gerecht zu ſeyn.

Ein Hauptſtück von der Inſtruktion des Herzogs von Saint-Simon beſtand darinn, den Jeſuiten d'Aubenton zu ſehen und ſeinen näheren Umgang zu ſuchen; d'Aubenton hatten, wie man weiß, die Stelle als Beichtvater, die ſo wichtig iſt, ſobald ſie mehr iſt als ein bloßer Name. Gleich bey der erſten Viſite ergoß ſich der gute Pater in Betheurungen von ſeiner Anhänglichkeit für den Regenten und für Frankreich, und von ſeiner innigſten Achtung für den Herzog von Saint-Simon, deſſen Freundſchaft für die Jeſuiten ihm, wie er ſagte, bekannt wäre. Hierauf kam er auf den lebhaften Wunſch des Königs von Spanien, daß die Infantin in die Hände eines ihrer Paters kommen möchte, da dieſe allein im Stande wären, der Prinzeſſin die wahren Grundſätze der Religion früh einzuprägen.

D'Aubenton ſagte die Wahrheit, was den Wunſch des Königs betraf. Bey der erſten Privataudienz, die Philipp der Fünfte dem Herzog gegeben hatte, war er mitten in einer Geſchäftsverhandlung mit dem Auftrag eingefallen, den Regenten zu bitten, daß die Infantin von einem Jeſuiten unterrichtet werden möchte; und er war zu wiederholtenmalen auf dieſen Punkt zurückgekommen.

Der Herzog von Saint-Simon war alſo vom Wunſche des Königs ſchon hinlänglich unterrichtet, und konnte auf d'Aubenton's Vorſchlag nicht anders als günſtig antworten. Der eifrige Pater, höchlich über die Ausſicht erfreut, wurde

a) Sartine hat als Polizeylieutenant, und ſpäterhin noch mehr als Miniſter von der Marine, viele Tadler gehabt, und inſofern Duclos freylichnicht ganz harmloſen Wunſch nicht erfüllt. Es klebte aber an dem Amt, das er zuerſt verwaltete, ſo viel Verhaßtes, daß hier wenigſtens nicht die Stelle ſeyn kann, zu entſcheiden, wie viel auf ſeine eigne Rechnung kam.

Digitized by Google

wurde ſtrahlend, liebkoſend, und nach einigen glatten Wendungen, abgebrochnen Worten, und helldunkeln Phraſen, „das iſt nicht alles,“ ſagte er, „der König erwartet noch mehr von Ew. Exzellenz von ihrer Anhänglichkeit für ihn, von Ihrer Liebe für die Religion, von Ihrer Freundſchaft für unſre Societät.“ Wirklich war die letzte Seite, welche der Jeſuit an ihm pries, nicht die bekannteſte an dem Herzog von Saint-Simon, aber es iſt eine rhetoriſche Figur bey den Mönchen, den Eifer für ihre Sache einzuflößen, indem ſie vorausſetzen, daß man ihn ſchon hat. „Der König,“ fuhr d'Aubenton fort, „hat das ſehnlichſte Verlangen, Sie zu bitten, daß Sie in ſeinem Namen den König, ſeinen Neffen dahin bringen, einen Jeſuiten zum Beichtvater zu nehmen, und den Regenten zu bewegen, daß er Sie darin unterſtützt. Die ſchwächliche Geſundheit des Abbe Fleury bedroht ihn mit einem nahen Tod, es würde alſo rathſam ſeyn, einen Vorſprung zu gewinnen, und daß Sie in der nämlichen Depeſche, wo Sie für die Infantin einen Jeſuiten verlangen werden, auch vorſchlügen, daß man dem König einen gäbe.“

D'Aubenton endigte ſeine Rede mit tauſend Anerbietungen, dem Herzog in ſeinem Verlangen nach der Grandezza Vorſchub zu thun, und bat ihn ſchließlich, ihm ſeine freundſchaftliche Meynung über die Sache zu ſagen.

Die Falle war ganz gut gelegt, und die Lockſpeiſe geſchickt dargeboten. Saint-Simon zog ſich indeſſen heraus. Er zeugte dem Jeſuiten die größte Achtung für ſeine Societät, und räumte ihm ein, daß nichts ſchicklicher ſeyn würde, als der Infantin einen Jeſuiten zu geben, da der König, ihr Vater, es wünſchte; was aber den Beichtſtuhl des Königs von Frankreich und das Innere ſeines Hauſes beträfe, ſo würde der Vorſchlag vielleicht in Frankreich nicht beſſer aufgenommen werden, als es in Spanien gefallen würde, Philipp dem Fünften eine Veränderung ſeines Beichtvaters oder ſeiner Miniſter zuzumuthen; ein großer Schritt

würde es ja ſchon ſeyn, wenn man für die Infantin einen Jeſuiten annehmen ließe; die Achtung für die Societät würde das weitere thun, und man würde es um ſo eher durchſetzen, je weniger man es zu verlangen ſchiene.

D'Aubenton war mit der Antwort nicht ſehr zufrieden, und er hatte etwas beſſeres erwartet; aber er verlor nichts von ſeinem heitern Betragen, und um keine Erkältung wahrnehmen zu laſſen, verdoppelte er ſeine Freundſchaftsbetheurungen, und ſeine Dienſterbietungen gegen den Geſandten, und billigte ſeine Gründe, die ihm im Herzen ſehr verhaßt waren.

Hatte der König ſeinem Beichtvater aufgetragen, den Vorſchlag zu thun, daß dem jungen König ein Jeſuit zum Beichtvater gegeben werden möchte, oder hatte er es nicht, genug dieſer Monarch ſprach nie mit dem Geſandten darüber. Um beyſammen zu behalten, was dieſe Sache betrift, ſo werde ich hier noch anführen, was drey Monate ſpäter geſchah. Man beredete den Abbe Fleury, ſich zu entfernen, und der Pater Taſchereau de Linieres wurde an ſeiner Stelle ernannt. Er war ſchon Beichtvater von Madame, der Mutter des Regenten; denn der Kardinal Noailles hatte kein Bedenken dabey gefunden, dieſem Jeſuiten Fakultäten zu ertheilen, um Madame Beichte zu hören. Der Pater de Linieres war ein guter Mann, frey von Kabalen, und hätte, wenn er auch ganz anders geweſen wäre, von der Andacht, die im Palais-Royal herrſchte, keinen Nutzen ziehen können. Madame, ſein einziges Beichtkind, war katholiſch, weil ſie es hatte ſeyn müſſen, um Monſieur zu heirathen; übrigens voller Tugend, Seelengüte und deutſchen Stolzes, der in einem Beichtvater nichts weiter ſah als einen Hausbedienten mehr.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Beichtſtuhl eines Königs, der als Kind noch für die erſten Eindrücke offen war. Der Kardinal Noailles betrachtete die Wahl des Beichtvaters als eine äußerſt wichtige Sache, und verſagte

Digitized by Google

Linieres die Fakultäten. Wie auch der perſönliche Charakter eines Jeſuiten beſchaffen ſeyn mochte, ſo wußte der Kardinal, daß der Beichtvater eines Königs von Amtswegen das Werkzeug der Societät und ihres Generals iſt; und ohne ſelbſt einen Beichtvater vorzuſchlagen, begnügte er ſich die Jeſuiten auszuſchließen. Der Marechal von Villeroi ſchlug drey Subjekte zur Wahl vor, den Kanzler von U. L. F., den Pfarrer von Saint-Germain en Layn, Benoit, und den Abbe de Vaurony, der das Bisthum Perpignan ausgeſchlagen hatte. Der Biſchof von Frejus bot die Wahl an zwiſchen Paulet, Superior vom Seminarium des Bons-Enfans, und Champigny, Theſaurarius der heiligen Kapelle. Der Kardinal Rohan ſtellte, in Ermangelung der Jeſuiten, die er vorgezogen hätte, den Doktor Vivant vor, Pfarrer von Saint-Merri, und fanatiſcher Anhänger der Konſtitution. Noailles, Villeroi und der Biſchof von Frejus widerſetzten ſich mit allen ihren Kräften der Wahl eines Jeſuiten 1); aber der Einfluß des Kardinal Dübois half dem Pater de Linieres doch durch. Es hielt ſchwer, irgend einen andern Bewegungsgrund bey ihm vorausſetzen, als ſeinen Groll gegen den Kardinal Noailles, der ihm bey ſeiner Ernennung zum Erzbisthum Cambrai die Weihe nicht hatte ertheilen wollen. Er hatte ſeinen Hut keineswegs den Jeſuiten zu verdanken, man erinnert ſich, wie er ihn davon getragen hatte. Uebrigens machte die Verweigerung der Fakultäten die Ernennung noch fruchtlos. Der Kardinal Noailles blieb gegen alle Anregungen unerbittlich. Den Rechten und der Ehre des biſchöflichen Amts zum Trotz wandte ſich Dübois an den Pabſt, welcher dem König eine Vergünſtigung gab, nach ſeinem Belieben einen Beichtvater zu wählen.

Um bey denjenigen ſeiner Kollegen, die mehr als er auf die biſchöfliche Würde hielten, die Schuld von ſich abzu-

1) Ich habe dieſen Artikel aus einem Brief des Kardinal Dübois an den Pater d'Aubenton vom 2 März 1772 gezogen.

Digitized by Google

zulehnen, verbreitete Dûbois, daß die Ernennung eines Jeſuiten zum Beichtvater des Königs ein von Spanien bedungner Artikel im Friedenstraktat mit Frankreich geweſen wäre. Um indeſſen alle Schwierigkeiten zu heben, verlegte man den Hof von Paris nach Verſailles, von wo aus der König nach Saint-Cyr beichten gieng, in der Diözes Chartres, wo die Jeſuiten Fakultäten hatten.

Was die Bedingung anbetrift, durch welche Spanien, wie man ſagt, verlangt und erhalten hatte, daß der Beichtſtuhl des Königs den Jeſuiten wiedergegeben wurde, ſo iſt es eine vollkommne Erdichtung. Dieſe vorgebliche Anekdote vom Traktat iſt ſo ſehr angenommen worden, daß ſie bey den Leuten, welche in die Geheimniſſe der Politik eingedrungen zu ſeyn glauben, für ausgemacht gilt. Hier iſt der Beweis, daß nichts falſcher ſeyn kann.

In der erſten Konferenz des Herzogs von Saint-Simon mit dem Regenten und dem Kardinal Dûbois nach ſeiner Zurückkunft von Spanien ſagte Dûbois zum Herzog, indem er die verſchiednen Punkte der Negotiation mit ihm durchgieng, „nun mein Herr, wir haben das Verlangen des Königs von Spanien erfüllt.“ — „Welches?“ fragte der Herzog. — „Wir haben dem König einen Jeſuiten zum Beichtvater gegeben.“ — „Wie?“ erwiederte der Herzog, „davon hat mir der König von Spanien nie ein Wort geſagt.“ — „Ich meine doch,“ ſagte der Kardinal, „daß der König von den Jeſuiten mit Ihnen geſprochen hat, und daß Sie uns davon geſchrieben haben.“ — „Sie verwechſeln gewiß,“ fiel Saint-Simon ein, „ich habe Ihnen von dem Wunſch des Königs geſchrieben, einen Jeſuiten für die Infantin zu haben, aber er hat in Anſehung des Königs gegen mich auch nicht das mindeſte geäußert. Sie haben meine Briefe, leſen Sie dieſe noch einmal. Der Pater d'Aubenton hat mir freylich den Vorſchlag hiezu gethan, aber ich verwarf ihn, und ich würde es weder vor dem König noch

Digitized by Google

vor dem Herrn Regenten verantworten zu können geglaubt haben, wenn ich einen Auftrag übernommen hätte, durch welchen eine fremde Macht ſich in die innere Verwaltung von Frankreich eingemiſcht haben würde. Sie hätten mich ſelbſt darüber mißbilligen müſſen.“

Bey einem ſo ungefälligen und geraden Widerſpruch fieng Dûbois an zu ſtottern; denn er gieng zuweilen von der Frechheit eines entſchiednen Buben zur Verwirrung eines gemeinen Gauners über. Der Regent fieng an zu lachen; „nun,“ ſagte er, „alles was wir von Ihnen verlangen, iſt, daß Sie uns nicht Lügen ſtrafen; denn wir haben zu aller Welt geſagt, daß wir auf die dringenden Bitten des Königs von Spanien dem unſrigen einen Jeſuiten zum Beichtvater gegeben haben.“ — „Alles was ich kann, gnädiger Herr,“ erwiederte Saint-Simon, „iſt den Geheimnißvollen zu ſpielen, wenn mit mir davon geſprochen wird; denn bis zum Lügen werde ich die Gefälligkeit nicht treiben.“

Sie mußten ſich mit der Diſkretion begnügen, die er verſprach. Wirklich ſagte er nicht mehr von der Sache, als ſeine Ehre forderte. Aber er vertraute ſie dem Kardinal Noailles, deſſen Achtung ihm zu koſtbar war, dem Marechal von Villeroi, und dem Biſchof von Frejus, die ſich allein der Auferſtehung der Jeſuiten widerſetzt hatten; und dem Grafen von Cereſte konnte er die Folge einer Intrigue nicht verbergen, von deren Urſprung dieſer Zeuge geweſen war. Ich glaube nicht, daß andre das mindeſte davon durch ihn erfahren haben. Von dem letzteren habe ich die erſten Nachrichten hierüber gehabt, ehe mir die Originalakten in die Hände gefallen waren.

Der Graf von Cereſte-Brancas, Bruder des Marechal, hatte den Herzog von Saint-Simon als Freund nach Madrid begleitet, und war einer von den Zeugen bey der Heirath der Infantin geweſen. Da ich nicht weiß, wie weit ich dieſe Memoiren fortſetzen werde, ſo ergreife

ich

ich dieſe Gelegenheit, um ihm einen Theil von der Gerechtigkeit, die ihm gebührt, wiederfahren zu laſſen. Ich habe keinen Menſchen gekannt, bey welchem der Verſtand und die Tugend in ſo vollkommnem Gleichgewicht geweſen wären; er iſt es, von dem ich in den Betrachtungen über die Sitten dieſes Zeitalters geſagt habe, daß er vielleicht nicht überall der erſte, aber gewiß nirgends der zweyte ſeyn konnte; und ich habe niemanden gefunden, der ſein Verdienſt ſtreitig gemacht hätte. Er iſt als Conſeiller d'état d'épée, und Ritter der königlichen Orden geſtorben, nachdem er ausgeſchlagen hatte, Ehrenritter der Königin zu ſeyn.

Wir kehren zurück zu dem, was in Spanien bey der doppelten Heirath vorgieng, eh wir die Franzöſiſchen Angelegenheiten wieder vornehmen.

Die Königin, Italienerin von Geburt und im Herzen, haßte die Spanier, wie ſie von ihnen gehaßt wurde, und die täglichen Ausbrüche dieſer gegenſeitigen Leidenſchaft gaben ihr immer mehr Nahrung. Die Königin enthielt ſich nicht einmal es öffentlich zu geſtehen, und das Volk auf ſeiner Seite rief ungeſcheut auf der Straße und aus den Läden, wenn der König und die Königin vorbeygiengen: viva el Re y la Savoyana, die vorige Königin, welche die Spanier angebetet hatten, und deren Andenken noch heilig gehalten wird. Die regierende Königin beſtrebte ſich vergebens, dieſes Geſchrey des Volks zu verachten, ſie war darüber in Verzweiflung; aber das Volk und ſie kämpften nicht mit gleichen Kräften gegen einander. Sie hatte durch ein ziemlich natürliches Mittel die unumſchränkte Gewalt. Das Temperament des Königs machte ihm eine Frau zum Bedürfniß, und ſeine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Untreue. Die Königin war häßlich, aber nicht ohne Würde in ihrem Aeußern, und der König war immer in einem Zuſtand, der ſie ihm ſchön finden, und als ſolche behandeln ließ. Sie wandte ihrerſeits alle möglichen Künſte

Digitized by Google

der Kokketterie bey ihrem Gemahl an, lobte ihn öffentlich und ins Geſicht über ſeine Schönheit; und ob er gleich in ſeiner Jugend ſchön geweſen war, ſo war ſeine Geſtalt doch jetzt ſo zerrüttet, daß wenn die Fürſten nicht gegen die ekelhafteſten Schmeicheleyen bepanzert wären, er dieſe für Verhöhnung hätte aufnehmen können.

Der König und die Königin ſchliefen, krank oder geſund, immer in einem gemeinſchaftlichen Bett. Selbſt wenn ſeine Gemahlin in Wochen kam, bettete er ſich nicht von ihr; und er hatte erſt drey Tage vor dem Tod ſeiner erſten Gemahlin eine abgeſonderte Schlafſtelle genommen, ohngeachtet ſie ſchon ſeit langer Zeit die Skropheln im höchſten Grade hatte.

Beyde äußerſt eiferſüchtig über alles, was jedem einzeln geſagt werden konnte, verließen ſich weder Tag noch Nacht. Alle Tage bey ihrem Erwachen erſchien die Aſſafeta 1), um ihnen Bettmäntel umzuthun, ſie hielten ihr Gebet, und hierauf trat Grimaldo herein, dem die andern Staatsſekretaire die Geſchichte ihrer Depatements übergaben, und legte darüber Bericht ab. Nachdem Grimaldo entlaſſen war, nahm der König ſeinen Schlafrock, gieng in ein Nebengemach, um ſich anzukleiden, und die Königin begab ſich zu ihrer Toilette. Der König war bald angekleidet, und ließ ſodann ſeinen Beichtvater hereinkommen, mit welchem er eine Viertelſtunde beichtete oder ſonſt ſich allein unterhielt, worauf er ſich zu der Königin begab; die Infanten trafen ebenfalls dort eine Einige von den vornehmſten Bedienten, die Damen und die Kammerfrauen, die den Dienſt hatten, machten den ganzen Zirkel; das Geſpräch handelte von der Jagd, von der Andacht, oder andern Dingen von gleicher Wichtigkeit. Die Toilette Dau-

1) Erſte Kammerfrau. Dieſe Stelle iſt in Spanien mehr geachtet als in Frankreich, aus keiner andern Urſache vielleicht, als weil der Spanier ſeinen Beherrſchern einen Vorzug über alle andern zuſchreibt, ſich allem mittheilt, was der ſich ihnen nähert. Laura Piſcatori, Amme der Königin, war damals Aſſafeta.

Digitized by Google

dauerte gegen drey Viertelſtunden. Der König und die Königin giengen alsdann in ein Zimmer, wo den fremden Miniſtern, oder den Großen vom Hof, die welche verlangt hatten, beſondre Audienzen gegeben wurden.

Wenn man jemanden einführte, zog ſich die Königin gefliſſentlich in ein Fenſter zurück; wer aber mit dem König zu ſprechen hatte, wußte, daß er der Königin alles wiederſagen, daß ſie über die beabſichtete Verheimlichung empfindlich ſeyn, und ihren Gemahl gegen das Geſuch einnehmen würde. Man ermangelte alſo nicht ſie zu bitten, daß ſie ſich nähern möchte, oder ſprach laut genug, um von ihr gehört zu werden, wenn ſie auf ihrer erlognen Diſkretion beſtand.

Sie wußte alſo genau, was mit dem König geſprochen wurde, und hatte überdem in jeder Woche eine Stunde, wo ſie ohne Wiſſen des Königs ſich mit jedem, den ſie heimlich zu ſich laſſen wollte, unterreden konnte; das war an dem Tag, wo der König öffentliche Audienz gab.

Der König ſaß bedeckt vor einem Tiſch, die Granden ſtanden in Reihe an der Wand und bedeckt, und jeder einzelne, der ſeinen Namen gegeben hatte, wurde nach der Ordnung, in welcher er aufgeſchrieben war, gerufen. Er kniete vor dem König, brachte ſeine Sache in ſehr kurzen Worten vor, ließ gemeiniglich ein Memorial auf dem Tiſch, ſtand wieder auf, und entfernte ſich, nachdem er dem König die Hand geküßt hatte. Die Geiſtlichen waren von den Laien dadurch unterſchieden, daß ihnen der König bey der Kniebeugung aufzuſtehen gebot. Wenn jemand von denen, welche zu dieſer Audienz kamen, von den übrigen nicht gehört ſeyn wollte, und er ſehr bekannt war, ſo ſagte er es; alsdann wandte ſich der die Liſte hatte gegen die Granden, und ſagte laut: es iſt eine geheime Audienz. Sie giengen hierauf alle hinaus, und kamen nicht wieder herein, bis ſich jener entfernte.

Der

Der einzige Hauptmann von der Garde hielt drauſſen die Thüre halb offen, und den Kopf hineinſteckend konnte er zwar nichts hören, verlor aber den König und den, der mit ihm ſprach, nicht aus den Augen.

Wenn die Königin dieſe Audienz benutzte, um ſich mit jemanden zu unterhalten, ſo mußte das ſehr insgeheim geſchehen; denn der König war immer ängſtlich, ob man der Königin etwas beſonders zu ſagen haben möchte, und das gieng ſo weit, daß wenn ſie beichtete, und die Beichte ſich mehr wie gewöhnlich in die Länge zog, er in das Zimmer trat, und die Königin rief.

Sie giengen alle acht Tage zuſammen zur Kommunion, und die Damen der Königin würden ihr mißfallen haben, wenn ſie es anders gehalten hätten.

Die einzige Ergötzlichkeit des Königs war die Jagd, und auch dieſe war nicht minder traurig als ſeine ganze übrige Lebensweiſe. Die Bauern machten einen Bezirk zum Anſchlagen, und lieſſen Hirſche, wilde Schweine, Rehe, Füchſe, u. ſ. w. an dem König und der Königin vorbeyziehen, die, in einer Laube eingeſperrt, auf die Thiere ſchoſſen.

Was man von dem Leben der Frau von Maintenon weiß, und was man hier von dem Betragen der Königin von Spanien ſieht, beweiſt genug, welche Marter die Weiber auszuhalten haben, die über die unterwürfigſten Könige herrſchen wollen. Wenn man das innere Leben der Favoritinnen aufdeckt, ſo wird man mit einem ſo beneideten Zuſtande Mitleiden haben.

Bey aller ihrer Gewalt über den Geiſt des Königs mußte die Königin ihn doch in jedem Moment ſtudieren, die Gelegenheiten hervorbringen oder ergreifen, zu Augenblicken nachgeben, und zuweilen ſich der Vortheile bedienen, die das Temperament des Königs ihr gab. Die Weigerungen der Königin reizten ihren Gemahl, erhitzten ihn immer mehr, veranlaßten zuweilen heftige Auftritte, und ſchloſſen immer damit, daß die Königin ihre Wünſche er-

reichte. Die Unbändigkeit der Triebe des Königs machte die ganze Stärke der Königin.

Philipp der Fünfte hatte von Natur einen geſunden, obgleich eingeſchränkten Verſtand, er war ſtill, zurückhaltend, ſogar furchtſam, und ohne Selbſtvertrauen. Seine Erziehung in Frankreich und ſeine Lebensart in Spanien hatten dieſen Charakter vollends verſtärkt, von dem ich Gelegenheit haben werde, mehr Proben zu geben. Seine Frömmigkeit beſtand in geringfügigen Uebungen. Ungeſprächig, und ſchon dadurch geſchickter zur aufmerkſamen Beobachtung derer, die ihm nahe waren, bemerkte er ihre lächerlichen Seiten ſehr gut, und machte mit unter im Innern ſeiner Einſamkeit luſtige Anmerkungen darüber.

Er war ſehr über ſeine Geſundheit beſorgt; wenn ſein Arzt Luſt zur Intrigue gehabt hätte, würde er eine große Rolle geſpielt haben. Lyghins, ein Irländer, der dieſe erſte Stelle bekleidete, war vom Kabaliren und von der Habſucht ſehr entfernt, er hatte Verdienſte in ſeiner Kunſt und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit dieſer. Nach ſeinem Tod ließ die Königin ihrem eignen Arzt, Servi, die Stelle geben.

Philipp hatte den Krieg geliebt, ob er ihn gleich auf eine eigne Weiſe getrieben hatte. Er entwarf nie einen Plan zu einem Feldzug, ſondern überließ die kriegeriſchen Operationen ſeinen Generalen, und trug bloß durch ſeine Gegenwart dazu bey. Wenn ſie ihn in gebührender Entfernung von der Gefahr hinſtellten, ſo blieb er an ſeinem Poſten, und glaubte ſeinen Ruhm nicht dabey intereſſirt, ſich derſelben zu nähern. Wenn der zufällige Fortgang einer Schlacht ihn dahin trieb, wo das Feuer am ſtärkſten war, ſo blieb er mit der nämlichen Ruhe ſtehen, und machte ſich die Freude, diejenigen zu beobachten, welche ſich furchtſam zeigten.

Leicht zu bedienen, gutmüthig, vertraut in ſeinem innern Haushalt, im Herzen ganz für Frankreich eingenommen, hatte ſein Betragen gegen die Spanier keinen an-

dern

dern Grund als die Erkenntlichkeit für ihre Treue. Er liebte den König ſeinen Neffen zärtlich, behielt aber ſtets im Sinne nach Frankreich zurückzukehren, wenn wir das Unglück hätten, dieſen einzigen Zweig des königlichen Hauſes zu verlieren. Er würde indeſſen nach ſeinen feyerlichen Verzichtleiſtungen auf die Franzöſiſche Krone, nicht ohne einige Bedenklichkeit den Thron ſeiner Väter beſtiegen haben. Aus dem nämlichen Grunde konnte er die Verzichtleiſtungen der Königin Maria Thereſia von Oeſterreich auf die Spaniſche Krone, bey ihrer Vermählung mit Ludwig dem Vierzehnten, nicht wohl für nichtig anſehen. Er würde auf keinem von den beyden Thronen ein ruhiges Gewiſſen gehabt haben. Dieſe Skrupel, die ſein Beichtvater zu zerſtören Mühe hatte, zeugen von keinem ſehr ſtarken Geiſt, und ſind, wenn man will, eines Fürſten unwürdig; aber ſie laſſen auf ein reines Herz ſchließen. Die Gewiſſensbiſſe, welche mehr unterdrückt als ausgerottet wurden, ſind die vornehmſte Urſache geweſen, warum er ſeine Krone niederlegte, und nach dem Tode ſeines Sohnes, Ludwigs des Erſten, ſich ſo ſchwer entſchloß, ſie wieder anzunehmen. Nach eben dieſer Gewiſſenhaftigkeit hätte freylich die Uebergabe des Throns an ſeinen Sohn ihm für keine geringere Uſurpation, wenn überhaupt eine war, gelten ſollen; indeſſen war es für ihn genug, die einzige Aufopferung zu machen, die in ſeiner Macht ſtand. Ueberhaupt ſind gewiſſenhafte Seelen weder in dem, was ſie quält, noch in ihren Beruhigungsmitteln, eben ſehr konſequent.

Die Königin war von einem ſehr entgegengeſetzten Charakter. Herrſchen galt bey ihr alles. Der unrechtmäßigſte Beſitz würde in ihren Augen ein Recht gemacht haben. An dem kleinen Hof ihres Vaters erzogen, hatte ſie nicht die richtigſten Begriffe von den Europäiſchen Höfen bekommen. Demohngeachtet glaubte ſie ſich von dem erſten Augenblick an, da ſie auf dem Throne war, ge-

ſchaffen, um wohl oder übel zu herrſchen. Wir haben geſehen, auf welche Weiſe das Schickſal ihr dieſen Platz verſchaft hatte.

Sie ſetzte ſich gleich anfangs zwey Sachen vor, die ſie in keinem Augenblick aus den Augen verlor: Die erſte war, ihre Gewalt über den König dergeſtalt zu gründen, daß ſie unter dem Namen dieſes Fürſten regierte; die zweyte, ſich gegen den traurigen Stand der Wittwe eines Königs von Spanien, der einen Sohn von einer andern Mutter zum Nachfolger haben würde, zu verwahren.

Sie beſchloß alſo, einem ihrer Söhne eine Souverainetät zu verſchaffen, damit ſie ſich einſt zu ihm begeben, und wiederum herrſchen könnte, oder wenigſtens ſich nicht als Unterthanin fühle.

Man kann leicht erachten, wie vieler Ränke ſie ſich bedienen mußte, um dieſen zweyten Vorſatz zu verfolgen, und ihn zugleich dem Blick eines argwöhniſchen Königs zu entziehen. Alberoni hatte, in der Verzweiflung über ſeinen Sturz, die Abſichten offenbart, welche dieſe Fürſtin zu verbergen ſich ſo mühſam beſtrebte. Sie ſchmeichelte ſich umſonſt, daß Alberoni durch ſeinen Groll zu verdächtig ſeyn würde, um Glauben zu finden. Der bekannte Charakter der Königin ließ an ihren geheimen Wünſchen nicht zweifeln. Ihre kalten und erzwungenen Liebkoſungen gegen die Infanten von der erſten Ehe, die Bitterkeiten die ihr zuweilen entfuhren, verriethen ihren Plan hinlänglich; und dieſer Plan iſt während der ganzen Regierung Philipps des Fünften, die Grundlage oder die Hinderniß aller Unterhandlungen geweſen.

Der Spaniſche Hof war in zwey Kabalen getheilt und fuhr in dieſer Spaltung fort; die Italiäniſche, die ſchwächſte an der Zahl war durch die Gunſt der Königin die herrſchende. Die Spaniſche, mit welcher die Wünſche der Nation übereinſtimmten, ſeufzte über den Einfluß der Italiäner, und haßte ſie herzlich. Faſt alle großen Stellen waren zwar von den Spaniern beſetzt, aber ſie

Digitized by Google

waren auf die Titel dieſer Stellen eingeſchränkt, da durch die Einſamkeit, in welcher die Königin ihren Gemahl beſtändig hielt, faſt alle Verrichtungen derſelben wegfielen. Der Chirurgus, der Apotheker, und faſt die ganze innere Bedienung waren Franzoſen.

Die zwey Prinzeſſinnen, deren Kontrakte unterzeichnet worden waren, kamen am nämlichen Tage auf der Faſanen Inſel des Fluſſes Bidaſſou an, wo die Auswechſelung geſchah, und wo 1654 die Zuſammenkunft Ludwigs des Vierzehnten, der Königin ſeiner Mutter, und ihres Bruders, Philipps des Vierten, vor ſich gegangen war.

Es gab anfangs einige Schwierigkeiten über die Auswechſelungs Akte, zwiſchen dem Prinzen von Rohan und dem Marquis von Santacruz. Der erſte hatte in der Franzöſiſchen Akte den Titel Alteſſe genommen. Santacruz, majordomo, major der Königin von Spanien, dem die Infantin zum Geleit anvertraut war, erklärte daß er in der Franzöſiſchen Akte alles was man wollte würde durchgehen laſſen, indem Spanien über die Titel und Qualitäten der Franzoſen nichts vorzuſchreiben hätte; in der Spaniſchen Urkunde würde man aber einem ſo gut wie dem andern nur die Exzellenz 1) geben. Da der

 Prinz

1) Man giebt in Spanien die Excellenz allen Granden, den unmittelbaren Erben einer Grandezza, den Vizekönigen, Statthaltern von Provinzen, Generalkapitänen, Staatsräthen (es iſt der Titel der Miniſter), den Rittern vom goldnen Vließ, dem Gouverneur des Rath von Caſtilien, und den Weibern aller dieſer Perſonen. Unter den Geiſtlichen hat keiner die Exzellenz, als der Erzbiſchof von Toledo. Selbſt dem Nuntius, dem erſten von den Ambaſſadeurs, die ſie doch alle haben, giebt man ſie nicht. Der Titel der Biſchöfe iſt Signoria illuſtriſſima.

Die Weglaſſung des Spaniers war ein Zug von Hochmuth. Die Granden achten den Titel aus Stolz nicht, indem ſie rechnen, daß ihre Grandezza uberall ſo bekannt iſt als ihr Name. Da ſie ſich übrigens des entfernteſten Alterthums rühmen, ſo würden ſie beſorgen daß man die Zeit ihrer Grandezza von den Urkunden her rechnete, in denen man ſie fände. Wenn ſie von einigen Granden in Urkunden aufgeſtellt worden iſt, ſo iſt das erſt ſeit Philipp dem Fünften geſchehen, zur Nachahmung der Granden die in Frankreich ſind. Durch eine Folge

Prinz von Rohan fand daß Santacruz in dieſer Akte nicht einmal ſeine Eigenſchaft als Grande aufſtellte, ſo ließ er auch die ſeinige als Herzog und Pair weg, und begnügte ſich die Auswechſelung ohne Zuſatz von Qualitäten zu unterzeichnen.

Nach geſchehener Auswechſelung nahm die Infantin den Weg von Paris, und Mademoiſelle de Montpenſier den von Madrid. Niemand von ihrer Nation folgte den beyden Prinzeſſinnen, auſſer einer Untergouvernantin, de Nieves, Señora de honor, die man der Infantin ihres zarten Alters wegen ließ.

Ich werde mich bey keiner der Feten aufhalten, von welchen die Journale voll ſind, aber ich fahre fort unter den beſondern Umſtänden diejenigen auszuheben, die Erwähnung verdienen.

Die Spaniſche Gravität und Schamhaftigkeit erlaubt nicht ein Brautpaar zu Bett gehen zu ſehen. Unſer Geſandter wünſchte indeſſen um ſo mehr die Heirath der Prinzeſſin von Aſturien zu konſtatiren, als ſie, wegen der ſchwächlichen Geſundheit des Prinzen, erſt in einem Jahre vollzogen werden ſollte. Er erhielt auch von Ihren katholiſchen Majeſtäten, daß diesmal von der Spaniſchen Etikette abgegangen würde, und berief ſich, um ſie zu überreden, auf die Art wie man es bey der Vermählung des Herzogs von Bourgogne gehalten hatte. Ein Franzöſiſches Beyſpiel vermochte ſehr viel über Philipp den Fünften. Man gebrauchte hierauf die Vorſicht, einige

ge dieſes Grundſatzes beobachten ſie unter einander ſelbſt keinen Rang. Da das Vließ nicht erblich iſt, ſo beobachten die Ritter einen unter einander, nämlich nach dem Datum ihrer Aufnahme.

Nur für die gekrönten Häupter und für die Infanten wird ſeit Philipp dem Fünften, der beym verſammelten Kapitel darauf antrug, hierinn eine Ausnahme gemacht. Die Souveraine die nicht Könige ſind, werden in dieſer Ausnahme nicht begriffen. Die Prinzen vom Geblüt und unſre Legitimirten haben das nämliche Vorrecht verlangt; da ſie aber Widerſtand gefunden haben, ſo werden ſie ohne Feierlichkeit aufgenommen, und bleiben von den Ordenskapiteln weg.

Digitized by Google

ge Perſonen von Gewicht zu gewinnen, deren Beyfall die andern verhinderte ſich dagegen aufzulehnen. Die Neuvermählten wurden in ein Bett gebracht, und bey ofnen Vorhängen ließ man jedem, der ſich zeigte, in das Zimmer kommen. Eine Viertelſtunde darauf machte man die Vorhänge zu. Der Herzog von Popoli, Hofmeiſter des Prinzen, blieb hinter dem einen Vorhang, und die Herzogin von Monteliano, Hofmeiſterin der Prinzeſſin, hinter dem andern. Nach einigen Minuten entließ man die Anweſenden, und die Vermählten wurden getrennt.

Die Prinzeſſin von Aſturien gab gleich in den erſten Tagen nach ihrer Ankunft am Spaniſchen Hof Beweiſe einer finſtern und widrigen Laune. Man mußte ihr faſt Gewalt anthun, damit ſie dem König und der Königin Viſite machte. Man hatte die prächtigſten Anſtalten zu einem Ball gemacht, aus welchem der ganze Hof und Ihre Katholiſchen Majeſtäten ſelbſt ſich ein Feſt machten. Die Prinzeſſin weigerte ſich beſtändig darauf zu erſcheinen, nicht etwa aus irgend einem Verdruß, ſondern ganz allein aus dem Eigenſinn eines albernen und dummen Kindes. Entweder erwiederte ſie nichts auf die Vorſtellungen die man ihr that, oder ihre Antwort war, daß der König und die Königin nach ihrem Gefallen leben könnten, und daß ſie nach dem ihrigen leben wollte. Es würde auch nur in ſolchen Memoiren, wie ich ſie hier ſchreibe, ekelhaft ſeyn, dieſe traurig lächerlichen Auftritte umſtändlicher auszumahlen. Um mit wenig Worten dieſen Gegenſtand abzuthun, iſt es genug zu ſagen, daß ſie in Madrid fortfuhr eben ſo albern, ſo einfältig, ſo widrig zu ſeyn, als wir ſie ſeitdem in Paris geſehen haben, wo ſie von 1725 bis 1742, da ſie im Luxembourg ſtarb, als verwittwete Königin von Spanien vegetirte.

Die Infantin kam in Paris an, wo ſie als Königin empfangen wurde; man gab ihr ſogar in allen Relationen den Titel als ſolche. Der Ausgang hat bewie-

ſen, daß man hierinn zu eilig zu Werke gieng. Es wäre an ſich gleichgültig, und mehr in der Regel geweſen, damit zu warten, indem, ihre Beſtimmung abgerechnet, ihre Geburt allein ihr ſchon den Vorrang über Madame gab. Man hatte zwar der Herzogin von Bourgogne, gleich bey ihrer Ankunft in Frankreich, im Voraus den Titel als Dauphine gegeben; aber das war nothwendig um ihr den Vortritt zu geben, den keine Prinzeſſin vom Geblüt ihr außerdem hätte laſſen können, indem ihr Vater, der Herzog von Savoien, der damals noch nicht König war, den Churfürſten weichen mußte 1).

Sobald Saint-Simon ſeinen Beruf in Spanien erfüllt hatte, eilte er um ſo mehr zurückzukommen, als der Kar-

1) Es giebt in den verſchiednen Etiketten ſo wenig Beſtimmtes, daß man bloß die Fakta angeben kann, ohne etwas daraus zu ſchließen. Der Prinz von Conti, Großvater des gegenwärtigen, gieng in Hungarn und zu Wien stets den Churfürſten vor. Indeſſen erhielt der Churfürſt von Baiern, der einer von dieſen geweſen war, vom König die Erlaubniß, inkognito zu bleiben. Ludwig der Vierzehnte bewilligte ihm ſogar eine beſondre Audienz, wo ſie beyde ſtanden, ohngeachtet der König von England, Wilhelm der Dritte, eine ähnliche Audienz, auf einem Lehnſtuhl ſitzend, und bey welcher dieſer nämliche Churfürſt auf einem Tabouret ſaß, gegeben hatte. Der Churfürſt benutzte oder mißbrauchte die Güte des Königs, um bey dem erſten Dauphin den Vortritt zu verlangen. Ludwig der Vierzehnte hatte die Gefälligkeit in einen mezzo termine einzuwilligen, daß nämlich der Churfürſt den Dauphin in den Gärten von Meudon ſähe, und ſie beyde zuſammen in die nämliche Kaleſche, jeder zu ſeinem Schlag, einſtiegen. Sonderbar und widerſprechend iſt es, daß der Churfürſt von Cöln, Bruder des Churfürſten von Bayern, ebenfalls inkognito, vor dem König ſtand, der in einem Lehnſtuhl ſaß. Er ſpeißte verſchiednemal zu Mittag und zu Abend in Meudon bey dem Dauphin, und hatte da nichts als einen Feldſtuhl an der untern Ecke der Tafel mit den übrigen Hofleuten. Dieſem Churfürſt kam zuweilen die Luſt an, vor der Herzogin von Bourgogne Meſſe zu leſen, und erwies ihr die nämlichen Honneurs, wie der letzte von den Kapellanen. Es iſt der nämliche, der in Valenciennes ankündigte, daß er den erſten April predigen würde. Es war zum Erdrücken voll in der Kirche. Der Churfürſt beſtieg die Kanzel, begrüßt gravitätiſch die Geſellſchaft, ſchlug das Kreuz, rief: der Erſte April! und ſtieg von der Kanzel herunter, während daß ein Orcheſter von Trompeten, Jagdhörnern und Pauken einen Lärm machte, der dieſes ſkandalöſe Poſſenſpiel würdig genug krönte.

Kardinal Dûbois Luſt bezeigte ihn unter verſchiednen Vorwänden dort aufzuhalten. Die Bewegungsgründe des Kardinals führen uns wieder auf die Intriguen des Franzöſiſchen Hofs.

Man erinnert ſich daß Dûbois, um ſich des Kardinal Rohan in Rom zu bedienen, ihm die Ertheilung der Stelle als erſter Miniſter bey ſeiner Zurückkunft vorgeſpiegelt hatte. Rohan ſetzte nicht den mindeſten Zweifel in dies Verſprechen, hatte die Thorheit es in Rom zu ſagen, wo er der einzige war, der daran glaubte, und kehrte ſobald er konnte nach Paris zurück, um ſeinen theuern Kollegen an ſein Wort zu mahnen.

Seitdem Dûbois Kardinal war, fand er ſich des Vorſitzes wegen nicht mehr beym Regentſchafts Rath ein. Um auf eine Art, die ſich für den Purpur ziemte, wieder hineinzukommen, wollte er dem Kardinal, der ſein Aelterer war, in das Conſeil verhelfen, und ſich alsdann hinten nach wieder hineinſtehlen. Er nahm ihn mit der größten Innigkeit auf, wiederholte ſein Verſprechen, und ſagte ihm, um zum erſten Miniſterium zu gelangen, müßte er erſt den Eintritt in das Conſeil haben; nach den guten Dienſten die er dem König geleiſtet hätte, wäre er vollkommen gegründet dies zu verlangen; und er, Dûbois, wäre ihm viel zu ergeben, um ſein Verlangen nicht bey dem Regenten zu unterſtützen.

Der leichtgläubige Kardinal Rohan, von dieſer Herzlichkeit gerührt, bezeugte ſeinem Kollegen die zärtlichſte Dankbarkeit, verſprach ihm das Gewicht einer Stelle die er ihm verdankte redlich mit ihm zu theilen, und bat wenige Tage darauf den Regenten um den Eintritt im Conſeil. Die Schnelligkeit und die übergnädige Art mit welcher der Regent ihm dies Geſuch bewilligte, hätte ihn können abnehmen laſſen, daß entweder alles im Voraus abgemacht wäre, oder daß man ihm kein großes Geſchenk machte.

Der Kanzler und die Herzoge verließen ſogleich das Conſeil, als ſie die Kardinäle hineinkommen ſahen. Der Marechal von Villeroi erſchien dabey bloß in ſeiner Eigenſchaft als Hofmeiſter auf einem Tabouret hinter dem König ſitzend, ohne ein Wort über die Geſchäfte zu ſprechen.

Dübois hatte das vorausgeſehen, aber er hatte ſchon viel gewonnen, indem er mit einem Mann von der Geburt des Kardinal Rohan, den er vor ſich hingeſchoben hatte, gemeine Sache machte. Ein Umſtand, der die Unannehmlichkeit hätte krönen ſollen, war Dübois ſehr willkommen, und that ihm trefliche Dienſte. Die Marſchälle von Frankreich folgten dem Beyſpiel der Herzoge. Dübois gieng hiervon aus, um den Regenten zu überreden, daß es eine gegen ihm perſönlich gerichtete Kabale wäre, da die Marſchälle von Frankreich, welche ſonſt nie den Kardinälen etwas ſtreitig gemacht hätten, Partey in der Sache nähmen. Dübois ſchrieb in dieſem Sinn darüber an dem Herzog von Saint-Simon, der die Verehrung der herzoglichen Würde bis zum Fanatiſmus trieb, dabey aber dem Regenten aufrichtig ergeben war. Dübois gieng über die Frage vom Vorſitz leicht hinweg, und legte in ſeinem Brief deſtomehr Gewicht auf die vorgebliche Kabale, zu deren Anführer er den Herzog von Noailles machte, den Saint-Simon außerordentlich haßte; ſchließlich trug er ihm auf, den König von Spanien zu bewegen, daß er in dieſer Sache Partey nähme, und ſich öffentlich für eine Regierung erklärte, die gegenwärtig die beyden Branchen des Hauſes Frankreich gleich nahe angienge.

Der Herzog von Saint-Simon ließ ſich mit dieſer vorgeblichen Kabale nicht bethören; er mußte indeſſen doch wenigſtens den Schein annehmen, als ob er Philipp dem Fünften das Anliegen vorgetragen hätte. Er gab aber der Sache eine ſolche Wendung, daß Philipp ſie als eine häusliche Zänkerey anſah, in welche er ſich nicht mi-

ſchen

ſchen wollte noch durfte. Um jeden Vorwand in Spanien aufgehalten zu werden abzuſchneiden, berichtete Saint-Simon dem Kardinal Dübois die Antwort des Königs, nahm ſofort bey Hofe Abſchied, und machte ſich auf die Reiſe. Bey ſeiner Ankunft in Bayonne bekam er eine Depeſche, in welcher der Kardinal ihm die größten Lobſprüche über die Art gab, wie er ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, und tauſend Betheurungen ſeiner Freundſchaft und ſeiner Ungeduld, ihn wieder zu ſehen, hinzufügte. Dübois hatte ihm eine andre Depeſche geſchrieben, durch welche er ihm bedeutete, in Madrid zu bleiben, bis er Chavigni, der gegenwärtig in der Schweitz Ambaſſadeur iſt, dorthin akkreditirt hätte. Jede Depeſche war für den Ort eingerichtet, wo der Kourier den Geſandten treffen würde: Die erſte ſollte ihm übergeben werden, wenn er ihn ſchon auf Franzöſiſchem Boden träfe, die andre, wenn der Herzog noch in Spanien geweſen wäre, wo Dübois ihn viel lieber gewußt hätte als am Franzöſiſchen Hof.

Im Grunde fürchtete der Kardinal den Herzog von Saint-Simon, für welchen der Regent Freundſchaft hatte, und der ſich den Anmaßungen des Miniſteriums ſowohl als des Purpurs ſehr widerſetzte; indeſſen ſparte er keine freundſchaftlichen Betheurungen gegen ihn. Da aber ſeine Heftigkeit zuweilen ſeine Verſtellungskunſt überwog, ſo bewies er ſeinen Verdruß wider den Herzog von Saint-Simon nur zu ſehr, durch die Art, wie er einen Kapitain empfieng, den Saint-Simon mit dem Heirathskontrakt des Königs nach Frankreich geſchickt hatte. Man hatte dieſem Offizier das Ludwigskreuz und ein Avancement verſprochen. Der Kardinal ſagte ihm auffahrend, man würde ſchon ſehen. Der junge Mann zeigte ſich zwey Monate hindurch bey ihm, ohne nur ſeinen Blick auf ſich ziehen zu können. Er wandte ſich an den Staatsſekretair vom Kriegsdepartement, der ihm zur Antwort

Digitized by Google

gab, er wäre ſelbſt vom Kardinal über dieſen Punkt ſo übel aufgenommen worden, daß er ſich nicht getraute, wieder davon zu ſprechen. Der Offizier fuhr alſo fort, in aller Demuth vor ihm zu erſcheinen. An einem Audienztag, wo ſich die fremden Geſandten und eine Menge vornehmer Leute fanden, traf es ſich, daß jemand den Kardinal ungeduldig machte, der ihn in Dragonerausdrücken zum Teufel ſchickte, und noch hinterdrein fluchte und wetterte. Der Nuntius, der gegenwärtig war, ſchien darüber wenigſtens ſehr verwundert; aber der junge Offizier fand den Kontraſt zwiſchen der Kleidung und der Sprache des Kardinals ſo ſonderbar, daß er laut auflachte. Dübois dreht ſich plötzlich herum, wird den Lacher gewahr, und indem er ihm einen Schlag auf die Schulter giebt, als wollte er ihn in den Boden hinein ſchlagen, wenn er ihm nicht ſogleich wieder Muth gemacht hätte: „Du biſt eben nicht dumm,“ ſagt er, „ich werde Le Blanc ſagen, daß er deine Sache abfertigt;“ und am nämlichen Tag war ſie richtig.

Dübois ſuchte ſich nach und nach die ehrlichen Leute, die ihm am meiſten im Wege waren, vom Halſe zu ſchaffen; er fieng mit dem Kanzler d'Agueſſeau an, der zum zweytenmal nach Frenes verwieſen wurden. Die Siegel wurden zuerſt Pelletier de la Houſſaie angeboten, der ſie ausſchlug, weil er nicht mehr Luſt hatte als d'Agueſſeau, den Kardinälen den Vorſitz zu laſſen. D'Armenonville (Fleurieux) war weniger ſchwierig, nahm ſie an, und erhielt obendrein die Uebertragung ſeiner Stelle als Staatsſekretair auf ſeinen Sohn, den Grafen von Morville. Der Marquis von Chatelüs, (Beauvoir) der vor kurzem die Tochter des Kanzlers geheirathet hatte, fand in der Ungnade ſeines Schwiegervaters einen Grund, der Familie, in welche er getreten war, deſto mehr Achtung und Freundſchaft zu erweiſen. Dieſe Beauvoir ſind eine gute Fami-

Digitized by Google

milie aus Bourgogne, ein Geſchlecht von braven und rechtſchaffnen Leuten.

Da es das gröſste Augenmerk des Kardinals war, alle Vertraute des Regenten von ihm zu entfernen, ſo ließ er den Marquis von Nocé exiliren, einen von den Urhebern ſeines Glücks, und der dadurch ſeinen Unfall verdiente. Er war der Sohn von Fontenai, der als Unterhofmeiſter des Herzogs von Orleans zu der nämlichen Zeit, wo Dûbois ihn zur Ausübung aller Laſter erzog, geſucht hatte, ihm tugendhafte Grundſätze einzuprägen. Der Regent ehrte das Andenken des Vaters, und ergötzte ſich ſehr an der beiſſenden und luſtigen Laune des Sohnes. Aber durch dieſe mißfiel er eben dem Kardinal, der ſeit ihrer Uneinigkeit (denn ſie waren ſehr genau mit einander umgegangen), der Gegenſtand ſeines Witzes geworden war, und der an einem Hof, wo Einfälle ſoviel als Vernunftgründe galten, die Würkung davon fürchtete. Nocé konnte leicht bemerken, daß ihn der Regent ungern dem Kardinal aufopferte. Da ihm jemand, um ihn zu tröſten, ſagte, daß die Ungnade nicht lange währen würde, erwiederte Nocé: „Was wiſſen Sie davon?“ — „Ich weiß es vom Regenten ſelbſt,“ antwortete der andre. — „Und was weiß er davon?“ ſagte Nocé, um zu verſtehen zu geben, daß der Regent nichts mehr aus ſich ſelbſt thäte.

Der Graf von Broglio, einer von den roués des Regenten, wurde auch exilirt. Er war dem Kardinal verdächtig geworden, weil er die Bacchanalien des Palais-Royal hatte benutzen wollen, um in den Geſchäften feſten Fuß zu gewinnen.

Eines von den beſten Mitteln, deren ſich der Kardinal bediente, um Herr des ganzen Terreins zu werden, und den Hof des Regenten einzuſchränken, war, den Aufenthalt des Königs nach Verſailles zu verlegen. In Paris war der Hof natürlicher Weiſe immer zahlreich,

Digitized by Google

da hingegen die meiſten ſich in Verſailles nicht niederlaſſen konnten, und daher ſelten hinkommen mußten, bis ſie allmählig die Gewohnheit ganz verlören. Die Miniſter haben immer den König zu iſoliren geſucht, und keiner würde ihn gern die Hauptſtadt bewohnen ſehen. Sie bereden ihn, daß er durch ſie von allem, was vorgeht, unterrichtet iſt, ohne durch eine läſtige Menge gedrängt zu werden. Wie viel Dinge kann aber ein König nicht erfahren, bemerken und fühlen *a*), wenn er mitten unter ſeinen Unterthanen lebt! Auf den Straßen lieſt er in allen Augen die Leidenſchaft die in den Herzen wohnt, das Mißvergnügen oder die Zufriedenheit, die Grade der Liebe oder des Kaltſinns. Die Miniſter ſelbſt ſind nur durch niedrige oder eigennützige Subalternen unterrichtet, und es iſt oft ihr Intereſſe, dem Fürſten zu verbergen, was ſie erfahren.

Der König wurde alſo in Verſailles etablirt, und iſt ſeitdem nicht wieder nach Paris gekommen, außer um unnütze oder gehäſſige lits de juſtice zu halten, oder auf ein Paar Tage, wenn er von einem Feldzug zurückkam. Die Langeweile folgte dem Regenten bald nach Verſailles. Der eigentlich ſogenannte Hof iſt nur für Leute, die mit Ge-

a) Dieſe Stelle ließe ſich heutzutage ſehr gut im ariſtokratiſchen Sinne parodiren. Man ſagt uns oft, und findet damit, weil man einen Theil der Wahrheit für ſich hat, oft Eingang, daß Ludwig der Sechszehnte die Gräuel und die Schmach des 5ten und 6ten Oktobers unmöglich vergeſſen kann. Aber eben ſo wenig könnte dieſer König, der ein guter Menſch iſt, alsdann auch die Verſailler Lügen und Reticenzen vergeſſen, womit man bis zur ungeheuern Exploſion des 14 Julius die Uebel vor ihm verbarg, die man veranlaßt, und zu unterdrücken jede Art von Muth verloren hatte. Gekränktes Eigenthum, und künſtliche ſowohl als natürliche Eingeſchränktheit des Parteigeiſts haben den Deſpotiſmus ſtarrer und tauber gemacht als er jemals war. Er, der ſonſt nur Märtyrer machte, ſchmeckt jezt mit dem Wohlgefallen der tiefen Rachbegierde, ſelbſt die Wonne des Märtyrerthums. Wenn aber ſeine Ungelehrigkeit Frankreichs Unglück vielleicht noch auf lange Zeit gegründet, ſo dürften ihre Folgen, ſelbſt in ſeinen Siegen, ſeinen Gegnern der Freyheit zu gute kommen

Geſchäften oder Intrigue umgehen, erträglich. Nun aber war der Regent durch ſeinen Rang über die Intrigue erhaben, und für die Geſchäfte wurde er mit jedem Tage untüchtiger.

Ob er gleich in ſeinen beſten Jahren war, ſo hatte die ununterbrochne Reihe der Ausſchweifungen ſeines Privatlebens ihn ſtumpf gemacht. Eine ſtarre Betäubung von den Bacchanalien der vorigen Nacht hielt jeden Morgen ſeine Sinne gefangen, und ob er gleich nach und nach ihren Gebrauch wiederfand, ſo verloren die Kräfte ſeines Geiſtes doch ihre Triebfedern; die Lebhaftigkeit ſeines Verſtandes ſchlummerte nach und nach ein; er vertrug keine ſtarke oder anhaltende Anſtrengung mehr, er brauchte rauſchende Vergnügungen, um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Seine Soupees, wo die Geſellſchaft ſo gemiſcht, an Ständen ſo verſchieden und in den Sitten ſo übereinſtimmend war, ſeine kleine Loge in der Oper, aus welcher er ſeine Gäſte ausſuchte, das alles gieng ihm in Verſailles ab. Auch mit dem ſchamloſeſten Trotz konnte er die Bedürfniſſe ſeines Vergnügens nicht an den Hof ſchaffen. Alles hatte er bis auf die Hefen erſchöpft, und geſtand ſelbſt zuweilen, daß er den Wein nicht mehr ſchmeckte, und für die Weiber null geworden wäre. Zwey oder drey ſeiner Diener giengen von dieſen Geſtändnißen aus, um ihn zu bereden, in den Pflichten ſeines Standes die Zerſtreuung, die Erhohlung zu finden, die er in der Ausſchweifung nicht mehr fände. Vergebliche Rathſchläge! Die meiſten Menſchen trennen ſich von den Vergnügungen, wenn die Vergnügungen ſich von ihnen trennen; aber aus dem Schlamm der Völlerey reißt man ſich nie heraus. Die Luſt zur Arbeit entſpringt aus der Uebung, die man annimmt und behält, aber in einem gewiſſen Alter nicht mehr erwirbt. Es giebt zwey ſehr entgegengeſetzte Lebensarten, deren Gewohnheit zum Bedürfniß wird: Die Völlerey und die Arbeit.

Der

Digitized by Google

Der Kardinal Dûbois hatte den Ueberdruß des Regenten an Verſailles, und ſeine häufigen Reiſen nach Paris, ſehr wohl vorhergeſehen; er ergriff daher liſtig die Gelegenheiten, ſeine Neigungen zu durchkreuzen, indem er die Augenblicke wählte, um ihm Geſchäfte vorzutragen, wo ſie ihm am unerträglichſten wurden. Um ſich die Laſt vom Halſe zu ſchaffen, überließ ſie der Regent ſeinem Miniſter, der ſich hierdurch der Korreſpondenz von allen Departements ausſchließlich bemächtigte, indem die Oberintendenz, zugleich mit dem geheimen Fach der Poſten *a*), deren er den Marquis von Torci beraubt hatte, um ſie ſich beyzulegen, ihm die Kenntniß aller äußeren und inneren Geſchäfte verſchafte.

Die Geſchäfte mußten bey der Ueberladung des Kardinals und bey den Hinderniſſen, die er mit Fleiß hineinlegte, nothwendiger Weiſe leiden. Man klagte, man ſchrie um Abfertigung. Der Kardinal kam den Vorwürfen ſeines Herrn zuvor, indem er ihm ſelbſt welche machte. Der Regent, vom Geſchrey und von den Klagen ermüdet, wandte ſich an den Kardinal, um aus der Verlegenheit zu kommen. Da war es eben, wo ihn dieſer erwartete. Die Maſchine der Staatsverwaltung kann, ſagte er, durchaus nicht treiben, wenn nicht alle Triebfedern von einer einzigen Hand geleitet werden. Die Republiken ſelbſt würden nicht beſtehen, wenn ſich alle beſondern Modifikationen des Willens nicht in einen gemeinſchaftlichen und wirkſamen Willen ſammelten. Der Sammelpunkt, ſetzte

Dü-

a) Das war mit andern Worten das Departement des Brieferbrechens, über deſſen Errichtung und abſcheuliche Folgen unter Ludwig dem Vierzehnten, man die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon nachleſen kann. Die einzelnen Inkonſequenzen, die man in andern Ländern in dieſem Fach begangen hat, ſind gegen dieſes vollſtändige Syſtem der Franzöſiſchen Poſtverwaltung nichts anders, als was eine ungeſchickte Beutelſchneiderey gegen das künſtliche Gewebe von Cartouchens Räuberbande ſeyn mag. Woher mag es wohl kommen, daß, ohngeachtet dieſer Raffinements, der Franzöſiſche Deſpotiſmus doch die Leiden der Revolution erfahren hat?

Dûbois hinzu, kann kein andrer ſeyn als Sie oder ich, ohne das wird nichts gehen, und Ihre Regentſchaft wird der öffentlichen Verachtung Preis gegeben ſeyn.

Die Wahrheit des Satzes *a*) konnte der Regent nicht läugnen; „laſſe ich dir denn nicht alle Gewalt? Was fehlt dir noch um zu handeln?“ — „Nein,“ antwortete dieſer, „der Titel macht hauptſächlich die Gewalt eines Miniſters. Alsdann gehorcht man ihm ohne Murren. Ohne Titel ſcheint jede Ausübung der Macht eine Anmaßung, empört und findet Widerſtand.“

Der Regent, über das Joch, das er ſich aufgelegt hatte, ſelbſt erſtaunt und zuweilen unwillig, wünſchte es abzuſchütteln, und konnte ſich nicht verbergen, welche Schande es für einen Regenten wäre, ein ſolches Mittel, wie ein erſter Miniſter, ergreifen zu müſſen. Ein König, der ſich der Regierung nicht gewachſen fühlt, kann und muß ſich einem Manne anvertrauen, der es verdient, und hat bloß für die Wahl zu ſtehen. Aber ein Fürſt, der bloß mit einer zeitlichen Gewalt bekleidet iſt, und einen einzige Miniſter annimmt, erklärt ſich ſelbſt öffentlich für unfähig, und verdient die Schande eines feigen Ehrgeizi-

gen

a) So wie man den Teufel ſelbſt zum Organ der reinſten Moral machen kann, eben ſo dürften wir uns hier dem Kardinal Dübois anvertrauen, um auf den Weg der geſundeſten, auf alle Zeiten anwendbaren Politik zu kommen. Frankreich war nie von dieſem einzigen, gemeinſchaftlichen und würkſamen Willen ſo entfernt, als jetzt in der praktiſchen Anwendung ſeiner neuen Konſtitution; und man braucht nicht aus dem Kreis der Franzöſiſchen Demokratie ſelbſt herauszugehen, um überzeugt zu ſeyn, daß in dem alten Verhältniß zwiſchen dem Deſpotiſmus und der ſklaviſchen Unterwürfigkeit, alle Inkonſequenzen, die daſſelbe aufrieben, mit eingerechnet, der Staat mehr Einheit und folglich mehr Kraft hatte, als jetzt in ſeinem wilden, unſichern und ungleichen Mechaniſmus. Wenn das Beſtreben, die Freyheit eines Staats zu erhalten und zu ſchützen, jede politiſche Exertion deſſelben verſchlingt oder tödtet, ſo gleich die Freyheit der Exiſtenz des Hypochondriſten, der im Kampfe gegen die Krankheiten alle Freuden und alle Kraft des Lebens zuſetzt.

gen, der ſich einem Gewicht unterzogen hat, das er nicht zu tragen vermag.

Ohngeachtet dieſer Betrachtungen konnte ſich der Regent nicht aus ſeiner Schlafſucht reiſſen, ſo lange diejenigen, die der Kardinal durch Hofnung oder durch Furcht an ſich gezogen hatte, nicht aufhörten, den Prinzen durch ſich ſelbſt und durch ihre Freunde, mit Lobeserhebungen der vorzüglichen Einſichten des Miniſters, ſeines Eifers für ſeinen Herrn, zu beſtürmen und von allen Seiten umringen zu laſſen. Zugleich hatte der Kardinal Sorge getragen, alle diejenigen, die bey dem Regenten dieſe aufkeimenden Gedanken hätten erſticken können, zu entfernen. Der Herzog von Noailles und der Marquis von Canillac waren vor kurzem exilirt worden, unter keinem andern Vorwand, als daß ſie Beſchützer und Anführer einer erdichtete Kabale gegen die Regierung wären. Der erſte hatte laut geſagt, daß die Infantin einſt fortgeſchickt worden, und daß die Heirath einerley Schickſal mit dem Syſtem haben würde. Canillac hatte gegen den Kardinal, deſſen Patron er ehemals geweſen war, ein Betragen und einen Ton von Ueberlegenheit beybehalten wollen, die jetzt nicht mehr angebracht waren. Die Miniſter mögen kaum Freunde dulden, ſie wollen nichts um ſich haben, als Leute, die ſich alles gefallen laſſen.

Die Roués des Regenten, und die würdigen Theilhaberinnen ihrer Abendſtunden, fürchteten den Miniſter oder ſtanden in ſeinem Sold. Zwey Männer nur hielten ihn noch auf, der Marechal von Villeroi und der Herzog von Saint-Simon.

Villeroi, dem ſeine Stelle Wichtigkeit gab, verachtete den Kardinal eben ſo ſehr als er den Regenten haßte, und goß über den Diener die ganze Galle aus, die er gegen den Herrn zurückhalten mußte.

Saint-Simon hatte ſeit ſeiner Kindheit die Liebe und die Achtung des Regenten, er war ihm in den bedenklich-

ſten

ſten Zeitpunkten treu geblieben, hätte Theil an den Geſchäften, zeichnete ſich durch regelmäßigen Fleiß aus, und behandelte alles wie ein Mann, der ſich von den übrigen Geſellſchaftern des Regenten unterſchied, von deren Ausſchweifungen er ſich durch ziemlich ſtrenge Sitten immer ſehr entfernt hielt.

Der Kardinal hatte öfters die Erfahrung gemacht, daß der Regent dem Herzog von Saint-Simon Dinge anvertraute, über welche er eine unbedingte Verſchwiegenheit verſprochen hatte; er zweifelte alſo nicht, daß zwiſchen ihnen von dem gegenwärtigen Projekt, ihn zum erſten Miniſter zu machen, die Rede ſeyn würde, wo Saint-Simon nicht vielleicht gar darüber um Rath gefragt würde. Er ſuchte dieſe beyden Hauptperſonen zu gewinnen. Unterdeſſen vernachläßigte er keine Gelegenheit, dem Regenten ſeine Dienſte anpreiſen zu laſſen. Der Jeſuit Laffiteau, Biſchof von Siſteron, der von Rom ankam, war eines von den Werkzeugen, die der Kardinal mit Nutzen gebrauchte. Er kannte ihn wohl für einen Spitzbuben, aber er ſchätzte ihn darum nicht weniger, und ſuchte dem Uebel vorzubeugen, wenn er es gewahr wurde. So hatte er ihn zum Biſchof gemacht, um ihn aus Rom zu entfernen, wo Laffiteau, wie er erfahren hatte, ſeine Maitreſſen und ſeine andern Vergnügungen mit dem Gelde bezahlte, das er erhalten hatte, als von Dúbois Hut die Rede war, um es unter der Familie des Papſtes auszutheilen.

Laffiteau hatte den ganzen Karakter eines Bedienten in der Komödie, ſchurkiſch, ſchamloß, liederlich, nichts weniger als Heuchler, aber im höchſten Grad anſtößig, und übrigens ein großer Anhänger der Konſtitution. Ueber einen Prälaten, der noch lebt, dürfte man ſich ohne Belege nicht ſo ausdrücken; hier iſt zum Beyſpiel etwas, das ich in einem Brief von Dúbois an den Kardinal Rohan leſe: indem ich dem Wege nachgegangen bin, den der Biſchof von Siſteron, wie er mir ſagt, gewiſ-

ſen Uhren und Brillanten hat nehmen laſſen, habe ich ſehr dunkle Nebenſtege gefunden, und andre, die nur zu deutlich waren. In einem Brief des Abbe Tencin an ſeine Schweſter ſteht: Der Biſchof von Siſteron iſt mit den Fr... von hier abgegangen, auf's Land geht er wahrſcheinlich, um ſich kuriren zu laſſen.

Laffiteau hatte nicht das ganze Geld, das ihm für Dübois Promotion zugekommen war, für ſeine Vergnügungen angewandt; einen Theil davon hatte er unter den Hausbedienten des Papſtes ausgeſtreut, aber die Frucht dachte er für ſich ſelbſt zu ärnten. Der Abbe Tencin ſchrieb ſeiner Schweſter: es iſt gewiß, daß der Biſchof von Siſteron damit umgieng, ſich zum Kardinal zu machen; ich weiß es vom Kardinal Camerlingo.

Ich könnte noch andre, viel beweiſende Briefe anführen; was man aber geſehen hat, ſcheint mir hinreichend, um einen ſo wenig wichtigen Menſchen als Laffiteau bekannt zu machen, der in dieſen Memoiren nur gelegentlich und als Werkzeug eines andern erſcheint *a*).

Der Kardinal Dübois wollte ihn bey einer Veranlaſſung, wo weder Geld noch Juwelen ins Spiel kamen, benutzen; er nahm ihn alſo bey ſeiner Zurückkunft von Rom mit der größten Freundſchaft auf, dankte ihm für ſeine Dienſte, ohne ihn merken zu laſſen, daß er von ſeinen

a) Die verſchiedenen Wendungen, mit welchen Duclos von dem Biſchof von Siſteron ſpricht, ſcheinen anzuzeigen, daß er etwas perſönliches gegen ihn hatte; und wenn es auch nur perſönliche Verachtung geweſen wäre, ſo dürfte ihre Aeußerung nicht ſo individuel ſeyn, um der Würde des Schriftſtellers angemeſſen zu bleiben. Die Citation, womit Laffiteaus Krankheit belegt wird, gehört zu den kleinlichen Details, welche vielleicht nur ein gewiſſer Grad von Leidenſchaft des Aufhebens werth machen konnte. Der nämliche Fall ſcheint dem Verfaſſer in dieſen Memoiren auch mit andern Perſonen begegnet zu ſeyn; und daß es Memoiren ſind, entſchuldigt dieſe Flecken nicht an einem Mann, der ſie weder als Hofmann noch als Anhänger einer Partey, ſondern als Patriot, als Denker, als Mann von Geiſt und von Geſchmack, als Geſchichtſchreiber ſammelte.

Digitized by Google

nen Veruntreuungen unterrichtet wäre, und verſprach ihm eine Menge Pfründen, wenn er in der beſondern Audienz, die er beym Regenten haben würde, dieſem Prinzen ſagte, wie zufrieden der Römiſche Hof mit dem Betragen und den hohen Talenten des Kardinals wäre, wenn er zu verſtehen gäbe, daß man gewärtig wäre, ihn bald erſter Miniſter werden zu ſehen, und daß der Herzog für ſeine perſönliche Ruhe ſowohl als für das Wohl des Staats keine ſchicklichere Wahl treffen könnte.

Das Netz war eben nicht fein geſtrickt, aber Dûbois konnte den Augenblick, wo er herrſchen würde, nicht erwarten, er trug einem jeden, den er bey dem Regenten vorſtellte, die nämliche Rolle auf; und wenn er ihn nicht überzeugte, ſo wollte er ihn doch wenigſtens ermüden.

Kaum hatte Laffiteau den Gegenſtand berührt, ſo ſah der Regent ſchon, wo er hinaus wollte, und unterbrach ihn: „Was zum Teufel will denn dein Kardinal? Ich laſſe ihm die ganze Gewalt eines erſten Miniſters; er iſt nicht zufrieden, wenn er nicht den Titel bekömmt. Und was wird er damit anfangen? Wie lange wird er's genießen? Die Fr . . . haben ihn ſo mitgenommen, daß er bey lebendigem Leibe fault; Chirac, der ihn viſitirt hat, verſichert mir, daß er keine ſechs Monate zu leben hat." — „Sollte das wohl wahr ſeyn, gnädiger Herr?" — „Ganz zuverläßig, du ſollſt es ſelbſt vernehmen." — „Wenn das iſt," fuhr der Biſchof fort, „ſo rathe ich Ihnen, ihn je eher je lieber zum erſten Miniſter zu erklären." — Wie ſo?' — „warten Sie, gnädiger Herr. Wir nähern uns der Majorität des Königs. Sie werden ohne Zweifel ſein Vertrauen behalten, das Ihre Dienſte, Ihre vorzüglichen Talente verdienen: demohngeachtet aber werden Sie keine eigne Gewalt mehr haben. In Ihrem erhabenen Stande fehlt es nie an Feinden und an Neidern; ſie werden ſuchen, Ihnen den König abwendig zu machen; die ihn zunächſt umgeben, ſind nicht Ihre eifrigſten

ſten Anhänger; Sie können nach vollendeter Regentſchaft nicht ſich zum erſten Miniſter ernennen laſſen, das iſt ohne Beyſpiel; ſchaffen Sie das Beyſpiel an einem andern. Der Kardinal wird erſter Miniſter ſeyn, wie es die Kardinäle Richelieu und Mazarin waren. Nach ſeinem Tod, werden Sie in einen Titel eintreten, der nicht für Sie wiederhergeſtellt worden iſt, an den das Publikum gewöhnt ſeyn wird, den Sie das Anſehn haben werden, aus Beſcheidenheit anzunehmen, und aus Anhänglichkeit für den König; und zu gleicher Zeit wird Ihnen das ganze Weſen der Gewalt nicht entgehen."

Dieſe Vorſtellungen würkten auf den Regenten, den freylich der Ueberdruß an den Geſchäften noch mehr bewog. Er ſah niemanden als Dübois, dem er ſie anvertrauen könnte. Von perſönlichen Stützen entblößt, würde der Kardinal nur durch den, der ihn erſchaffen hatte, exiſtiren. Nach gefaßtem Entſchluß hielt nur die Beſchämung, es öffentlich zu erklären, den Regenten noch zurück.

Nun ſich der Kardinal ſeiner Ernennung ſicher ſah, ſuchte er dem allgemeinen Geſchrey, zu welchem der Marechal von Villeroi das Signal geben würde, und den Vorwürfen, die der Herzog von Saint-Simon dem Regenten machen könnte, vorzubauen.

Jede Art von Ehrfurchtsbezeugung verſchwendete er an Villeroi, der ſie für Pflicht anſah, und bloß mit Verachtung erwiederte. Der Kardinal verdoppelte ſeine Unterwürfigkeit, und der Marechal ſeinen Hochmuth.

Als letztes Hülfsmittel wandte ſich der Miniſter an den Kardinal Biſſi, der ein Freund von Villeroi war, und bat ihn, die Vermittelung zwiſchen ihnen zu übernehmen. Biſſi war ſehr geneigt, dem Miniſter etwas zu Gefallen zu thun, indem er den Eintritt in das Conſeil ſo gut wie der Kardinal Rohan dadurch zu erlangen hofte; und Dübois unterhielt immer die Hofnungen eines jeden, den er

brauchte.

brauchte. Er hatte den Kardinal Rohan in das Conſeil eingeführt, um ſich ſelbſt den Weg dazu zu bahnen, und ſeine Wahl war auf denjenigen unter den Kardinälen gefallen, der durch ſeine Geburt ein vornehmer Mann war; aber um Biſſi kümmerte er ſich ſehr wenig.

Dieſer, der durch den Eifer für die Konſtitution und den vormaligen geſellſchaftlichen Zirkel der Frau von Maintenon mit dem Marechal von Villeroi in genauern Verhältniſſen ſtand, gieng zu ihm, ſchilderte ihm den Schmerz des Kardinal Dübois, daß er das Wohlwollen des Mannes nicht erhalten könnte, den er am meiſten hochſchätzte, deſſen erhabne Einſichten er bewunderte, und der zur Staatsverwaltung ſo nothwendig ſeyn würde, ſobald er erlauben wollte, daß der Kardinal-Miniſter ſich bey ihm Raths erholte, ihm ſein Portefeuille öfnete, kurz ſich ganz nach ſeinen Eingebungen richtete.

Der Marechal war von ſeinem Verdienſt ſelbſt zu ſehr überzeugt, um einen Augenblick an der Aufrichtigkeit der Lobſprüche, die er empfieng, zu zweifeln. In ſeinem Innern ſtritt zwar ſeine Antipathie gegen den Miniſter; er glaubte ſie aber dem Wohl des Staats aufopfern zu müſſen, für welches er ſo unentbehrlich wäre, und erlaubte dem Unterhändler ſeinem Kommittenten Friedensworte zu bringen.

Biſſi, ſehr zufrieden mit dem Erfolg ſeiner Sendung, ſtattete dem Miniſter darüber Bericht ab; dieſer, außer ſich vor Freude, bat ihn ſogleich, den Marechal wieder aufzuſuchen, ihm die lebhafteſte Dankbarkeit für ſeine Güte zu bezeugen, und eine Audienz von ihm für den Miniſter, der ihm am ergebenſten wäre, zu erhalten.

Eine ſolche Unterwürfigkeit, die bis zur Niederträchtigkeit gieng, rührte den Marechal, und er glaubte die Großmuth, mit welcher er handelte, zu krönen, indem er dem Miniſter antworten ließ, er verböte ihm, zu ihm zu kommen, indem er ihn in ſeinem eignen Hauſe erwarten ſollte. Dübois gehorchte, und erquickte ſich im voraus

Digitized by Google

aus an der glänzenden Ehre, die eine Viſite von dem Marechal ihm bringen mußte; er hatte nicht lange zu warten.

Am folgenden Tag, einem Audienztag der fremden Miniſter, begab ſich Villeroi, von dem Vermittler Biſſi begleitet, zum Kardinal Dûbois. Das Zimmer vor dem Kabinet war mit den fremden Miniſtern und mit den vornehmſten Perſonen vom Hof angefüllt. Villeroi's Ankunft erregte die größte Verwunderung in der Verſammlung, wo niemand war, dem die Verachtung, mit welcher er den Kardinal beſtändig behandelt hatte, unbekannt geweſen wäre. Dieſer war eben mit dem Ruſſiſchen Miniſter allein, und es iſt die Regel, daß beſondre Konferenzen nie unterbrochen werden 1).

Demohngeachtet wollten die Kammerdiener, wahrſcheinlich auf eignen Befehl ihres Herrn, den Marechal anmelden, der es nicht zugab.

Als der Kardinal den Ruſſiſchen Geſandten heraus begleitete, und den Marechal gewahr ward, ſtürzte er ſich ihm entgegen und faſt zu ſeinen Füßen, und beklagte ſich, daß er ihm zuvorgekommen wäre, indem er nur auf die Erlaubniß gewartet hätte, bey ihm zu erſcheinen. Er wies den Marechal und den Kardinal Biſſi in ſein Kabinet, und folgte ihnen nach, indem er ſich bey den Miniſtern mit der Wichtigkeit der immerwährenden Verrichtungen des Marechals bey dem König entſchuldigte.

Das Geſpräch wurde mit einer Menge Komplimente, Ehrfurchtsverſicherungen, Betheurungen der unverletzlichſten Ergebenheit von Seiten des Kardinal Dûbois eröfnet, für welche ſein Kollege ſich zum Bürgen ſtellte. Der Marechal antwortete anfangs darauf mit würdevollen Höflichkeiten; um ſodann die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen durch

1) Die fremden Miniſter werden bey dem Staatsſekretair von dieſem Departement nach einander eingeführt, und zwar nach der Stunde ihrer Ankunft, um alle Konkurrenz des Ranges zwiſchen ihnen zu vermeiden.

Digitized by Google

durch die Freymüthigkeit ſeiner Rathſchläge zu beweiſen, führte er dem Miniſter einige begangene Unbedachtſamkeiten zu Gemüthe. Dübois, etwas verwundert, empfing dieſe Zeichen von Theilnehmung, die nach und nach ein wenig lebhaft wurden, mit unbeſtimmten und allgemeinen Dankſagungen. Villeroi wollte in dem nämlichen Ton fortfahren, ließ ſich aber, ohne es ſelbſt gewahr zu werden, von dem alten Widerwillen, der in ſeinem Herzen wieder aufwachte, hinreiſſen, und gieng in harte Wahrheiten über. Der Kardinal Viſſi ſuchte ſeiner Heftigkeit vorzubauen oder ſie aufzuhalten; es war ſchon zu ſpät. Der Zorn, der einzige Jugendfehler, der bey alten Leuten in der Erlöſchung aller übrigen wieder auflebt, riß den Marechal hin. Er maß ſeine Ausdrücke nicht mehr ab, behandelte den Kardinal wie den Verworfenſten aller Menſchen, gieng endlich, ſo laut daß man es aus dem letzten Vorzimmer hörte, bis zu Drohungen, und ſagte ihm, daß er früh oder ſpät ihn ſtürzen würde. „Es bleibt Ihnen," ſagte er höniſch, „nur ein Rettungsmittel, Sie ſind allmächtig, laſſen Sie mich arretiren, wenn Sie das Herz haben.„ Dübois, bleich und beſtürzt, hatte die Kraft nicht mehr zu antworten, und blickte Viſſi an, der, nachdem er vergebens dieſen Strom von Schmähungen aufzuhalten geſucht hatte, höchſt aufgebracht über einen für ihn ſo beleidigenden Auftritt, den Marechal beym Arm nahm, und ihn gleichſam mit Gewalt nach der Thüre ſchleppte.

Vergebens ſuchten ſie eine ruhige Faſſung anzunehmen, als ſie an der Verſammlung vorüber giengen; der Auftritt war zu heftig geweſen. Auch hatte man die Stimmen gehört, und der Marechal that ſich noch obendrein auf ſeine Heldenthat etwas zu gute, und rühmte ſich damit gegen jeden, der ihn anhören wollte.

Außer Stand, die Audienz fortzuſetzen, lief der Kardinal in voller Wuth, ſchnaubend und ſtotternd vor Zorn,

Digitized by Google

zum Regenten, ſagte ihm, er müßte durchaus zwiſchen Villeroi und ihm wählen, und erzählte ihm, ſo wie die Wuth ihm noch zu ſprechen erlaubte, was vorgegangen war; die Wahl zwiſchen dem Marechal und ihm kam übers dritte Wort immer wieder vor. Der Regent wollte Umſtände wiſſen, der Kardinal war ſeiner nicht mächtig genug, um ihm welche zu ſagen, und berief ſich deshalb auf Biſſi, endigte aber beſtändig damit, daß er ſeinen Abſchied, oder Villeroi's Verbannung forderte. Um ſeinen Miniſter etwas zu beruhigen, verſprach ihm der Regent Gerechtigkeit, und ließ Biſſi kommen, der ſich faſt eben ſo beleidigt fand als ſein Kollege, und den Marechal keinesweges ſchonte. Es war auch in der That unmöglich, ihn zu entſchuldigen, und er häufte an dieſem und den folgenden Tagen noch Bramarbaſirereyen auf ſeine alberne Thorheit.

Der Regent hatte dem Marechal immer mit einer Achtung begegnet, die dieſer nur mit dem ungeſchickten Stolz eines ſchwer zurückgehaltnen Haſſes erwiederte. Dieſen Haß offenbarte er auch oft genug durch ſeine gefliſſentlichen Vorkehrungen für die Erhaltung des Königs gegen erdichtete Anſchläge des Regenten, womit er ſich zum Mittelpunkt der Mißvergnügten, zum Spott der vernünftigen Leute, und zum Götzen des Pöbels gemacht hatte. Er ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, ſich dem Volke mit dem König zu zeigen, und trieb dieſe Aufmerkſamkeit bis zum Lächerlichen. Als zum Beyſpiel der König am Frohnleichnamstag die Prozeſſion von Saint-Germain begleitete, ritt Villeroi, der mit Mühe gieng, neben ſeinem Eleven, welcher zu Fuße war, wodurch freylich mehr Anlaß zu Gelächter als zur Erbauung gegeben wurde.

Bey aller Verachtung des Regenten gegen dieſe Künſte des Marechals brachten ſie ihn doch zuweilen auf, und er war ein paarmal nahe daran geweſen, ihn zu exiliren; der letzte Streich machte das Maaß voll. Er fühlte eine ſolche Beſchimpfung ſeines Miniſters als einen Angrif auf ſich

ſelbſt.

Digitized by Google

ſelbſt. Mochte Villeroi die beſtimmte Abſicht haben, die Regierung zu beunruhigen, oder mochte es bloß albernes Gewäſch eines kindiſchen Alten ſeyn, ſo war er in beyden Fällen bey dem König ſehr wenig an ſeiner Stelle, und hatte niemals andre Eigenſchaften eines Hofmeiſters gehabt, als das äußerliche Gepräng. Zuweilen beſorgte er in Ungnade zu fallen, und gieng alsdann von der Tollkühnheit zur Freyheit über. Seine Albernheiten hatten ihm aber ſo lange geglückt, daß er ſich endlich für unbezwinglich hielt. Wenn irgend ein Freund ihm vorſtellte, daß er ſich der Ahndung des Regenten ausſetzte, ſo gab er zur Antwort, ein Hofmeiſter, wie er, ſey von ſeinem Eleven unzertrennlich, und wenn man ihn gefangen ſetzte, müßte man den König ſelbſt einſperren; kurz er ſprach eben ſo thörigt als er handelte.

Da der Regent ſich nunmehr zur Verbannung des Marechals entſchloſſen hatte, ſo ſuchte er vor der Ausführung ſich der Unterſtützung des Herzogs von Bourbon zu verſichern, indem er ihn zu Rathe zog. Er nahm auch den Herzog von Saint-Simon dazu, dem er die Stelle des Marechals zudachte; dieſer hatte aber die Klugheit, ſie auszuſchlagen, ſeine anerkannte Anhänglichkeit für den Regenten hätte ihn dem Theil des Publikums, der den Marechal bewunderte, verhaßt gemacht.

Alle drey kamen über die Nothwendigkeit überein, den Hofmeiſter zwar zu entfernen, aber noch ein Paar Wochen abzuwarten, und ihm die Veranlaſſung zu einem perſönlichen Vergehen gegen den Regenten in den Weg zu legen, damit er nicht ganz allein dem Kardinal aufgeopfert ſchiene.

Villeroi wurde von niemanden in Schutz genommen; aber der Miniſter war ſo verhaßt, daß die Verbannung des Hofmeiſters für eine unverhältnißmäßige Züchtigung angeſehen worden wäre. Villeroi ließ dem Regenten nicht die Zeit ungeduldig zu werden.

Digitized by Google

Der Herzog kam regelmäßig genug zum König, und gab ihm Rechenſchaft über die Ernennung zu geiſtlichen und weltlichen Aemtern, um den Knaben zu überreden, daß er Theil an der Regierung hätte. Dieſe Arbeit wurde in Gegenwart des Hofmeiſters, und oft des Präceptors, vorgenommen. Zuweilen hatte der Regent mit dem König heimlich ſprechen wollen, ſogleich ſteckte Villeroi den Kopf zwiſchen beyde, und behauptete, daß nichts geſagt werden dürfte, was er nicht hören müßte. Der Regent war darüber empfindlich, hatte aber ſeinen Aerger unterdrückt. Jetzt beſchloß er, den Marechal wiederum in den Fall einer ähnlichen Indiſkretion zu ſetzen, und ſie bis zur Beleidigung treiben zu laſſen.

Er gieng zum König, und bat ihn, ſich mit ihm in ein Nebenzimmer zu begeben, indem er ihm ein Wort insgeheim zu ſagen hätte. Der Hofmeiſter ſetzte ſich, wie man vorausgeſehen hatte, dawider. Der Regent ſtellte ihm vor, mit einer noch ausgezeichneteren Höflichkeit und Milde als gewöhnlich, es wäre nun doch Zeit, daß der König von Staatsgeſchäften, die keine Zeugen zuließen, unterrichtet würde, und er bat, daß der Verwahrer der Gewalt des Königs ſich einen Augenblick allein mit ihm unterhalten dürfte.

Villeroi fußte auf dieſe Schonungen, deren Uebertreibung einem jeden andern verdächtig geweſen wäre, und antwortete, er kenne die Pflichten ſeiner Stelle, und der König könne kein Geheimniß für ſeinen Hofmeiſter haben, er würde ihn keinen Augenblick aus dem Geſicht laſſen, und müßte für ſeine Perſon ſtehen. Der Regent nahm hierauf den Ton der Ueberlegenheit, und ſagte zum Marechal: „Sie vergeſſen ſich, mein Herr, Sie fühlen die Stärke Ihrer Ausdrücke nicht; nur die Gegenwart des Königs hält mich ab, Sie zu behandeln, wie Sie es verdienen.“ Der Prinz verbeugte ſich nach dieſer Rede ſehr tief gegen den König, und gieng hinaus. Villeroi, aus

der

der Faſſung gebracht, folgte ihm bis an die Thüre, und wollte ſich in Rechtfertigungen einlaſſen, aber der Herzog fuhr fort, ſich zu entfernen, ohne ihm zu antworten, und indem er nur einen verächtlichen Blick auf ihn warf. Der Biſchof von Frejus, und einige Perſonen von der inneren Dienerſchaft, die gegenwärtig waren, legten ihre Minen in Falten, um nicht merken zu laſſen, was ſie dächten, und der König blieb äußerſt verwundert.

Als nun der Marechal ſeine Aufführung und ſeine Reden gegen die, welche Zeugen des Auftritts geweſen waren, oder mit denen er davon ſprach, rechtfertigen wollte, konnte er leicht abnehmen, daß ſie ein neutrales Stillſchweigen beobachteten, welches für ihn ſehr beunruhigend war. Schon am nämlichen Tag ergrif er jede Gelegenheit zu ſagen und zu wiederholen, daß er nichts vor Augen gehabt hätte als ſeine Pflicht; daß er ſehr unglücklich ſeyn würde, wenn der Regent einen alten Diener fähig glaubte, den Willen ſich an ihm zu verſündigen gehabt zu haben; daß er morgenden Tags hingehen würde, um ihm ſein Betragen und ſeine Bewegungsgründe zu erklären, und daß der Prinz ſie ſicherlich billigen würde. Alle Reden, die er den ganzen Tag über führte, waren ein Gemiſch von Römerſtolz und höfiſcher Niederträchtigkeit.

Er begab ſich am folgenden Tag, gegen Mittag, zum Regenten; da war es eben, wo man ihn erwartete. Die Maaßregeln, um ihn feſtzuhalten, waren bey dem Kardinal Dúbois zwiſchen dem Marechal Berwik, dem Prinzen und dem Kardinal von Rohan, dem Grafen von Belle-Isle und dem Staatsſekretair Le Blanc verabredet worden. Le Blanc war die einzige nothwendige Perſon hierbey, die Dazwiſchenkunft aller andern war zum mindeſten unanſtändig. Berwik verdankte ſein Glück hauptſächlich dem Marechal von Villeroi, und hatte ſtets den Gönner ſo ſehr wie den Freund an ihm zu erhalten gehabt; aber es war ihm ſehr willkommen, ſich von der Sklaverey befreyt

zu ſehen, welche Villeroi jedem, dem er Dienſte geleiſtet hatte, auflegte; was freylich ein Unrecht an dieſem, aber eine Infamie am andern war.

Die beyden Rohans berechneten ganz einfach, von wem ſie hinführo am meiſten zu erwarten haben dürften, von dem Hofmeiſter oder vom Miniſter; und nach dem Ausſchlag entſchieden ſie ſich. Ueberdem war der Kardinal Rohan von der Hofnung, durch den Kardinal Dübois die Stelle des erſten Miniſters zu erlangen, noch nicht zurückgekommen. Man wird hieraus keine beſondre Meynung von ſeiner Menſchenkenntniß faſſen. Bey der angenehmſten Figur und vielem Reiz im geſellſchaftlichen Leben ſchickte er ſich auch in der That zum Miniſterium eben ſo gut, als Villeroi zur Erziehung eines Fürſten.

Der Graf von Belle-Iſle, ein Freund von Le Blanc, ſuchte ſchon damals ſich in die öffentlichen Geſchäfte zu miſchen, und es iſt ihm endlich, ohngeachtet tauſendfacher Widerwärtigkeiten, auch gelungen, eine ziemlich große Rolle zu ſpielen. Bey einem thätigen, und obſchon lebhaften, doch ausharrenden Geiſt, verlor er ſein Ziel nie aus den Augen, und behielt ſo viel Grundſätze und Rechtſchaffenheit als einem Ehrgeizigen davon übrig bleiben kann.

Wenn die Eitelkeit des Marechals ihn nicht verblendet hätte, ſo würden alle Maaßregeln, die man zu ſeinem Arreſt nahm, vergeblich geweſen ſeyn. Er brauchte nur beſtändig bey dem Köng zu bleiben; der Zwang wäre nicht groß geweſen, da er ſeinen Eleven überall, wo er ſelbſt Luſt hatte hinzugehen, mitnehmen konnte, und im Zimmer des Königs ſchlief. Niemals würde der Regent eine ſolche Gewaltthätigkeit unter den Augen des Königs vorzunehmen gewagt haben.

Aber Villeroi bildete ſich in voller Sicherheit ein, daß er ſich zum Regenten begeben könnte, wie zu einer Erklärung zwiſchen Gleichem und Gleichem. In der Mitte des ganzen Hofs durchrauſcht er mit ſeinem hochfahrenden Weſen

Weſen die Zimmer vor dem Kabinet des Herzogs; die Menge ôfnet ſich, und macht ihm ehrerbietig Platz. Er fragt mit lauter Stimme, wo der Herzog von Orleans iſt, man ſagt ihm, daß er beſchâftigt iſt. „Ich muß ihn aber doch ſehen,“ erwiedert er, „man melde mich.“ Sofort ſchreitet er weiter auf die Thûre zu, die, wie er ûberzeugt iſt, ſich vor ihm ôfnen muß. Der Marquis de la Fare, Kapitain von der Garde des Herzogs, zeigt ſich zwiſchen der Thûre und dem Regenten, arretirt ihn, fordert ihm den Degen ab, Le Blanc ûbergiebt ihm den Befehl des Kônigs, und im nâmlichen Augenblick drângt ſich der Graf d'Artagnan, Kommandant von den Mouſquetaires gris, von der andern Seite an ihn. Der Marechal ſchreit und ſtrâubt ſich, man wirft ihn in eine Sânfte, man ſperrt ihn darin ein, und trâgt ihn zu einem Fenſter heraus, das ſich nach der Weiſe einer Thûre nach dem Garten hin ôfnet. Die Sânfte, von den Mouſquetaires umgeben, wird durch den Garten und die Treppe der Orangerie heruntergetragen, wo ein ſechsſpânniger Wagen, von vier und zwanzig Mouſquetaires umringt, anhâlt. Villeroi ſchâumt, ſtûrmt und droht, man trâgt ihn in den Wagen, d'Artagnan ſetzt ſich neben ihn, ein Officier nimmt mit Dûlibois, Gentilhomme ordinaire des Kônigs, den vorderen Platz ein, der Wagen fâhrt ab, und in weniger als drey Stunden iſt der Marechal in Villeroi, acht oder neun Stunden von Verſailles. Er hôrte unterwegs nicht auf, ûber die Gewaltthâtigkeit, ûber die Inſolenz des ſchurkiſchen Dûbois, ûber die Kûhnheit des Regenten, ûber die Unwûrdigkeit des Grafen d'Artagnan, ſich mit einer ſo abſcheulichen Kommiſſion befaßt zu haben, ûber Dûlibois Infamie zu ſchreyen. Man ließ ihn toben, ohne ihm zu antworten. Er gieng ſodann zu Lobeserhebungen ſeines Werths, zu der Herzâhlung ſeiner Dienſte ûber, worunter er wahrſcheinlich ſeine Feldzûge nicht mit begriff. Ganz Europa, rief er aus, wûrde von dieſer Begebenheit empôrt ſeyn; Paris

ris würde ſich bey der erſten Nachricht auflehnen. Dieſe Hofnung linderte in etwas die Bitterkeit ſeiner Seele *a*). Der Vorfall hatte indeſſen keine andre Folge, als Murren unter dem Volk, Furcht und Stillſchweigen am Hof.

Was den Regenten am verlegenſten machte, war, den König davon zu benachrichtigen, eh er es durch den öffentlichen Ruf erführe; er mußte alſo hingehen. Kaum hatte er geſagt, daß der Marechal ſo eben fort wäre, ſo fieng der König an zu weinen, ohne auf die Gründe, welche der Regent ſummariſch darſtellte, im mindeſten Acht zu geben, und ohne ein Wort vorzubringen. Der Regent fand es nicht rathſam, eine Unterhaltung, die für beyde zwangvoll war, mehr zu verlängern, und entfernte ſich.

Der König blieb den ganzen Tag äußerſt traurig; als er aber am folgenden Morgen den Biſchof von Frejus nicht erſcheinen ſah, da gab es Thränen, Geſchrey, und alle Zeichen der Verzweiflung. Man wird ſich darüber nicht wundern, wenn man wiſſen wird, daß ihn der Marechal überredet hatte, die Sicherheit ſeines Lebens hänge ganz allein von der Wachſamkeit ſeines Hofmeiſters ab. Ein Kind, dem man dieſe abſcheulichen Gedanken eingeprägt hatte, glaubte lauter Feinde um ſich zu erblicken, als er die beyden Männer nicht mehr ſah, die er als die Schutz-

weh-

a) Dieſe Erzählung von der Feſtſetzung des Marechal von Villeroi iſt beynahe wörtlich, obgleich ſehr abgekürzt, aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon gezogen. Die einzelnen komiſchen Züge von Villeroi's Charakter ſind dort ſehr anſchaulich geſchildert, und in den aufgezeichneten Erinnerungen eines alten Hofmanns ſehr an ihrer Stelle. Von dem Verfaſſer der gegenwärtigen Memoiren hingegen wäre vielleicht zu erwarten geweſen, daß er Villeroi's Unfall nicht bloß von der lächerlichen Seite ſeiner Kopfloſigkeit und ſeiner Eitelkeit vorgeſtellt, und den feigen Deſpotiſmus, mit welchem gegen ihn verfahren wurde, der um ſo verabſcheuungswürdiger wird, je geringer deſſen Opfer iſt, nicht völlig zu überſehen geſchienen hätte. Weder Saint-Simon noch Duclos fühlen die Infamie, die darin lag, die furchtſamen Vorkehrungen einer militairiſchen Expedition anzuwenden, um ſich eines thörigen Greiſes zu bemächtigen. Wie verächtlich Villeroi auch ſeyn mochte, ſo begieng man an ihm auf Banditenweiſe ein Banditenſtück.

Digitized by Google

wehren ſeines Lebens betrachtete. Der Prälat war verſchwunden, ohne daß man wußte, wo er hingegangen war. Der Regent, in der grauſamſten Verlegenheit, ſchickte überall nach ihm aus; man glaubte ihn anfangs in Villeroi, man erfuhr, daß er nicht da war. Dúbois hatte den ziemlich lächerlichen Einfall, daß er in La Trappe ſeyn möchte, und man wollte eben einen Kourier dahin abfertigen, als man erfuhr, daß er den Tag zuvor nach Basville zum Präſidenten von Lamoignon gegangen wäre.

Der Regent lief augenblicklich zum König, und ſagte ihm, daß der Biſchof den nämlichen Tag zurückkommen würde. Dieſe Nachricht war ein kleiner Troſt für Ludwig. Der Kourier, welcher für la Trappe beſtimmt war, wurde nach Basville abgeſandt, und der Präceptor kam wieder, ſehr erfreut über die Beweiſe von Zärtlichkeit, die durch ſeine Abweſenheit bey dem König ausgebrochen waren. Ueber den Schmerz, den Biſchof verloren zu haben, hatte er den Marechal beynahe ſchon vergeſſen; und das Vergnügen, denjenigen von den beyden wiederzufinden, der ihm der liebſte war, hinderte ihn, zu ſeinem erſten Kummer zurückzukehren. Er hieng an ſeinem Hofmeiſter nur durch die Gewohnheit der Kindheit. Der Marechal war ſeinem Eleven ſehr ergeben; aber ſein Eifer, ſeine Bewerbungen, ſeine Liebkoſungen waren immer ſo ungeſchickt, daß der König nur die Beſchwerlichkeit davon empfand.

Der Biſchof, als ein Mann von Verſtand, und der beſonders äußerſt einſchmeichelnd war, hatte ſich mit mehr Klugheit betragen. Er verſtand die Kunſt, den jungen König an ſich zu locken, ohne den Schein zu haben, als ob er ihm entgegen gienge, und dadurch hatte er ſich nothwendig gemacht.

Der Regent begriff, daß es jetzt nöthig ſeyn würde, ſehr viele Rückſichten gegen den Biſchof zu beobachten, daß er ſich aber zugleich ſeiner mit Nutzen würde bedienen kön-

Digitized by Google

nen, wozu der gegenwärtige Fall ſchon die erſte Veranlaſſung gäbe. Weit entfernt alſo, ihm über ſeine Flucht bittre Vorwürfe zu machen, machte er ihm lauter verbindliche, liebkoſte ihn ſehr, und ſuchte ihn zu überreden, daß man bloß um ihm die Verlegenheit zu erſparen, in welcher er ſich gegen den Marechal befunden haben würde, ihn von dem was vorgefallen wäre nicht zuvor unterrichtet hätte. Man erklärte ihm die Gründe zu der Verbannung des Marechals, man bewog ihn ſie dem König annehmlich zu machen, und ſelbſt den Herzog von Charoſt als Hofmeiſter vorzuſtellen, der ihm mehr Achtung und mehr Nachgiebigkeit gegen ſeine Rathſchläge erweiſen würde als der Marechal.

Der Biſchof ließ ſich leicht überzeugen; im Herzen war er froh ſich von einem Kollegen befreit zu ſehen, deſſen Hochmuth und Eiferſucht er oft erfahren hatte.

Als der Marechal Fleury's Zurückkunft und die Ernennung des Herzogs von Charoſt erfuhr, verlor er vollends alle Faſſung; er zog gegen die Unwürdigkeit des Herzogs los, dieſe Stelle angenommen zu haben, aber unbeſchreiblich war ſeine Wuth auf Fleury. Er nannte ihn einen Schurken, einen Verräther, einen Buben, eine elende Schlange die er in ſeinem Buſen genährt hätte; und die Ergießungen ſeines Zorns gaben den Aufſchluß über die wahren Gründe, welche den Biſchof bewogen hatten ſich zu entfernen.

Man erfuhr daß ſie ſchon zu Anfang der Regentſchaft einander das Wort gegeben hatten, daß ſobald einer von ihnen abgeſezt werden ſollte, der andre ſich augenblicklich entfernen, und in keinem Fall ohne ſeinen Kollegen zurückkommen würde. Fleury gab vor, durch ſeine Flucht die eine Hälfte des Schwurs gehalten zu haben; von der andern aber ſpräche ihn den Befehl des Königs frey. Da auf dieſe Weiſe ſein Gewiſſen unbe-

ſchwert

Digitized by Google

ſchwert blieb, ſo überließ er ſich der Zufriedenheit, nunmehr ohne Widerſpruch einen Erziehungsplan verfolgen zu können. Vom Marechal, der von Villeroi nach Lyon geſchickt wurde, war nicht weiter die Rede.

Der Kardinal Dûbois, ſicher daß der Regent einwilligte und ſogar wünſchte, die Laſt der Geſchäfte auf einen erſten Miniſter zu wälzen, hatte nun die Schreiereien des Marechals nicht mehr zu fürchten. Noch ſtand ihm aber der Einfluß des Herzogs von Saint-Simon bey dem Regenten im Wege; er wollte ihm auf den Zahn fühlen laſſen, und gab den Auftrag dazu dem Grafen von Belle-Jſle, dem nichts erwünſchter war als eine Gelegenheit thätig zu ſeyn, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mochte. Sein Leben iſt auch in einer beſtändigen Thätigkeit hingegangen. Jch habe ihn ſelbſt ſagen gehört, daß er vier und dreißig Jahr hindurch nicht über vier Stunden auf die Nacht geſchlafen hätte.

Belle-Jſle verkündigte ohne Umſchweife dem Herzog von Saint-Simon daß die Sache entſchieden wäre, daß der Kardinal ihm einen Beweis von Achtung gäbe, indem er ſich um ſeinen Beyfall bewürbe, und ihm die Wahl ließe, ſich bey einer ſo wichtigen Gelegenheit als Freund oder als Feind zu zeigen.

Der Herzog war ſelbſt ſehr überzeugt, daß ſein Widerſtand vergeblich ſeyn würde; er bekennt auch aufrichtig in ſeinen Memoiren, daß ſeine Antwort gegen den Grafen von Belle-Jſle, ohne falſch zu ſeyn, doch voll Achtung für den Kardinal war; er verſichert aber, zum Regenten mit dem größten Nachdruck gegen dieſes Projekt geſprochen zu haben. Wenn er die Rede gegen ihn gehalten hat, die ich von ſeiner Hand geſchrieben geleſen habe, ſo läßt ſich ſchwerlich etwas ſtärkeres denken, noch etwas das die Schwachheit des Herzogs von Orleans mehr bewieſe.

Digitized by Google

Uebrigens wurde der Kardinal zum erſten Miniſter erklärt. Das Parlament verſtand ſich aus Gefälligkeit zur Einregiſtrirung ſeines Diploms; die Journale wurden mit faden Gedichten angefüllt, die Höflinge prieſen die Wahl, ganz Frankreich ſchrie dawider, und die Franzöſiſche Akademie, nach ihrer edlen Gewohnheit, nahm ihn unter ihre erlauchten Mitglieder auf.

Der Kardinal Rohan wurde endlich gewahr, daß er von Dûbois betrogen war. Er fühlte ſich dadurch etwas gedemüthigt, aber er demüthigte ſich ſelbſt noch vielmehr, indem er die vorzüglichen Talente ſeines Kollegen, und die Nothwendigkeit der Wahl erhob. Er ſchmeichelte ſich daß eine ſo weit getriebene Reſignation ſeinem Hauſe einige Entſchädigungen von Seiten des Miniſters verſchaffen würde; der Prinz von Rohan wurde auch würklich zwey Monate darauf, als die Königsweihe vor ſich gieng, erwählt um das Amt des Oberhofmeiſters des Königs zu verrichten, an der Stelle des Herzogs von Bourbon, welcher den Herzog von Aquitanien vorſtellte.

Die Relationen von der Königsweihe ſind ſo verbreitet geweſen, daß ich mich wiederum auf einige Bemerkungen einſchränken werde, welche die Journaliſten entweder nicht gewußt, oder gefliſſentlich übergangen haben.

Die Stelle des Biſchofs, Herzogs von Langres, (Clermont Tonnerre) den ſein Alter und ſeine Kränklichkeit verhinderten ſich in Rheims einzufinden, nahm derjenige ein, welcher in der Reihe der Pairs auf ihn folgte; ſo daß der Biſchof, Graf von Noyon, (Chateauneuf de Rochebonne) der als ſechſter Pair den fünften vorſtellte, ſelbſt von dem Biſchof von Frejus, Fleury, vorgeſtellt wurde, der auch nachher die Honores dieſes Rangs beybehielt.

Der Regent und fünf Prinzen vom Geblüt ſtellten die ſechs weltlichen Pairs vor. Die Herzoge und Pairs hatten gegen ſolche Repräſentanten nichts

nichts einzuwenden; aber ſie machten, und vielleicht mit Recht, darauf Anſpruch, unmittelbar hinter ihnen zu folgen. Der Kardinal Dûbois, welcher ſeine Abſichten zum Vortheil der Kardinâle hatte, antwortete den Herzogen und Pairs auf eine ſo zweydeutige Art, daß außer denen, welche beſondre Verrichtungen bey der Cärемonie hatten, keiner dabey erſcheinen wollte.

Der Herzog vom Maine, ſeit dem lit de juſtice von 1718 auf den Rang ſeiner Pairie herabgeſetzt, ſtellte ſich noch weit weniger ein; und der Graf von Toulouſe, der, ohngeachtet man ihm den Beſitz der Honneurs als Prinz vom Geblût gelaſſen hatte, doch kompromittirt zu werden fürchtete, blieb ebenfalls weg. Der Kardinal Noailles, der Herzog und Pair war, wollte ſeiner Würde weder als Kardinal noch als Pair etwas vergeben, und blieb in Paris.

Der Kardinal Dûbois erfand einen Ausweg um den Römiſchen Purpur zu verherrlichen. Da er die Kardinäle nicht vor die geiſtlichen Pairs ſtellen durfte, und ſie nicht hinter ihnen erſcheinen laſſen wollte, ſo ließ er eine Bank, etwas ſeit ab hinter dem Sitz der Pairs, aber weiter vor gegen den Altar für die Kardinäle aufſchlagen, ſo daß der letzte Kardinal nicht von dem erſten Pair ausgeſtochen würde. Auf die Weiſe konnten die Kardinäle den erſten Rang zu haben, oder wenigſtens nicht im zweyten zu ſeyn, ſcheinen.

Von dem Adelſtand wurde niemand, als bloßer Aſſiſtent eingeladen, außer denen welche Verrichtungen hatten, und zwey Marſchällen von Frankreich die keine hatten. Das war um ſo weniger in der Regel, als viele Prälaten ohne Verrichtungen, und ſelbſt Geiſtliche vom zweyten Rang eingeladen wurden.

Zu einer andern Unregelmäßigkeit gab eine kindiſche Neugierde Anlaß. Die vier Geißeln der heiligen Oelflaſche

flaſche a), denen die Regel und die Obſervanz vorſchrieb in der Abtey Saint-Remi zu bleiben bis die heilige Flaſche wieder hingetragen würde, wollten ſich das Schauſpiel der Weihe nicht verſagen; und man begnügte ſich mit ihrem Eidſchwur die Flaſche zurückzubringen. Dieſe Geiſſeln ſind freylich nichts weiter als eine Formalität; aber die Verachtung der Formen zieht bey uns die Geringſchäzung des Weſentlichen bald nach ſich. Wir bedienen uns ſo oft der Kautel: *ohne daß es zur Konſequenz gereiche*, daß endlich alles ohne Konſequenz ſeyn wird b).

Unter den Formen die man vernachläßigte, gab es eine welche für die Geſammtſchaft der Nation ehrenvoll war, und die man bis zur Weihe Ludwigs des Vierzehnten, dieſe mitgerechnet, immer beobachtet hatte. Man ließ nämlich das Volk, Bürger und Handwerker, in das Schiff der Kirche hereintreten, wo ſie mit der Geiſtlichkeit und dem Adel ihr Jauchzen vernehmen ließen, wenn vor der Salbung des Königs die Verſammlung, welche die Nation repräſentirt, mit lauter Stimme um ihre Einwilligung befragt wird. Bey der Weihe Ludwigs des Fünfzehnten

a) La ſainte ampoule, in welcher das heilige Oel aufbewahrt wird, womit die Franzöſiſchen Könige geſalbt werden. Dieſes privilegirte Oel hat durch die Franzöſiſche Konſtitution das Schickſal alles deſſen was privilegirt war erfahren, aber freylich nur erſt in theſi; denn wer weiß wo auch dieſes beſſerer Zeiten harrt?

b) Ich zweifle nicht daß der Verfaſſer dieſer Memoiren erſchrecken würde, wenn er plötzlich wieder auflebte und fände wie wahr er geſagt hat. Unſre gravitätiſchen Moraliſten können ſich hieraus auch erklären, warum die Ideale von Freyheit, Bürgerglück und politiſcher Tugend, welche die Franzöſiſche Revolution auf dem Papier in's Leben gerufen zu haben ſchien, ſich täglich bunter mit Poliſſonnerien aller Art vermiſchen. Aber Duclos Bemerkung iſt durch die neueren Erfahrungen noch eines andern praktiſchen Zuſatzes fähig geworden. Nachdem das Weſentliche, ſey es relativ oder abſolut übel, oder gut geweſen, auf dieſem natürlichen Wege verloren gegangen ſchien, da lebte es mit heftigerem Widerſtand wieder auf, als in der Zerſtörung und Verfolgung der Formen auch ihre Verächtlichkeit aufhörte.

Digitized by Google

zehnten wurden die Thore erſt nach der Intronisation dem Volke geöfnet. Unter einem Miniſter, welcher ſelbſt aus dem unterſten Pöbel entſprungen war, hätte der alte Gebrauch nicht abgeſchaft werden ſollen.

Den Tag nach der Weihe empfieng der König das Halsband vom Orden des heiligen Geiſts aus den Händen des Erzbiſchofs von Rheims; und er gab es ſodann, als Großmeiſter des Ordens, dem Herzog von Chartres und dem Grafen von Charolois.

Bey der Cäremonie bedeckten ſich die Verwalter der vier Oberämter ſo gut wie die Ritter, ohngeachtet der Kanzler des Ordens allein dazu berechtigt iſt.

Bey der Kavalkade hatten die Prinzen vom Geblüt einen von ihren vornehmſten Hofbedienten neben ſich; ein Vorrecht das bis dahin den königlichen Söhnen und Enkeln vorbehalten war, und das alſo der Regent allein hätte haben ſollen.

Nach ſeiner Zurückkunft von Rheims, beendigte er das Heirathsgeſchäft zwiſchen Mademoiſelle de Beaujolois, ſeiner Tochter, und Don Carlos, Infant von Spanien. Acht Tage darauf ſtarb ſeine Mutter 1), Madame, allgemein geſchäzt, und von allen die ihr nahe kamen beſonders geliebt. Die Mißvergnügten machten eine Grabſchrift auf ſie, die ſehr ſchimpflich für ihren Sohn war, und wenig Widerſpruch fand: Hier liegt der Müſſiggang *a*).

Als am 16. Februar der König ſeine Volljährigkeit angetreten hatte, empfieng er die Glückwünſche des Hofs, und hielt am 22. ſein lit de juſtice deshalb im Parlament,

1) Die Spektakel waren acht Tage geſchloſſen, weil ſie Wittwe eines königlichen Sohnes war. Der König drapirte, und empfieng die Beyleidskomplimente der Geſammtſchaften. Die Trauer währte vier und einen halben Monat.

a) Der Müſſiggang iſt im Franzöſiſchen weiblichen Geſchlechts, und nicht wie bey uns des Teufels Ruhebank oder aller Laſter Anfang, ſondern aller Laſter Mutter.

ment, wobey er drey Herzoge und Pairs, Biron, Levi und la Balliere, ernannte. Die Familie des erſteren berief ſich in ihren Bewerbungen ganz freymüthig auf den durch das Verdammungs Urtheil über Karl von Biron, als Majeſtätsverbrecher, erlittenen Verluſt des Herzogthums. Andre wollten gerade hieraus einen Grund gegen ſie herleiten; indeſſen kann man ſich nicht genug bemühen, die Fehltritte perſönlich zu machen. Es iſt gerecht, und für den Vortheil des Staats ſogar weiſe, daß ein Haus, das ſich durch Vergehungen zu Grunde gerichtet hat, ſich durch Dienſte wieder erheben könne.

Der Regentſchafts Rath hörte bey der Majorität auf, und die Conſeils nahmen die Form wieder, welche ſie unter dem vorigen König gehabt hatten 1), ausgenommen daß zwey Prinzen vom Geblüt, der Herzog von Chartres und der Herzog von Bourbon, im Gefolge des Herzogs von Orleans, Zutritt im Staatsrath erhielten. Der Kardinal Dübois gehörte von Rechtswegen dazu, und verſchafte dem Grafen von Morville den Eintritt, indem er ihm das Departement der auswärtigen Geſchäfte abgab.

Ohngeachtet ſeiner Macht fürchtete Dübois doch alles was ſich dem König näherte. Um den inneren Hof ſo viel wie möglich einzuſchränken, ließ er die kleinen und großen Entreen, welche Ludwig der Vierzehnte bewilligt hatte, abſtellen, und erfand andre, ſogenannte familiäre Entreen, die er blos ſich, den Prinzen vom Geblüt und dem Grafen von Toulouſe, der Herzogin von Ventadour, dem Herzog von Charoſt, und nachmals, als ſie wieder in die Honneurs als Prinzen vom Geblüt eingeſetzt waren, dem Herzog vom Maine und ſeinen beyden Söhnen vorbehielt. Er bewilligte ſie anfangs nicht dem Biſchof von Frejus; als er ſich aber bald beſonnen hatte,

1) Ludwig der Vierzehnte hatte bey ſeinen Conſeils keine Prinzen vom Geblüt zugelaſſen.

hatte, daß es unvorſichtig ſeyn würde ſie einem Mann zu verſagen den der König liebte, und der ſie endlich doch von dem Monarchen ſelbſt erhalten würde, ſo ſetzte er ihn wenige Tage hernach auf die Liſte, als ob er nur durch Irrthum weggelaſſen worden wäre.

Die Unruhe des Kardinals nahm mit jedem Tage zu. Er konnte ſehr gut bemerken, daß der König nicht den mindeſten Geſchmack an ihm fände. Außer der perſönlichen Widrigkeit ſeiner Figur, und einem natürlichen Stottern, das die Gewohnheit der Falſchheit und ſeiner urſprünglichen Dienſtbarkeit noch vermehrt hatte, war ſein Benehmen nie ungeſchickter und unangenehmer, als wenn er zu gefallen ſuchte. Ihm fehlte das Aeußere, das die Erziehung giebt und in einem gewiſſen Alter nicht mehr angenommen wird; da er alſo die Artigkeit nicht erreichen konnte, wenn ſie ihm von nöthen war, ſo ſchien er alsdann niedrig und kriechend; und ſeine gewöhnliche Plumpheit hatte für einen jungen Fürſten, der die Ehrfurchtsbezeugungen und den feinen Anſtand des Regenten immer vor Augen hatte, das Anſehen der Inſolenz.

Um ſoviel an ihm war den Widerwillen des Königs zu beſiegen, überreichte ihm der Kardinal öfters Koſtbarkeiten von der Gattung, die ſeinem Alter angemeſſen war. Destouches, Franzöſiſcher Reſident in London, hatte dieſe Aufträge zu beſorgen; und der Kardinal empfahl beſonders, ſie nur nach und nach abzuſchicken, um die Gelegenheiten, ſich dem König gefällig zu machen, zu vervielfältigen, und ſeine Dankbarkeit zu unterhalten.

Dúbois wünſchte ſehr, daß der Herzog von Chartres, erſter Prinz vom Geblüt und Colonel-Général von der Infanterie, bey ihm arbeiten möchte. Er getraute ſich nicht, den Vorſchlag geradezu zu thun, ſondern wandte ſich an den Abbe Mongault, ehemaligen Präceptor dieſes

Prinzen, der ſehr viel Einfluß bey ihm behalten hatte. Mongault, ein Mann voll Ehre und Geiſt, und ſehr wenig biegſam, hatte weder Liebe noch Achtung für den Kardinal, und that ſich eben keinen Zwang an, um ſeine Denkungsart zu verbergen. Er antwortete trocken, daß er das Vertrauen des Prinzen nie mißbrauchen würde, indem er ihn beredete, ſich zu erniedrigen. Der Kardinal ſah nun wohl, daß er mit keinem vornehmen Mann zu thun hätte, und hielt es nicht für rathſam, die geringſte Empfindlichkeit zu zeigen. Die meiſten Miniſter lieben die Gelehrten nicht, aber ſie behandeln ſie mit gewiſſen Rückſichten, und fürchten ſich, Leute zurückzuſtoßen, die wenig zu verlieren haben, die ſehen, fühlen, ſprechen und ſchreiben. Als der Kardinal wenig Tage darauf Mongault begegnete, ſagte er zu ihm: „Abbe, der König hat erfahren, daß Sie angefangen haben, ein Landhaus zuzurichten, und daß der Aufwand Ihre Finanzen in Unordnung gebracht hat; er hat mir deshalb aufgetragen, Ihnen eine Gratifikation von zehntauſend Thalern zu geben.“ Mongault fühlte den Bewegungsgrund dieſer Großmuth auf den erſten Augenblick, und begriff, daß der Kardinal, nachdem er ihn nicht hatte überreden können, ihn nunmehr beſtechen wollte. Er ließ ſich nichts davon merken, und bat den Miniſter, ihn beym König vorzuſtellen, um ſeine Dankſagung zu machen. Als der Kardinal zurückkam, wollte er das alte Geſchäft wieder in Erwähnung bringen, aber Mongault begnügte ſich mit etwas mehr Schonung als das erſtemal zu antworten, ohne ſich übrigens nachgiebiger zu zeigen.

Da Dübois Entwurf bey dem Herzog von Chartres mißlungen war, ſo rührte ihn die Ehre nicht ſehr, den Grafen d'Evreux, Colonel-Général der Kavallerie, und den Grafen von Coigni, der es von den Dragonern war, bey ſich arbeiten zu ſehen. Er entſchloß ſich alſo, das Detail der Infanterie, der Kavallerie und der Dragoner

dem

Digitized by Google

dem Staatsſekretair vom Kriegsdepartement abzugeben. Die Marine blieb dem Grafen von Toulouſe zugewieſen. Der Herzog vom Maine behielt die Schweizer und die Artillerie auf dem Fuß, wie er ſie unter dem vorigen König gehabt hatte, er mußte ſich aber bequemen, bey dem Kardinal zu arbeiten.

Le Blanc, Staatsſekretair für den Krieg, und der Graf von Belle-Isle ſchienen ganz dem Miniſter ergeben, deſſen Geheimen Rath ſie ſogar ausmachten. Aber der Herzog von Bourbon hatte unternommen, ſie beyde zu ſtürzen, und der Kardinal war nicht aufgelegt, ſie gegen einen Prinzen vom Geblüt, den einzigen, den er fürchtete, zu ſchützen.

Der Herzog von Bourbon war ſehr eingeſchränkt, halsſtarrig, von harter oder vielmehr wilder Gemüthsart, und obgleich ein geborner Fürſt, übermüthig wie ein geadelter Bürger. Er hatte keinen Verſtand weiter, als um zu fühlen, wie weit er ſich ſeines Rangs überheben könnte. Ohne den geringſten perſönlichen Grund zu der Verfolgung, die er gegen Le Blanc und Belle-Isle aufregte, war er bloß das Werkzeug ſeiner Maitreſſe, der Marquiſe von Prie. Dieſes Weib hat unter dem Miniſterium des Herzogs von Bourbon ſo deſpotiſch geherrſcht, daß es ſchicklich iſt, einen Begriff von ihr zu geben.

Die Marquiſe von Prie war mehr als ſchön, ihre ganze Figur war verführeriſch. Ihr Geiſt hatte eben ſo viel Anmuth als ihre Geſtalt, und ſie verbarg unter dem Schleyer der Naivetät die gefährlichſte Falſchheit. Ohne den geringſten Begrif von Tugend, für ſie ein Wort ohne Sinn, war ſie einfach im Laſter, heftig mit der Mine der Sanftheit, ausſchweifend aus Temperament; ſie täuſchte ungeſtraft ihren Liebhaber, der ihren Worten gegen das Zeugniß ſeiner eignen Sinne traute. Ich könnte ziemlich luſtige Züge davon anführen, wenn ſie nicht zu frey wären. Es wird genug ſeyn, zu ſagen, daß ſie einmal die

Digitized by Google

Liſt hatte, ihn zu überreden, daß er an einer Folge der Ausſchweifung Schuld wäre, deren Opfer er nur war.

Ihr Vater war Bertelot de Pleneuf, ein reicher Finanzier, der als einer von den erſten Untergebnen des Kanzlers und Kriegsminiſters Voiſin, ein unermeßliches Vermögen bey den Proviantlieferungen erworben hatte, und ein ſtattliches Haus hielt, wovon ſeine Frau die Honneurs machte. Sie beſaß Verſtand und Schönheit, und mit einem edeln Anſtand hatte ſie eine Art von Hof um ſich herum gebildet, der ihr ehrerbietig huldigte. Von Anbetern umgeben, die ſich um die Wette beeiferten, ihr zu gefallen, hatte ſie viele wichtige Freunde, die ihr auch in ihren Unfällen nie fehlten. Während der Kindheit ihrer Tochter beſchäftigte ſie ſich mit der größten Sorgfalt mit ihrer Erziehung, und freute ſich ihres Erfolgs. Kaum aber fieng die Tochter an, die Blicke auf ſich zu ziehen, ſo mißfiel ſie ihrer Mutter. Ihr Verdruß erweckte den Spott der andern; ein gegenſeitiger Haß entſpann ſich zwiſchen beyden, und wurde bald zur entſcheidenſten Antipathie. Pleneuf verheirathete, um des Hausfriedens willen, ſeine Tochter an den Marquis de Prie, einen Pathen des Königs, der zur Ambaſſade in Turin ernannt wurde, und ſeine Frau mit dahin nahm. Bei ihrer Zurückkunſt überhob ſich die Tochter ihres Standes, behandelte ihre Mutter wie eine Bürgerliche, und wollte aus dem alten Zirkel niemanden ſehen, als wer ihre Mutter gänzlich verließe. Viele traten zu ihr über, und da ſie keine Theilung leiden wollte, ſo erſtreckte ſie ihre Feindſeligkeit gegen ihre Mutter auch auf diejenigen, die ihr zugethan blieben; unter den letzten war Le Blanc. Die Marquiſe ergriff um ihn zu ſtürzen, die Veranlaſſung vom Bankerott des Schatzmeiſters von der außerordentlichen Kriegskaſſe, la Jonchere, der auf die Baſtille geſetzt wurde. Da dieſer von Le Blanc unterſtützt geweſen war, ſo behauptete man, dieſer Miniſter hätte ſelbſt die Kaſſe angegriffen,

und zu dem Falliment des Schatzmeiſters beygetragen. Der Herzog von Bourbon, durch die Marquiſe angetrieben, wandte ſich an den Herzog von Orleans und an den erſten Miniſter, verlangte, daß man gegen alle, die an la Jonchere's Unordnung Theil gehabt hätten, verführe, und beſtand hauptſächlich auf Le Blanc.

Der Herzog von Orleans hätte gewünſcht, einen Mann zu retten, den er liebte, und der ihm immer gut gedient hatte; aber es war ſchon lange her, daß ſein Willen ſich gänzlich dem Willen des Kardinals fügen mußte, und dieſer verließ Le Blanc aus Gefälligkeit für den Herzog von Bourbon. Ueberdem war es ihm ſehr willkommen, einen Miniſter los zu werden, der ihn nichts zu verdanken hatte, und einen Menſchen an die Stelle zu ſetzen, der ganz allein ihm angehörte. Le Blanc war alſo gezwungen, ſeine Dimiſſion zu geben, wurde bald hernach auf die Baſtille geſetzt, und die Kammer vom Arſenal erhielt Befehl, ſeine Sache zu unterſuchen.

Das Kriegsdepartement wurde dem Intendanten von Limoges, Breteuil, gegeben. Man erſtaunte, einen vollkommnen, thätigen Miniſter, deſſen Geiſt ſich immer fruchtbar an Hülfsmitteln gezeigt hatte, den das Publikum ſchätzte und die Truppen liebten, der ſtandhaft und ohne Hochmuth war, durch den geringſten Intendanten des Königreichs, der bis dahin mehr mit ſeinem Vergnügen als mit den Geſchäften ſich abzugeben geſchienen hatte, erſetzt zu ſehen. Man wußte nicht, daß dieſe Wahl ihren Grund in der Dankbarkeit des Kardinals hatte, und der Preis von Breteuil's Verſchwiegenheit war.

Dübois hatte in ſeiner frühen Jugend in einem Dorf Limoſin ein hübſches Bauermädchen geheirathet. Die Dürftigkeit zwang ſie zu einer freywilligen Trennung, und ſie kamen überein, daß die Frau einen andern Wohnort wählen, und ſo gut als ſie könnte für ihren Unterhalt ſorgen, der Mann hingegen ſein Glück in Paris verſuchen

ſollte; ihre Dunkelheit erleichterte eine ſolche Einrichtung. Sobald Dûbois anfieng durchzudringen, ſo ſchickte er ſeiner Frau ſo viel als ſie brauchte, um bequem zu leben, und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe hütete das Geheimniß. Als er zur erzbiſchöflichen Würde gelangt war, fürchtete er ſich mehr als jemals vor der Offenbahrung einer Verbindung, welche die Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche überſchritt. Er vertraute ſich Breteuil an, der es gern auf ſich nahm, einen ſo mächtigen Miniſter von der Angſt zu befreyen; dieſer gieng nach Limoges ab, und fieng bald an, bloß von zwey Bedienten begleitet, in der Provinz herumzuſtreifen. Einmal richtete er es ſo ein, daß er um ein Uhr in der Nacht in dem Dorf anlangte, wo die Heirath vor ſich gegangen war, und bey dem Pfarrer abſtieg, den er feundſchaftlich um die Gaſtfreyheit bat. Der Pfarrer, außer ſich vor Freude, Seine Excellenz, den Herrn Intendanten zu empfangen, würde ihm den ganzen Hünerhof und den Meßwein gern geopfert haben. Die Magd bereitete mit den Bedienten das Abendeſſen, das Breteuil vortreflich zu finden ſchien, und indem er den Pfarrer mit einer Vertraulichkeit behandelte, die dieſen entzückte, ſchickte er beym Nachtiſch die Bedienten hinaus, um mit der Magd zu eſſen. Nun er allein mit dem Pfarrer war, ließ er im Geſpräch mit einfließen, er zweifle nicht, daß das Kirchenbuch in beſter Ordnung wäre. Der Pfarrer betheuerte es, und um ihn zu überzeugen, langte er das Kirchenbuch aus einem Schrank, und legte es auf den Tiſch. Breteuil blätterte es nachläßig durch, und als er an dem wichtigen Jahrgang war, warf er es mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit wieder zu, und neben ſich auf einen Stuhl. Hierauf fuhr er fort ſich luſtig mit ſeinem Wirth zu unterhalten, dem er ſelbſt oft einſchenkte, um reichlicher zu meſſen, und um ſich ſelbſt zu ſchonen. Ueberhaupt vertrug Breteuil, mit dem ich oft geſpeiſt habe, den Wein ſehr gut.

Digitized by Google

Es wurde ſo fleißig zugeſprochen, daß dem ehrlichen Pfarrer der Kopf zu ſchwindeln anfieng, und er bald einſchlummerte. Breteuil benutzte den Augenblick, trennte das nöthige Blatt ſorgfältig heraus, und nachdem alles wieder in Stand war, gieng er aus dem Zimmer. Es war im Sommer, und der Tag brach ſchon an. Breteuil gab der Magd einige Louisd'or, trug ihr Dankſagungen für den Pfarrer auf, mit dem er einmal wieder zuſammenzukommen gedächte, und reiſte fort. Kurz darauf kam der Pfarrer zum gnädigen Herrn, um ſich für die Ehre zu bedanken, die er ihm erwieſen hätte; Breteuil nahm ihn vortreflich auf, und bemerkte nicht, daß er den geringſten Argwohn über die Beraubung ſeines Kirchenbuchs gehabt hätte.

Damit war aber noch nicht alles gethan. Es exiſtirte ein Heirathskontrakt, der Gerichtsſchreiber, der ihn aufgeſetzt hatte, war länger als zwanzig Jahr tod. Breteuil war ſo glücklich, den Nachfolger zu entdecken, ließ ihn zu ſich kommen, und ſchlug ihm die Wahl vor, zwiſchen einer ziemlich beträchtlichen Geldſumme oder dem Gefängniß, für die Uebergabe oder die Verweigerung des Aufſatzes. Der Gerichtsſchreiber war bald entſchieden, der Kontrakt und die Trauungsurkunde wurden Dûbois zugeſchickt, der ſie vernichtete.

Um die Sache vollends abzuthun, ließ Breteuil die Frau holen, und redete ihr über die Geheimhaltung der Ehe mit der nämlichen Beredſamkeit zu, welche auf den Gerichtsſchreiber ſo mächtig gewürkt hatte. Sie hatte keine Mühe, für die Zukunft eben ſo viel Verſchwiegenheit zu verſprechen, als ſie bis dahin immer gehabt hatte. Nach dem Tod ihres Mannes kam ſie nach Paris, wo ſie ihn in unbekannter Wohlhabenheit gegen fünf und zwanzig Jahre überlebt hat. Sie ſah ihren Schwager ziemlich oft, und dieſe beyde waren jederzeit ſehr einig.

Digitized by Google

Die Geiſtlichkeit, welche ſeit 1715 nicht verſammelt geweſen war, wurde es im May dieſes Jahres 1723, und ſie erwählte einſtimmig den Kardinal Dubois zum Präſidenten, damit keine von den Ehrenbezeugungen, auf welche er irgend Anſpruch machen konnte, ihm abgienge, und damit keine Geſammtſchaft im Staate wäre, die ſich nicht weggeworfen hätte. Der Kardinal fand ſich außerordentlich geſchmeichelt, und um ſich öfter ſeiner Präſidenz erfreuen zu können, verlegte er den Hof von Verſailles nach Meudon, unter dem Vorwand, dem König das Vergnügen der Abwechſelung zu verſchaffen.

Die Nähe von Meudon, welche die Reiſen des Hofs nach Paris um die Hälfte abkürzte, erſparte dadurch dem Kardinal einen Theil der Schmerzen, die er von der Bewegung des Wagens litt. Seit langer Zeit mit Geſchwüren in der Blaſe, Früchte ſeiner ehemaligen Ausſchweifungen, heimgeſucht, ſah er die geſchickteſten Mediciner und Wundärzte, und zwar insgeheim, nicht als ob der Grund ſeiner Krankheit ihn beſchämt hätte, ſondern aus der allen Miniſtern geheimen Furcht ſich krank zu bekennen.

Als der König die Muſterung ſeiner Leibregimenter hielt, wollte der Kardinal dabey die Honneurs ſeiner Stelle als erſter Miniſter genießen, die denen ziemlich gleich ſind, welche der Perſon des Königs gebühren. Er ſetzte ſich eine Viertelſtunde vor der Ankunft des Königs zu Pferd, und ritt an den Truppen vorbey, die ihn mit dem Degen ſalutirten. Ich habe einige Jahre ſpäter die Leibregimenter dem Kardinal Fleury auf die nämliche Art begegnen ſehen, ohngeachtet er den Titel eines erſten Miniſters nicht angenommen hatte, aber im Beſitz der Allmacht war. Ein Beweis indeſſen, daß man ihm dieſe Ehre von freyen Stücken erwies, iſt der Umſtand, daß der Herzog von Harcourt, Kapitain einer Kompagnie von den Gardes-du-Corps, der mit dem Kardinal Fleury nicht zufrieden war, ihn vor-

bey-

beylieſs, ohne im mindeſten zu ſalutiren, und die Kompagnie blieb eben ſo ſtill als ihr Kapitain.

Dubois mußte dieſe kleine Freude theuer bezahlen. Die Bewegung des Reiters machte ein Geſchwür aufbrechen, und die Aerzte urtheilten, daß der Brand ſich bald an der Blaſe einſtellen würde. Sie erklärten gegen ihn, daß er, ohne eine ſchnelle Operation, nicht vier Tage zu leben haben würde. Er gerieth in die ſchrecklichſte Wuth gegen ſie. Der Herzog von Orleans, von dem Zuſtand des Kranken benachrichtigt, hatte die größte Mühe, ihn etwas zu beruhigen; und ihn zu überreden, daß er ſich nach Verſailles bringen ließe, wo es wieder einen neuen Auftritt gab. Als ihm die Fakultät vorſchlug, vor der Operation die Sakramente zu empfangen, war ſeine Wuth ohne Gränzen, und er hielt die raſendſten Reden gegen jeden, der ſich ihm näherte. Endlich unterlag er vor Müdigkeit nach ſo unbändigen Ausbrüchen, und ließ einen Barfüßer Mönch holen, mit welchem er eine halbe Viertelſtunde allein blieb. Nachher ſprach man davon, ihm das heilige Abendmahl reichen zu laſſen. „Das Abendmahl!" rief er, „das iſt bald geſagt. Für die Kardinäle giebt es ein großes Ceremoniel, man gehe nach Paris und erkundige ſich bey Biſſy darnach". Die Wundärzte erkannten die Gefahr der geringſten Verzögerung, und ſagten, man könnte unterdeſſen immer die Operation machen. Bey jedem Vorſchlag gebehrdete er ſich von neuem wie raſend. Der Herzog von Orleans beſtimmte ihn endlich durch wiederholte Bitten, und la Peyronnie machte die Operation; aber die Beſchaffenheit der Wunde und der Materie ließ abnehmen, daß es der Kranke nicht weit bringen würde. So lange er ſeiner bewußt blieb, hörte er nicht auf, mit Zähneknirſchen auf die Fakultät zu ſchimpfen. Die Zuckungen des Todes geſellten ſich zu denen der Verzweiflung, und als er außer Stand war zu ſehen, zu hören und zu läſtern, reichte man ihm

die letzte Oelung, die mit die Stelle des Abendmahls erſetzte. Er ſtarb den Tag nach der Operation.

So endigte dieſes Phänomen des Glücks mit Ehrenſtellen und Reichthümern überhäuft. Er beſaß, außer dem Erzbißthum Cambrai, ſieben beträchtliche Abteyen 1), und als er ſtarb, ſuchte er ſich der Ciſtercienſer und Prämonſtratenſer Abtey, ſo wie noch andrer, die Ordenshäupter waren, zu bemächtigen. Ich ſehe in einem Brief vom 19 May 1722, den der Kardinal an Chavigni, einen ſeiner Agenten in Madrid ſchrieb, daß er, mit dem erſten Miniſterium noch nicht zufrieden, die alte Souverainetät von Cambrai zu ſeinem Vortheil wieder aufleben laſſen wollte. Er trägt Chavigni auf, ſich in Spanien nach den diesfalſigen Urkunden umzuthun. Wenn der König von Spanien, ſagt er in ſeinem Brief, ſich dieſe Souveränetät ungerecht angemaßt hat, wie es aus den Proteſtationen ſcheint, welche die Erzbiſchöfe immer gemacht haben, ſo iſt der König von Frankreich im Fall des eben ſo ungerechten Hehlens. Chavigni konnte nichts ausfindig machen.

Die Stelle als erſter Miniſter trug dem Kardinal 150000 Livres ein, und die Oberaufſicht der Poſten 100000 Livres. Was aber an einem Miniſter ſchändlich iſt, und es an jedem Franzoſen ſeyn würde, er empfing von England ein Gehalt von 40000 Pfund Sterling, alſo gegen eine Million Franzöſiſcher Livres, zum unumſtößlichen Beweis, daß er ſein Vaterland an die Engländer verrieth. Er that für ſie noch etwas, das in ſeiner Stelle ſehr unwürdig war. Der König Georg hatte auf die Engliſchen Katholiken eine außerordentliche Taxe von 100000 Pfund Sterling gelegt. Bey der erſten Nachricht nahm unſer ganzer Staatsrath für die Katholiken Partey, und trug dem Kardinal Dübois auf, die lebhafteſten

1) Nogent ſous Couci, Saint-Juſt, Airvaux, Bourgueil, Berg Saint-Vinox, Saint-Bertin und Cercamp.

teſten Klagen darüber zu führen, und den Widerruf der Taxe zu verlangen. Schon die Würde des Kardinals ließ ihm hier keine Ausflucht zu. Er ſchrieb den nachdrücklichſten Brief, las ihn im Conſeil vor, wo er gebilligt wurde, und ſchickte ihn ab. Die Engliſchen Miniſter waren in ſolcher Verlegenheit, daß ſie nicht wußten, was ſie anfangen ſollten, und im Begrif waren, die Taxe zurückzunehmen; aber die Beruhigung blieb nicht lange aus. Unmittelbar nach dem Abgang des Kouriers hatte Dübois einen andern an Destouches, unſern Agenten in London, abgefertigt, mit einem Brief in Chiffren vom 19 November 1722, durch welchen er ihm auftrug, die Engliſchen Miniſter zu beruhigen, und ſie verſicherte, daß wir die Sache nicht verfolgen würden.

Er hatte über zwey Millionen jährlicher Einkünfte, ohne eine Menge baaren Geldes und ein ungeheures Vermögen an Meublen, Equipagen, Geſchirr und Juwelen aller Art mitzurechnen. Mehr habſüchtig als geitzig, hielt er ein prächtiges Haus und eine reiche Tafel, von welcher er die Honneurs ſehr gut machte, ohngeachtet er für ſeine eigne Perſon mäßig war.

Der älteſte Bruder des Kardinals, der, ſeit der Ernennung ſeines Bruders zum Staatsſekretair, Kabinetsſekretair geworden war, erbte ſein unermeßliches Mobiliarvermögen.

Dieſer Dübois praktizirte als Arzt in Brive, eh er nach Paris kam. Er war ein ſehr rechtſchafner Mann. Er hatte nur einen Sohn, Kanonikus zu Saint-Honoré, einen würdigen Geiſtlichen, der in der Eingezogenheit ſeines Standes lebte, ohne je andre Penſionen oder Benefizien haben zu wollen als ſein Kanonikat.

Der Bruder und der Neffe ließen dem Kardinal in der Kirche Saint-Honoré, wo er beerdigt iſt, ein prächtiges Denkmal ſetzen. Statt aller Grabſchrift lieſt man dar-

darauf ſeine Titel, und hinterdrein eine moraliſche und chriſtliche Betrachtung.

Die Verſammlung der Geiſtlichkeit, von welcher der Kardinal Präſident war, hielt ihm ein feyerliches Amt. Auch in dem Dom wurde eines gehalten, dem die oberſten Gerichtshöfe beywohnten: eine Ehre, welche den erſten Miniſter immer erzeigt wird. Nirgends aber wagte man eine Leichenrede. Sein Bruder und ſein Neffe wurden von einer ſo reichen Erbſchaft nicht verblendet. Sie verwandten ſie faſt ganz in guten Werken, und haben ihre Beſcheidenheit bis zu ihrem Ende nicht verleugnet.

Ich habe mir es nicht zum Geſetz gemacht, von den Helden, die in meinen Memoiren vorkommen, förmliche Portraits zu geben. Meine Abſicht war, ſie durch die Begebenheiten ſelbſt zu ſchildern, und ich habe mir keine andern Betrachtungen erlaubt, als die unmittelbar aus dieſen entſprangen. Ich werde hier noch einige über den Kardinal Dúbois beyfügen, und gewiſſe Perſonalitäten anführen, die als Belege dazu dienen werden.

Dúbois hatte unſtreitig Verſtand, aber er war keinesweges ſeinem Amte gewachſen. Er hatte mehr Talent zur Intrigue als zur Staatsverwaltung, und verfolgte einen Gegenſtand mit vieler Thätigkeit, ohne alle Verhältniſſe deſſelben zu umfaſſen. Das Geſchäft, was gerade im Augenblick ſeine Aufmerſamkeit auf ſich zog, machte ihn aller übrigen unfähig. Er hatte weder den Umfang noch die Biegſamkeit des Geiſtes, die einem Miniſter unentbehrlich ſind, welcher mit verſchiedenartigen, aber oft auf einen Zweck zuſammenlaufenden Operationen ſich beſchäftigen muß. Da er ſich nichts entgehen laſſen wollte, und doch nicht alles verrichten konnte, ſo ſah man ihn oft ganze Haufen unerbrochener Briefe in das Feuer werfen, um, wie er ſagte, wieder in Gang zu kommen. Was ſeiner Staatsverwaltung am meiſten ſchadete, war das Mißtrauen, das er einflößte, die Meynung, die man von ſeinem Her-

zen hatte. Er verachtete die Tugend mit ſo vieler Frey⸗müthigkeit, daß er es nicht der Mühe werth halten konnte zu heucheln, ob er gleich voll Falſchheit war. Er hatte mehr Laſter als Fehler; frey von Kleinlichkeit, war er es nicht von Thorheit. Seiner Geburt hat er ſich nie ge⸗ſchämt, und er wählte das geiſtliche Kleid nicht als einen Schleyer, der jeden Urſprung bedeckt, ſondern als das erſte Mittel ſich zu erheben für einen Ehrgeitzigen ohne Namen. Wenn er auf alle Ehrenbezeugungen der Etikette hielt, ſo hatte keine kindiſche Eitelkeit daran Theil, ſondern es war Ueberzeugung, daß alle mit gewiſſen Aemtern und Wür⸗den verbundnen Vorrechte, ohne Unterſchied der Geburt, jedem, der ſich jener bemächtigt, zukommen, und daß es eben ſo ſehr Pflicht als Befugniß iſt, ſie zu fordern.

Indem er ſo genau auf alles hielt, was ſeinem Rang gebührte, wachte er darum nicht ſorgfältiger über ſeine perſönliche Würde. Er drückte ſelten durch Hochmuth, aber deſtomehr durch plumpe Härte. Der geringſte Wi⸗derſtand machte ihn wüthend, und in ſeiner Unbändigkeit ſah man ihn zuweilen auf den Seſſeln und Tiſchen ſeiner Zimmer herumſpringen.

Am Oſtertag, der nach ſeiner Promotion zum Kar⸗dinalat folgte, war er etwas ſpäter aufgewacht als ge⸗wöhnlich, und fluchte auf alle ſeine Bedienten daß ſie ihn ſo lange hätten ſchlafen laſſen, und gerade an einem Tage, wo ſie wiſſen müßten, daß er Meſſe leſen wollte. Man eilte ſich ihn anzukleiden, indem er immerfort fluchte. Plötz⸗lich fiel ihm ein Geſchäft ein, er ließ einen Sekretair kom⸗men, und vergaß die Meſſe zu leſen, und ſogar zu hören.

Er aß alle Abende gewöhnlich einen Hühnerflügel. Einmal gerieth zu der Stunde, wo aufgetragen werden ſollte, ein Hund über das Huhn, und nahm den Braten weg. Die Leute wußten kein andres Mittel, als ein zweytes an den Spieß zu ſtecken. Der Kardinal verlangt unverzüg⸗lich ſein Huhn; der Haushofmeiſter ſieht ſeine Wuth

voraus, wenn er ihm die Wahrheit ſagt, oder ihm etwas über die gewöhnliche Stunde zu warten vorſchlägt; er nimmt ſeine Partie, und ſagt ganz kaltblütig: „Sie haben ſchon geſpeiſt, gnädiger Herr.“ — „Ich geſpeiſt?“ antwortet der Kardinal. — „Freylich, gnädiger Herr. Sie haben zwar wenig gegeſſen, Sie ſchienen den Kopf ſehr voll zu haben. Wenn Sie aber befehlen, ſo wird man ein andres Huhn auftragen. Das wird nicht lange dauern.“ Der Arzt Chirac, der ihn alle Abende beſuchte, kam jetzt dazu. Die Bedienten nahmen ihn erſt beiſeite, und bitten ihn ſie nicht ſtecken zu laſſen. „Das iſt etwas ſonderbares,“ ſagt der Kardinal, „meine Leute wollen mich überreden daß ich ſchon geſpeiſt habe. Ich kann mich durchaus nicht darauf beſinnen, und was noch mehr iſt, ich fühle einen ſtarken Appetit.“ — „deſto beſſer,“ antwortet Chirac, „die Arbeit hat Sie erſchöpft, die erſten Biſſen haben blos Ihren Hunger gereizt. Sie könnten ohne Gefahr noch einmal eſſen, aber wenig. Tragt auf,“ ſagte er zu den Leuten, „ich will den Herrn noch vollends ſpeiſen ſehen.“ Das Huhn wurde aufgetragen. Der Kardinal hielt es für ein entſchiedenes Zeichen von Geſundheit, daß er auf Chirac's Verordnung, der immer die Abſtinenz predigte, zweymal ſoupirte, und war beym Eſſen von der beſten Laune von der Welt.

Er that ſich für niemanden Zwang an. Als ihn die Prinzeſſin von Montauban = Bautru einmal ungeduldig machte, was eben nicht ſchwer hielt, ſchickte er ſie in kräftigen Ausdrücken zum Henker. Sie beklagte ſich darüber beym Regenten, und erhielt keine andre Antwort als daß der Kardinal etwas lebhaft, aber ſonſt ein treflicher Rathgeber wäre. a) Dübois behandelte den Kardinal

de

a) Dieſes leichtfertige Bonmot des Regenten iſt unüberſetzbar. Wer es nicht weiß, daß die Franzoſen bey ſolchen Gelegenheiten viel zu artig ſind, um eine Dame zum Henker zu ſchicken; daß

de Sevres, einen ernſten und ſtrengen Mann, um nichts beſſer. Da die Satisfactionen des Regenten mit den Beleidigungen des Miniſters ziemlich von gleichem Schlag waren, ſo gewöhnte man ſich dieſen Redensarten weiter keine Konſequenz beyzumeſſen.

Man brauchte ihn nicht einmal ungeduldig zu machen, um dergleichen Begegnungen von ihm zu erfahren. Die Marquiſe von Conflans, Gouvernante des Regenten, war bloß zu ihm gegangen, um ihm eine Höflichkeitsviſite zu machen, war aber von ihm nicht gekannt, und traf ihn gerade in einem Augenblick von übler Laune. Sie hatte ihn kaum angeredet: Monſeigneur, ſo unterbrach ſie der Kardinal: „was Monſeigneur? das geht gar nicht an.“ — „Aber Monſeigneur“ — „Aber, aber! Hier iſt kein aber, es geht einmal nicht an.“ — Die Marquiſe wollte ihm vergebens ausreden, daß ſie irgend ein Anliegen hätte. Ohne ihr die Zeit zu laſſen ſich zu erklären, drehte ſie der Kardinal bey den Schultern herum, um ſie herauszuführen. Die Marquiſe, erſchrocken, glaubte ihn in einem Paroxysmus von Tollheit, worinn ſie wohl nicht ganz irrte, und lief davon, indem ſie laut rief, man müßte ihn einſperren.

Zuweilen beſänftigte man ihn, wenn man ſeinen eignen Ton gegen ihn annahm. Er hatte unter ſeinen vertrauten Sekretairen einen abtrünnigen Benediktiner, Namens Venier, der ein ſehr kecker Menſch war. Wie er einmal mit dem Kardinal in der Arbeit begriffen war,

daß ſie ein viel paſſenderes Gewerbe für ſie haben; daß ſie für die eigentlichen kräftigen Worte, (deren Sinn in den wenigen Fällen, wo ſie nicht zum Fluchen gebraucht werden, eine reichhaltige Quelle von Witz für ſie iſt) nur per euphoniſmum das envoyer promener ſubſtituiren; und daß die Entſchuldigung des Regenten bey einer Prüde wenigſtens den officiellen Nutzen haben mußte, alle fernere Klage zu hemmen: dem wird dieſe Note keinen Aufſchluß weiter geben, als daß eine Zweydeutigkeit, die erklärt werden muß, witzig zu ſeyn aufhört.

brauchte dieſer ein Papier, das ſich nicht gleich im Augenblick fand. Da fing er an zu toben, zu fluchen, zu ſchreien: mit dreißig Commis würde er nicht bedient, er könnte ihrer hundert annehmen, ohne daß es um ein Haar beſſer ginge. Venier ſieht ihn ruhig an, ohne ihm zu antworten, und läßt ihn austoben. Seine Kaltblütigkeit und ſein Stillſchweigen erhitzen den Kardinal noch mehr, der ihn beim Arm ergreifet, ihn ſchüttelt, und ſchreit: „Aber ſo antworte doch, Schurke! Iſt's denn nicht wahr?" — „Gnädiger Herr," ſagte Venier mit dem nämlichen Phlegma, „nehmen Sie nur einen einzigen Menſchen mehr an, der für Sie flucht, ſo werden Sie Zeit überley haben, und alles wird gut gehen." Der Kardinal beſänftigte ſich, und lachte endlich ſelbſt.

Der Regent war über den Tod ſeines Miniſters ſehr erfreut. Am Tag der Operation war die Luft ſehr ſchwül und es kam ein Gewitter; bey den erſten Donnerſchlägen konnte ſich der Prinz nicht enthalten zu ſagen: „das Wetter ſoll, hoffe ich, meinen Schurken mitnehmen." In der That behandelte Dubois ſeinen alten Herren mit eben ſo wenig Rückſicht als jeden andern; der Herzog getraute ſich kaum ihm jemanden zu empfehlen. Er hatte ſich die Vertheilung der geiſtlichen Aemter und der Gnadenbezeugungen zu ſeiner Arbeit mit dem König vorbehalten; aber er unterwarf ſich, die Liſte vorher dem Kardinal mitzutheilen, der die Namen derer, die ihm nicht anſtunden, mit der größten Frechheit ausſtrich. Nie gab es eine ſchimpflichere Knechtſchaft als dieſe, die ſich der Herzog ſelbſt aufgelegt hatte, die er ſchimpflich empfand, die er einzugeſtehen ſich ſchämte, und von der er die Stärke nicht hatte ſich zu befreien.

So bald der Kardinal todt war, fuhr der Regent von Verſailles nach Meudon, um es dem König zu melden, welcher, durch den Biſchof von Frejus ſchon vorbereitet, den Herzog bat, die Regierung zu übernehmen,

Digitized by Google

und ihn am folgenden Tag öffentlich zum erſten Miniſter erklärte.

Da der König nur für die Bequemlichkeit des Kardinals nach Meudon gebracht worden war, ſo kehrte er zwey Tage darauf nach Verſailles zurück.

Der Herzog von Orleans ſchien ſich anfangs den Geſchäften widmen zu wollen; aber ſeine Trägheit und die Zerſtreuungen brachten ihn bald wieder davon ab. Er überließ die Geſchäfte den Staatsſekretären, und ſtürzte ſich immer mehr in ſeine geliebten Bacchanalien. Seine Geſundheit litt merklich darunter, und er war den größten Theil des Vormittags in einer Betäubung, die ihn aller Anſtrengung unfähig machte. Man ſah voraus, daß er keinen Augenblick vor einem Schlagfluß ſicher ſeyn würde. Seine wahren Diener ſuchten ihn zur Diät zu bereden, oder wenigſtens von den Ausſchweifungen abzubringen, die ihn in einem Augenblick tödten könnten. Er ſagte, einer eiteln Beſorgniß wegen möchte er ſich ſeiner Vergnügungen nicht berauben. Abgeſtumpft für alles, überließ er ſich denſelben doch mehr aus Gewohnheit als aus Geſchmack. Noch ſetzte er hinzu, daß er weit entfernt einen plötzlichen Tod zu fürchten, dieſen vielmehr wählen würde.

Chirac, der eine inflammirte Geſichtsfarbe und mit Blut unterlaufne Augen an dem Prinzen bemerkte, redete ihm ſchon lange zu, daß er zur Ader laſſen ſollte. Den Donnerſtag früh, am 2. December, drang er ſo lebhaft in ihn, daß der Herzog, um ſich von der Beſchwerlichkeit des Arztes loszumachen, dringende Geſchäfte vorgab, die keinen Aufſchub litten, zugleich aber verſprach, ſich den nächſten Montag gänzlich der Fakultät zu überlaſſen, und bis dahin die ſtrengſte Diät zu halten. Er erinnerte ſich aber ſeines Worts ſo wenig, daß er an dem nämlichen Tag gegen ſeine Gewohnheit, bloß zu ſoupiren, zu Mittag ſpeiſte, und wie er immer pflegte, ſehr viel aß.

Digitized by Google

Den Nachmittag brachte er mit der Herzogin von Phalaris 1), einer von ſeinen gefälligen Damen, bis zur Arbeit bey dem König ein Stündchen zu. Sie ſaßen bey- de neben einander am Feuer, als der Herzog auf einmal in die Arme der Phalaris ſank; dieſe, erſchrocken ihn oh- ne Bewußtſeyn zu finden, ſteht auf, und ruft nach Hül- fe, ohne irgend jemanden in den Zimmern zu finden. Seine Leute hatten ſich alle entfernt, weil ſie wußten daß er durch eine Hintertreppe zum König hinaufzugehen pflegte, und daß um dieſe Stunde niemand kam. Ein ähnliches Beyſpiel, wo bey dem König die ganze Diener- ſchaft aus einander gegangen war, ereignete ſich bey Da- miens Frevelthat am 5. Januar 1757, weil Ludwig der Funfzehnte an dem Tage nicht wieder in Verſailles er- wartet wurde.

Die Phalaris mußte alſo bis in die Höfe hinunter- laufen, um jemanden herbey zu ſchaffen. Die Zimmer waren bald gedrängt voll, aber es verging wieder eine halbe Stunde, bis man einen Chirurgus fand. Endlich kam einer, der Prinz wurde zur Ader gelaſſen; er war todt.

So ſtarb in einem Alter von 49 Jahren und etli- chen Monaten einer von den liebenswürdigſten Männern für die Geſellſchaft; er war voll Verſtand, Talenten, kriegeriſchem Muth, Güte, Menſchlichkeit, und einer von den ſchlechteſten Fürſten, das heißt von den unfähigſten zur Regierung.

La Brilliere ging ſogleich zum König und zum Bi- ſchof von Frejus, ihnen den Tod des Herzogs von Or- leans zu melden. Hierauf ſuchte er den Herzog von Bourbon auf, und ermahnte ihn die Stelle als erſter Mini-

1) Gorge d'Antrague, den der Pabſt zum Herzog von Phalaris ge- macht hatte, war ein Sohn von dem Finanzier Gorge, der in Boileau's erſter Satyre vorkömmt. In den ſpäteren Aus- gaben hat man George ſtatt Gorge geſetzt.

Digitized by Google

Miniſter zu verlangen; er ließ von da ſofort in ſeinem Departement die nöthigen Patente, nach dem Muſter derjenigen, welche der Herzog von Orleans gehabt hatte, auf alle Fälle aufſetzen. Mit dieſem Stück und mit der Eidesformel verſehen, ging er wieder zum König, wo der Herzog von Bourbon, von einer Menge Hofleute begleitet, ſich ſchon eingeſtellt hatte.

Der König, welcher bitterlich weinte, hatte den Biſchof von Frejus bey ſich, der die erſten Augenblicke der Betrübniß vorüber ließ, und ihm dann ſagte: das Beſte was er thun könnte, um den erlittenen Verluſt zu erſetzen, wäre den Herzog von Bourbon zu bitten, daß er die Stelle als erſter Miniſter annähme. Der König ſah den Biſchof an, ohne zu antworten, und bezeugte ſeine Einwilligung durch ein bloßes Kopfnicken. Sogleich machte der Herzog von Bourbon ſeine Dankſagung. La Brilliere zog die Eidesformel aus der Taſche, und fragte den Biſchof, ob es nicht ſchicklich wäre den Herzog jetzt gleich in Eid zu nehmen. Fleury billigte es ſehr, und ſchlug es dem König vor, der folglich auch damit einverſtanden war. Der Herzog von Bourbon leiſtete den Eid, und eine Stunde nach dem Tod des Herzogs von Orleans war alles ſchon vollzogen.

Der Biſchof von Frejus hätte ſich ſchon damals des Miniſteriums eben ſo leicht für ſich bemächtigen können, als er es dem Herzog von Bourbon zuwandte. Seine Freunde riethen es ihm an; aber der Prälat, deſſen Ehrgeitz das Weſen der Gewalt vorzüglich betraf, glaubte ſeine Abſichten nicht ſo geradezu offenbaren zu dürfen, und ſchmeichelte ſich, unter dem Namen eines Prinzen, deſſen Untüchtigkeit er kannte, im Grunde doch zu herrſchen. Hatte er ſich verrechnet, ſo wußte er, und hat es nachher auch bewieſen, daß er im Stande war, ſein eignes Werk zu zerſtören, ſobald es ihn gereute.

Der

Der Tod des Herzogs von Orleans wurde nach dem verſchiednen Intereſſe eines jeden verſchieden empfunden. Seine Vertrauten ſagten, daß Frankreich einen großen Mann verlöre, weil er die Gnaden an ſie verſchwendete, und ſie angenehme Abendſtunden mit ihm zubrachten.

Die Andächtler ergötzten ſich an dieſer Todesart, als einer ſichtbaren Strafe Gottes. Die frommen Seelen ſeufzten darüber. Beyde Parteien der Kirche bedauerten ſeinen Verluſt nicht. Die Janſeniſten ſahen ſich, nach einem Schimmer von Hofnung, wieder ihren Feinden aufgeopfert. Die Anhänger der Konſtitution fanden ihren Sieg noch nicht vollkommen.

Das Militär, und hauptſächlich die Subalternen, welche den Leib und die Seele der Truppen machen, unwillig alle Auszeichnungen, alle höheren Grade an die Protektion, an die Kabale vergeben, oder durch Höflinge und Weiber verhandelt zu ſehen, gedemüthigt durch die Nothwendigkeit einem Untergebnen in den Departements mehr Ehrerbietung bezeugen zu müſſen, als einem Marechal von Frankreich, ſeufzten nach einer Veränderung in der Regierung, welche nicht erſchien.

Die Mittelklaſſe der Bürger, welche dem Staat und den öffentlichen Sitten am treueſten ergeben iſt, ſah die Frucht ihrer Oekonomie zerſtört, die Patrimonialbeſitzungen umgeſtürzt, das Eigenthum unſicher, das Laſter ſchamlos, den Anſtand verachtet, das Skandal geehrt. Dies alles war ſo weit gegangen, daß man ſogar die Heucheley des vorigen Hofs zurückgewünſcht hätte. Man kann nicht läugnen, daß die Regentſchaft die Epoke, und die vornehmſte Urſache von einer unverſchleierten allgemeinen Verderbniß geweſen iſt, zu welcher ſie das Signal und das Beyſpiel gegeben hat.

Und verdient dieſe Regentſchaft den Lobſpruch, ruhig geweſen zu ſeyn, dafür daß ſie den äußeren Frieden erhalten

ten oder erkauft hat, indeſſen ſie das Innere in Unordnung und Flammen ſetzte? Die Engländer allein würden über den Verluſt des Herzogs von Orleans zu trauern gehabt haben, wenn ſie unter dem folgenden Miniſterium nicht die nämlichen Gefälligkeiten gefunden hätten.

Als der Herzog von Chartres den Tod ſeines Vaters erfuhr, war er in Paris bey einer Maitreſſe, die er der Mode zu Gefallen unterhielt, und bald aus Reue verließ. Er begab ſich ſogleich nach Verſailles, ließ ſich's nicht einfallen, dem Herzog von Bourbon das mindeſte ſtreitig zu machen, und nahm wenig Tage darauf den Titel als Herzog von Orleans an. Ich werde nicht viel mehr von ihm zu ſagen haben. Dieſer Prinz, der in ſeiner kleinen vorübergehenden Ausſchweifung immer noch fromme Empfindungen behalten hatte, wurde von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters ſo ergriffen, daß er ſich auf der Stelle in das andre Extrem ſtürzte, und ſich einer mönchiſchen Andacht widmete, in welcher er bis an ſeinen Tod beharrte. Sein Präceptor war der Abbe Mongault geweſen, ein geiſtvoller und gelehrter Mann, ein Theolog, der über religiöſe Gegenſtände frey dachte. Er mochte aber ſeinen Eleven einer aufgeklärten Moral nicht gewachſen finden, oder er möchte glauben, daß es keine zu ſtarken Bande geben kann, um einen Prinzen im Zaum zu halten, kurz er hatte ſich bemüht, ſeinem Zögling diejenigen Religionsgrundſätze einzuprägen, die am meiſten dazu gemacht waren, ihn zu ſchrecken.

Sech-

Sechſtes Buch.

Miniſterium des Herzogs von Bourbon.

Der Herzog von Bourbon, gemeiniglich Monſieur le Duc genannt, bedauerte den Verluſt ſeines Vorgängers wahrſcheinlich nicht, war aber gerade der Mann, ihn der Nation am empfindlichſten zu machen. Sein Miniſterium war die Regierung der Marquiſe von Prie, ſeiner Maitreſſe und der zügelloſeſten Kreatur. Er fing damit an, die Stellen, die er bey ſeinem Antritt des Miniſteriums vakant fand, zu beſetzen. Darunter gehörte die des erſten Präſidenten des Meſmes, welcher im Auguſt geſtorben war. Novion bekam ſie, er war der älteſte unter den Präſidenten à mortier a) und ein Enkel des Novion, der 1689 wegen Uebelverhaltens ſich der Stelle als erſter Präſident hatte begeben müſſen.

Der Enkel hatte nichts mit dem Großvater gemein. Er hatte weniger Einſichten, aber ſehr viel Rechtſchaffenheit, er wußte viel von der Prozedur und wenig von der Jurisprudenz, er würde daher, bey weniger Trägheit, einen treflichen Prokurator abgegeben haben; er machte einen ſehr ſchlechten Erſten Präſidenten. Hart, ſcheu, unzugänglich rettete er ſich vor dem Palais und vor den Geſchäften, um in ſeinem alten Quartier in dem Laden eines

a) Die Präſidenten à mortier haben oder hatten das Vorrecht an gewiſſen feyerlichen Tagen eine Mütze, die man mortier nannte, zu tragen.

eines Wagners, der ſein Nachbar und ſein beſondrer Freund geweſen war, die Zeit zu verplaudern.

Novion war längſt ſo bekannt, daß man ihm keine Stelle hätte geben ſollen, die Fleiß, Wachſamkeit und Würde erforderte; aber er war der Aelteſte unter den Präſidenten à mortier, und man folgte jener Ordnung des Avancements, die in Frankreich ſo geehrt und ſo ſchädlich iſt. Ueberdem hatte er das Verdienſt, daß ſeine Frau eine Tante der Marquiſe von Prie war; konnte der Herzog von Bourbon wohl einen Anverwandten ſeiner Maitreſſe abweiſen? Dieſe kleinen Rückſichten ſind bey uns die wichtigſten Angelegenheiten, und entſcheiden über die großen Stellen. Damit die Begünſtigung vollkommen wäre, wurde die Präſidentenſtelle ſeinem Enkel, der funfzehn Jahre alt war, gegeben, und Lamoignon de Blancmenil, der gegenwärtige Kanzler, bekam die zeitliche Verwahrung und Verwaltung der Stelle für den Knaben.

Zum Glück für das Publikum waren dem Erſten Präſidenten ſeine Amtsverrichtungen eben ſo läſtig als er es den Parteien war; um ſich von dieſem Zwange zu befreien gab er ſeine Dimiſſion, nachdem er ſeine Stelle neun Monate bekleidet hatte, wenn man anders ſich über die Art, wie er ſich darinn benahm, ſo ausdrücken darf.

Ich habe ſeinen Enkel, der Präſident à mortier war, ſehr gekannt. Er hat mehr Redlichkeit als Talente, er hat ſich aber auch wie ein ehrlicher Mann ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ſeine Stelle ebenfalls abgegeben, um auf ſeinem Landgute zu leben.

Der Herzog von Bourbon gab die Stelle des erſten Stallmeiſters dem Chevalier de Beringhen, dem nämlichen der noch lebt, einem Bruder des vorigen Titularen, der am erſten December, einen Tag früher als der Herzog von Orleans, ſtarb. Wenn dieſer Prinz gelebt hätte, ſo würde er einem Manne, der ſein glücklicher Nebenbuhler gewe-

geweſen war und ihm die Gräfin von Parabere geraubt hatte, dieſe Gnade nicht erwieſen haben. Freilich wäre dieſer Umſtand kein billiger Bewegungsgrund geweſen ihn zurückzuweiſen; aber der König würde ſich zuverläſſig in ökonomiſcher Rückſicht beſſer dabey befunden haben. Der Marquis von Nangis, nachmaliger Marſchall von Frankreich, hatte große Luſt zu dieſer Stelle, der Herzog von Bourbon entſchädigte ihn, indem er ihn im Voraus zum Chevalier d'honneur der künftigen Königin ernannte; ſo gab er dem Marſchal von Teſſe auch im Voraus die Stelle als Oberſtallmeiſter der Königin. Da der Marſchall als Ambaſſadeur nach Spanien gehen ſollte, ſo erhielt er für ſeinen Sohn den eventuellen Eintritt in ſeine Anwartſchaft.

Zwey Tage nach dem Tode des Herzogs von Orleans trat der Marſchall von Villars in den Staatsrath. Am nämlichen Tag verkündigte der Graf von Toulouſe ſeine Heirath mit der Marquiſe von Gondrin, Schweſter des Herzogs von Noailles 1).

Als der Biſchof von Frejus dem Herzog von Bourbon das erſte Miniſterium verſchafte, war er ſich ſehr wohl bewußt, es ihm nur als Pfand anzuvertrauen; und die Dankbarkeit war in ſeinen eignen Augen von zu geringem Gewicht, als daß er bey einem Prinzen ſehr darauf hätte

1) Ohngeachtet der Graf von Toulouſe im Beſitz der Honneurs als Prinz vom Geblüt war, ſo traf er hier doch keine Mißheirath. Die wahren Prinzen haben Gemahlinnen genommen, die für die Geburt den Noailles nicht überlegen waren. Es ſind wenige am Hof die man ihnen entgegen ſtellen, und noch wenigere die man ihnen vorziehen könnte. Sie haben ihren Namen von einem Schloß, das ſie ſeit undenklichen Zeiten beſitzen, und ſie erſcheinen ſchon am Ende des zwölften Jahrhunderts mit Glanz in ihrer Provinz. Die Gräfin von Toulouſe konnte immer auf die nämlichen Ehrenbezeugungen Anſpruch machen als die Herzogin von Verneuil, (Seguier) die bey der Vermählung des Herzogs von Bourgogne zum königlichen Feſtin gezogen wurde.

hätte rechnen ſollen. Er wollte aber unter einem geehrten Phantom den Hof an ſeinen Einfluß gewöhnen, und auf ſeine Macht vorbereiten. Das Schwerſte war ſchon gewonnen, indem er auf den Punkt gelangt war, wo er ſtand. Er war der Sohn eines Zolleinnehmers von Lodeve, und hatte eine Stelle als Kapellan des Königs durch den Einfluß der frommen Damen vom Hof erhalten, den andre, die nicht eben ſo fromm waren, zu ſeinem Vortheil gelenkt hatten. Ohngeachtet des Widerwillens des vorigen Königs wurde er nachmals zum Biſchof, und hierauf, ohngeachtet der Gegenkabalen der Jeſuiten, zum Präceptor Ludwigs des Funfzehnten ernannt, deſſen innigſtes Vertrauen er beſaß. Dieſes Wunder des Glücks erregte nicht wie Düboīs den Haß und die Verachtung, und es gelang ihm den Neid zahm zu machen.

Der Herzog von Bourbon nahm ſogleich das ganze Aeußere als erſter Miniſter an, wohnte ſich in den Zimmern ein, wo der Herzog von Orleans geſtorben war, und ließ an der Thüre ſeines Kabinets die Tage und die Stunden anſchlagen, welche jedem Miniſter zu ſeiner Arbeit beſtimmt waren. Der Haufen der Hofleute überſchwemmte ſein Appartement; diejenigen die nicht bis in das Kabinet dringen konnten, füllten die Vorzimmer, worauf ſie dann die Marquiſe von Prie in den ihrigen belagerten.

Auf der andern Seite blieb der beſcheidne Biſchof von Frejus auf eine kleine ſchlecht möblirte Wohnung eingeſchränkt, und ſchien ſich auch nicht um einen Zoll höher aufzurichten. Nachdem er aber in das Conſeil eingetreten war, fand er ſich bey dem König, wenn der Herzog von Bourbon, wie ehemals der Regent, dem jungen König ſeine Aufwartung machte und das Spiel trieb, als ob er die Geſchäfte mit ihm abhandelte.

Der Biſchof wich auch nicht auf eine Minute von der Stelle die er hierbey als dritter einnahm; um aber

einen Prinzen vom Geblüt, der von Natur leicht Argwohn ſchöpfte, nicht aufzuſcheuchen, ließ er es an keiner Ehrfurchtsbezeugung, an keiner Aufmerkſamkeit gegen ihn fehlen, und ſetzte ihn gleich in den erſten Tagen auf den Fuß nichts vorzuſchlagen, als im Einverſtändniß mit ihm.

Die Gewalt, die der alte Biſchof über den Herzog durch Liſt, und über den König durch Vertrauen erwarb, entging keinesweges dem ſcharfen Blick der untern Miniſter. Sie bewarben ſich um ſeine Protektion, brachten ihm heimlich ihre Portefeuilles, und er war, mit eben ſo viel Heimlichkeit, gefällig genug ſich dieſelben mittheilen zu laſſen, und ſie zum Dank für die Höflichkeit, die ſie ihm damit erwieſen, zu lenken.

Bald gab der Prälat, mit einem eben ſo frommen als beſcheidnen Ton und Anſehen, dem Herzog zu verſtehen, ſo unbedingt er auch über die weltlichen Geſchäfte ſich ſeinen Einſichten unterwürfe, ſo erlaube ihm ſein Gewiſſen nicht die geiſtlichen Sachen einem Prinzen zu überlaſſen, der ſchon ſo ſehr mit Arbeiten überladen wäre und ſich durch dieſe Ausnahme ſehr erleichtert finden würde; die Angelegenheiten der Kirche erforderten einen Mann, der ſich ganz allein mit denſelben abgäbe. Ob nun der Herzog von Bourbon die Wichtigkeit dieſes Fachs nicht kannte, oder ob er ſich nicht getraute einen Mann, der dem König theuer war, vor den Kopf zu ſtoßen; genug er ließ den Biſchof die Vertheilung der geiſtlichen Aemter an ſich reißen, und Fleuri war unumſchränkter Herr über dieſen Theil der Regierung, ohne ſich darum weniger in alle andern einzumiſchen. So wurde er, und ſo zeigte er ſich mehr der Kollege des Erſten Miniſters, als ſein Gehülfe.

Die Marquiſe von Prie war höchſt aufgebracht, die Vertheilung der geiſtlichen Güter ſich entreiſſen zu ſehen, denn ſie hatte ſehr darauf gerechnet unter dem Namen ihres

res Liebhabers den Staat und die Kirche zu verwalten. Sie war auch, den letzten Artikel ausgenommen, in den drittehalb Jahren dieſes Miniſteriums unumſchränkte Beherrſcherin des Königreichs. Bey ihrer Zurückkunft von der Turiner Geſandtſchaft, wohin ſie ihren Mann begleitet hatte, war ſie mit dem Projekt umgegangen, den Regenten zu erobern, oder wenigſtens ſonſt jemanden durch welchen ſie eine Rolle ſpielen könnte. Auch wäre der Regent dagegen nicht unempfindlich geweſen, er war aber flatterhaft, und indem er keine Galanterien und keine Gnaden ſparte, ließ er doch ſeinen Maitreſſen keinen Theil an den Staatsgeſchäften nehmen. Selbſt die Trunkenheit verleitete ihn hierinn nie zu einer Unbeſonnenheit; ich habe ein Beyſpiel davon angeführt. Die Marquiſe von Prie ließ alſo ihre Netze über den Herzog von Bourbon fallen.

Seine Mutter hätte ſich gern der Herrſchaft über ihn bemächtigt, ſie war aber ſelbſt zu gut mit der Liebe bekannt, als daß ſie ſich geſchmeichelt hätte mit dem mütterlichen Anſehen gegen dieſe Leidenſchaft aufzukommen. Sie begnügte ſich alſo, mit der Maitreſſe ihres Sohns auf einen politiſchen Fuß zu leben, um nicht ganz von ihm verlaſſen zu werden; und zugleich behandelte ſie den Biſchof von Frejus mit vielen Rückſichten.

Die Marquiſe hatte zu viel Verſtand, um die Untüchtigkeit ihres Liebhabers nicht zu erkennen, und um ſich einzubilden daß ſie ſelbſt alles beſäße, was in der Staatsverwaltung den geringen Einſichten des Miniſters nachhelfen könnte. Sie entſchloß ſich, Wegweiſer zu wählen, die nur durch ſie beſtehen könnten, und die Brüder Paris ſchienen ihr hiezu am tauglichſten. Sie machten den Geheimen Rath der Marquiſe aus, und wurden durch ſie bey dem Herzog eingeführt. Obgleich dieſer Prinz ſchon die größten Begriffe von dem Verdienſt ſeiner Geliebten

hatte, ſo trug doch der Ausſchuß der Brüder Paris 1) noch ſehr dazu bey, ihn darinn zu beſtärken.

Jedes

1) Dieſe vier Brüder hatten unter der Regentſchaft angefangen ſich einen Weg zu bahnen, und ihr Einfluß auf die Finanzen war ſchon wichtig genug, um ſie Law verdächtig zu machen, deſſen Operationen ſie nicht billigten. Er ließ ſie exiliren; als er aber das Königreich verlaſſen hatte, wollte man ihre Talente benutzen und rief ſie zurück. In Betracht der Rolle, die ſie unter dem Miniſterium des Herzogs von Bourbon ſpielten, und der Achtung in welcher die beyden noch lebenden ſtehen, wird es gut ſeyn hiermit ihren Urſprung bekannt zu machen.

Ihr Vater hielt ein Wirthshaus am Fuß der Alpen, wo ſeine Söhne, große und wohlgewachſene Burſchen, ihm die Paſſagiere bedienen halfen. Es traf ſich im Jahr 1710, daß ein Proviantlieferant, welcher in dem Gebürge einen Weg ſuchte, um der Armee des Herzogs von Vendome in Italien Lebensmittel ſchnell zukommen zu laſſen, um welche ſie ſehr verlegen war, zufällig in das Wirthshaus der Paris kam, und ihnen ſein Anliegen eröfnete. Der Wirth verſprach ihm durch ſeine Söhne, die alle Wege in dem Gebürge kannten, ſeiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Sie hielten Wort, und brachten den Transport glücklich an Ort und Stelle. Der Mann ſtellte ſie dem Herzog von Vendome vor, pries ihre Dienſte ſehr an, und bediente ſich ihrer ferner in Proviantangelegenheiten. Von dieſem Augenblick war die Pforte des Glücks für ſie offen. Bey vielem natürlichen Genie, einer ausgezeichneten Figur, einer vollkommenen Einigkeit, einer großen Thätigkeit, und einer gemeinſchaftlichen Handlungsweiſe nach einem beſtimmten Plan, mußten ſie nothwendig weit kommen. Sie hatten auch noch den Vortheil, im Anfang die Herzogin von Bourgogne für ſich zu haben. Eine von ihren Frauen war auf der Reiſe der Prinzeſſin nach Frankreich krank geworden, und mußte in dem Wirthshaus der Paris zum Berge (was ihr Wahrzeichen war, und wovon einer von den Brüdern ſeinen Namen entlehnte) liegen blieben. Sie wurde da ſo gut behandelt, daß ſie bey ihrer Ankunft am Hofe mit Erkenntlichkeit davon gegen die Prinzeſſin ſprach, und ihnen ihre Protektion verſchafte. Ihr Glück war 1722 ſchon ſo gut gegründet, daß für Paris den älteſten eine dritte Stelle als Wächter des königlichen Schazes errichtet wurde. Der Sturz des Herzogs von Bourbon 1726 riß die Paris mit fort. Aber ſie kamen 1730 wieder in die Höhe, und Paris von Montmartel, der jüngſte von den vier Brüdern, erhielt die Stelle als Wächter des königlichen Schatzes, die er noch bekleidet. Indem er Hofbankier geworden iſt, hat er ſo viel Einfluß auf die Finanzen des Reichs bekommen, daß man keinen Generalkontroleur ein- oder abſetzen würde, ohne ihn zu befragen.

Digitized by Google

Jedes Projekt wurde mit ihr verabredet, eh man es dem Herzog von Bourbon darlegte. Man unterließ nicht, Gelegenheit zu Berichtigungen dabey zu laſſen, welche die Faſſungskraft des Herzogs von Bourbon überſtiegen, und die von der vorher abgerichteten Dame immer bemerkt wurden. Die Paris ſpielten das größte Erſtaunen, bewunderten ihre Beurtheilung, und verbeſſerten den Plan nach ihren Anmerkungen; der Prinz, treuherziger in ſeiner Bewunderung wünſchte ſich Glück, in einer angebeteten Geliebten zugleich eine ſo nützliche Gehülfin beym Miniſterium zu finden.

Die Marquiſe bewog ihren Liebhaber eine Promotion von Rittern des heiligen Geiſts vorzunehmen, in der Abſicht ſich Freunde oder Kreaturen zu verſchaffen, und ſie präſidirte bey der Liſte. Es waren damals ein und ſechzig Ordensbänder vakant. Der Regent hatte ſich nie getraut, ſie auszutheilen. Da er niemanden in's Geſicht etwas verſagen konnte, ſo hatte er deren viermal mehr verſprochen als würklich da waren; und dadurch außer Stand geſetzt allen ſein Wort zu halten, hielt er es keinem.

Im Ordenskapitel vom 2. Februar ernannte der Herzog von Bourbon acht und funfzig ſowohl Ritter als Geiſtliche Comthure; unter den erſten waren einige von ziemlich ſchlechtem Gehalt.

Vor Bekanntmachung der Promotion, theilte der Herzog dem Biſchof von Frejus die Liſte mit. Dieſer, den ſeine Geburt davon ausſchließen mußte, und deſſen Ehrgeiz die Beſcheidenheit als ein Mittel brauchte, ſtrich ſeinen Namen aus, den er unter den Prälaten und Comthuren fand, und ſchrieb den Erzbiſchof von Lyon, Villeroi, an die Stelle.

Am nämlichen Tag wurden ſieben Marſchälle von Frankreich ernannt 1).

1) Broglie, Roquelaure, Medavi, du Bourg, d'Alegre, la Feuillade und Grammont.

Bis die Brandſchatzungen einliefen, welche die Marquiſe zu erheben hatte, bemächtigte ſie ſich vorläufig immer der Penſion von 40000 Pfund Sterling, welche der Engliſche Hof dem Kardinal Dübois gegeben hatte, zur Belohnung der Opfer, die wir dieſer Krone brachten. Der Kardinal Fleury war während ſeines Miniſteriums den Engländern nicht weniger günſtig, er ließ ſich aber nicht dafür bezahlen.

Gleich zu Anfang dieſes Jahres begaben ſich die Miniſter der meiſten Europäiſchen Mächte nach dem Kongreß von Cambrai, welcher ſeit 1720 angeſetzt war. Zuerſt übergaben die Bevollmächtigten des Kaiſers den Spaniſchen das Belehnungsdekret über die Staaten von Toſcana, Parma und Piacenza, welches durch den Traktat der Quadrupel Allianz zum Vortheil des Infanten Don Carlos, des jetzigen Königs von Spanien, ſtipulirt war. Man eröfnete ſodann den Kongreß, man fing damit an, das Ceremonial feſtzuſetzen, und dieſer wichtige Artikel war alles, was aus funfzehn monatlichen Conferenzen herauskam.

Der Herzog von Bourbon ließ ſich die innere Verwaltung angelegen ſeyn, und glaubte große Einſichten zu zeigen, indem er gegen die Proteſtanten eine Deklaration ausgehen ließ, durch welche die ganze Strenge der Verordnungen Ludwigs des Vierzehnten wenigſtens erneuert wurde, da es nicht möglich war darüber hinaus zu gehen. Man wird ſich erinnern, daß die Verordnung vom 10. December 1686 den Aerzten, Wundärzten und Apothekern alle Praxis unterſagte, ſo daß man eher von der Hand eines Rechtgläubigen ſterben mußte, als dem Beyſtand eines Ketzers ſein Leben verdanken durfte. Dieſe religiöſen Gräuel kommen nur zu oft von Fürſten, die keine Sittlichkeit und nicht einmal den Anſtand kennen. Die Marquiſe hatte dieſes fromme Projekt gewiß gut geheißen; und dieſes ehebrecheriſche Weib hielt ungeſcheut die freyeſten

Digitized by Google

ſten Reden über die Gegenſtände, welche dem Volk die ehrwürdigſten waren. Als man im Jahr 1725, wo der Regen die Aernte verdarb, die Reliquien der heiligen Genovefa in einer Prozeſſion herumtrug, ſagte ſie: iſt das Volk nicht klug? Es weiß ja doch, daß ich es bin, die Regen macht und Sonnenſchein? *a)*

Auf die Vorſtellungen der General-Staaten machte man Einſchränkungen zum Vortheil der fremden, in Frankreich niedergelaſſenen Kaufleute und der Elſaßiſchen Proteſtanten, deren Vorrechte auf Friedensſchlüſſe gegründet ſind, die es mißlich ſeyn würde zu verletzen. Der Fanatismus iſt zuweilen genöthigt mit der Politik abzurechnen. Die Schweden benutzten dieſe Gelegenheit, um durch ein Manifeſt die Proteſtanten in Frankreich einzuladen, daß ſie ihre Induſtrie nach Schweden brächten; und das Ausland fand wiederum ſeinen Vortheil in der Intoleranz unſrer Regierung.

Zwey Monate nach der Deklaration gegen die Proteſtanten, erſchien eine gegen die Bettler, die eben ſo fruchtlos blieb als alle vorhergegangnen oder nachgefolgten. So lange man der Betteley nicht hinlängliche Hülfsmittel an Arbeit und Arbeitslohn reichen wird, ſo lange wird es eben ſo grauſam und unmöglich als gefährlich ſeyn, Proſcriptionen gegen die Bettler zu verordnen, deren Anzahl täglich ſo zunimmt, daß man ſie nach mäßigen Berechnungen in der Hauptſtadt allein auf acht und zwanzig bis dreyßig tauſend ſchäzt *b)*.

a) Faire la pluie et le beau tems iſt unter uns nicht ſo ſehr als ſprüchwörtlich-bildlicher Ausdruck angenommen, wie im Franzöſiſchen. Die heilige Genovefa hatte übrigens im Himmel das Departement, Frankreich zur rechten Zeit mit Regen und mit Sonnenſchein zu verſorgen, und ſie machte es im Ganzen wenigſtens eben ſo gut als die irdiſchen Verwalter der übrigen Departements. Ich glaube aber demohngeachtet, daß ſie gegenwärtig mit unter die ci-devant's gekommen iſt.

b) Ich habe in dieſem Augenblick keine Quelle, in welcher ich aufſuchen könnte, um wie vieles dieſe Anzahl ſeit der Zeit in wel-

Zu der nämlichen Zeit wo in dem Franzöſiſchen Miniſterium eine Veränderung vorging, ereignete ſich eine beträchtlichere in der Spaniſchen Regierung. Philipp der Fünfte, der ſeine Krone mit Muth erobert und vertheidigt hatte, war ihres Beſitzes bald überdrüſſig geworden. Er beſchloß alſo ſie abzulegen, und übertrug ſie durch eine authentiſche Urkunde ſeinem Sohn, dem Prinzen von Aſturien, welcher unter dem Namen Ludwigs des Erſten den Thron beſtieg. Philipp begab ſich nach San Ildefonſo, um ſich da lediglich mit dem Heil ſeiner Seele zu beſchäftigen; er nahm zugleich ſeinen Miniſter Grimaldo mit in das Kloſter, und ſeine Amtsverrichtungen wurden unter ſeine erſten Untergebnen vertheilt. Dieſe Erhöhungen ſind in Spanien nicht ſelten, indem man dort noch im Glauben ſteht, die erſte Bedingung, um eine Stelle zu erfüllen, ſey, daß man die Fähigkeiten dazu habe. Orri, Grimaldo, Patinno, und viele andre Miniſter waren urſprünglich Subalternen geweſen. Außerdem giebt es in Spanien keine feilen Aemter.

Ludwig der Erſte regierte nur ſieben und einen halben Monat, er ſtarb den 31. Auguſt an den Blattern, und ſein Vater nahm die Krone wieder an. Jedoch giengen ſechs Tage vorüber, eh Philipp der Fünfte ſich dazu entſchloß; er widerſtand dieſe ganze Zeit den Bitten der Königin, ſeiner Miniſter und ſeiner vornehmſten Beamten, und

cher Düclos ſchrieb, geſtiegen ſeyn mag. Arbeit und Arbeitslohn haben aber die Bettler in der Revolution gefunden, die Sansculottes ſpielen eine Rolle in der Franzöſiſchen Geſchichte, und die halbgroßen Menſchen, die ſie in Bewegung zu ſetzen wußten, haben das koſtbare und unentbehrliche Geheimniß verloren gehen laſſen, ſie nach Gefallen zu lenken und anzuhalten. Es ſteht noch zu erwarten, ob die Sache der Freyheit, der Vernunft, der Aufklärung, der Tugend, ſich von dem Müſſiggang, der Habſucht, dem Leichtſinn, der Liederlichkeit, der Infamie abſondern, oder durch dieſe zur Beute der Politik, der Diſciplin, der Obſervanz werden wird. Doch ſcheint Grund genug zu dem Prognoſtikon vorhanden zu ſeyn: daß die größten Konvulſionen im Stande ſeyn werden zu reinigen, aber nicht zu zerſtören.

und alle Stellen der Regierung blieben unterdeſſen unthätig. Grimaldo trat zugleich mit dem König von neuem in ſein Amt; und die Königin, welcher die Krone durch die kurze Trennung noch theurer geworden war, befliß ſich den neuen Unannehmlichkeiten vorzubauen, welche ihr Gemahl davon haben konnte, und hatte in dieſem Kampf ſelbſt oft die ſchrecklichſten zu ertragen.

Obſchon die auswärtigen Geſchäfte nicht den vornehmſten Gegenſtand dieſer Memoiren ausmachen, ſo darf ich Begebenheiten, welche ganz Europa intereſſirten, wie die pragmatiſche Sanktion des Kaiſers Karl des Sechſten, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Schon ſeit dem Jahr 1713 hatte er die Nachfolge zu allen ſeinen erblichen Staaten in ſeinem Hauſe ſichern wollen. Er hatte damals keine Kinder, er konnte aber welche bekommen, und ließ in ſeinem Staatsrath ein Geſetz entwerfen, durch welches ſeine männlichen Kinder, und in Ermangelung dieſer ſeine Töchter, beyde nach der Ordnung der Erſtgeburt, ſeine Güter, Staaten und Fürſtenthümer, ganz ohne Trennung noch Theilung, beſitzen ſollten. Dieſe untheilbare Erbfolge ſollte, in Ermangelung des von ihm entſproſſenen Caroliniſchen Stammes, auf den von ſeinem Bruder Joſeph entſproſſenen Joſephiniſchen Stamm, und in Ermangelung beyder, auf die Schweſtern Seiner Majeſtät übergehen. Seit dieſem Succeſſionsplan hatte Karl einen Sohn gehabt, der im Jahre ſeiner Geburt geſtorben war, und drey Töchter, denen er das Recht zu ſeiner untheilbaren Erbfolge, nach der Ordnung der Geburt, zuſichern wollte. Er fing damit an, ſich der Verzichtleiſtungen ſeiner beyden Nichten, der Churfürſtlichen Prinzeſſinnen von Sachſen und von Baiern zu verſichern, und publizirte ſodann das Succeſſionsgeſetz unter dem Namen der Pragmatiſchen Sanktion. Man wird in der Folge die Begebenheiten ſehen, zu welchen dieſes Geſetz Anlaß gab.

Die politiſchen Verabredungen, die Thätigkeit der Kabinette, deren Würkungen nur eventuell oder entfernt ſeyn ſollen, haben für den größten Theil einer Nation wie die unſrige wenig Intereſſe. Worauf ſie vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit wandte, das war der Zuſtand der Finanzen. Es waren noch für zweytauſend Millionen königliche Papiere verbreitet, ohngeachtet zuletzt für fünf bis ſechs hundert Millionen ungültig erklärt worden waren. Um die liquidirten Papiere aus der Circulation zu ziehen, hatte die Regierung keine andern Mittel gefunden, als immerwährende oder Leib-Renten und Aemter, welche bald wieder eingeſtellt wurden, zu errichten. Jede Finanzoperation wurde als ein Heilungsmittel erdacht, und bald für ein neues Uebel erkannt. Man glaubte auch in der Verminderung der Münzen, die man zuweilen vermehrt oder vermindert hatte, eine Art von Hülfe zu finden; und man bedachte nicht daß dieſe Wechſel, ſo gleichgültig wie ſie im auswärtigen Handel ſind, im innern Verkehr jedesmal Konvulſionen hervorbringen. Man ſcheint ſeitdem hievon zurückgekommen zu ſeyn. Verbote, das baare Geld aus dem Königreich zu laſſen, hatten natürlicher Weiſe eben ſo wenig Erfolg.

Wenn ſich der Herzog von Bourbon nach beſtem Vermögen um die Geſchäfte des Staats bekümmerte, ſo war er auf ſeine eignen noch ungleich mehr bedacht. So ſicher er ſich auch in ſeinem Poſten wußte, ſo fühlte er doch, daß ſeine Macht von dem Leben des Königs, der kaum ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, abhinge; und da die Infantin erſt in ihrem achten war, ſo ſah er voraus, daß viele Jahre vergehen würden, eh Ludwig Kinder haben konnte. Hatte man nun bis dahin das Unglück ihn zu verlieren, ſo kam die Krone an den König von Spanien oder in das Haus Orleans, und in beyden Fällen hörte die Gewalt des Herzogs von Bourbon auf. Er

zitterte

zitterte daher bey der geringſten Unpäßlichkeit des Königs. Ludwig wurde in einem Fieber, das von mißlichen Symptomen begleitet ſchien, zweymal zur Ader gelaſſen. Die Krankheit dauerte nur kurze Zeit; aber ſo lange ſie währte, war der Herzog in der ſchrecklichſten Unruhe. Er ſchlief gerade unter den Zimmern des Königs, und glaubte einmal in der Nacht mehr Lärm und Bewegung zu hören als gewöhnlich. Er ſprang aus dem Bett, und ging in vollem Schrecken, im Schlafrock hinauf. Der erſte Chirurgus, Marechal, welcher im Vorzimmer ſchlief, verwundert ihn zu einer ſolchen Stunde erſcheinen zu ſehen, ſtand auf, ging ihm entgegen, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Beſtürzung. Der Herzog, noch ganz außer ſich, antwortete blos in einſylbigen Tönen: „Ich habe Lärm gehört — der König iſt krank — was wird aus mir werden?“ Marechal hatte Mühe ihn zu beruhigen, und beredete ihn endlich ſich wieder niederzulegen; aber indem er ihn herauf begleitete, hörte er ihn wie einen Menſchen, der allein zu ſeyn glaubt, zu ſich ſelbſt ſprechen: „das ſoll mir nicht wieder begegnen — kömmt er auf, ſo muß er vermählt werden.“

Von dieſem Augenblick war die Zurückſendung der Infantin beſchloſſen. Der Herzog ließ nicht mehr Zeit hingehen als nöthig war, um den Spaniſchen Hof von dem in Frankreich genommenen Entſchluß zu benachrichtigen; denn drey Wochen darauf ließ Philipp der Fünfte die Königin Wittwe Ludwigs des Erſten, und ihre Schweſter, Mademoiſelle de Beaujolois, welche dem Infanten Don Carlos, dem jetzigen König von Spanien, beſtimmt geweſen war, wieder nach Frankreich zurückgehen. Die Infantin verließ Paris vor ihrer Ankunft, und kehrte wieder nach Madrid.

Der König von Spanien und die Königin beſonders empfanden den lebhafteſten Verdruß über die Zurückſendung

dung der Infantin. Der Marechal von Teſſe, unſer Ambaſſadeur am Spaniſchen Hof, hatte es vorausgeſehen, und ſich nicht getraut, die erſten Ausbrüche der Königin auszuhalten, wenn er ihr eine ſo widerwärtige Nachricht verkündigte; er reiſte daher von Madrid weg, und gab dem Abbe de Livri, den er als Geſchäftsträger hinterließ, den unangenehmen Auftrag zu beſorgen.

Der Herzog von Bourbon hatte den Entſchluß die Infantin zurückzuſchicken noch früher gefaßt, als er ſich über die Wahl der Prinzeſſin, der er die Krone zudachte, beſtimmt hatte. Er warf ſein Augenmerk zuerſt auf ſeine Schweſter, Mademoiſelle de Vermandois, die gegenwärtig Aebtiſſin von Beaumont ≈ les ≈ Tours iſt. Indem er auf dieſe Art Schwager des Königs geworden wäre, würde er ſeine Macht noch feſter gegründet haben; und die Marquiſe von Prie war mit der Heirath ſehr zufrieden. Da jedermann wußte, daß der Herzog nichts ohne den Rath oder das Gutheißen der Marquiſe that, ſo konnte Mademoiſelle de Vermandois nicht zweifeln, daß ſie ihr dieſes glänzende Glück zu verdanken hätte; und die Marquiſe glaubte ſich dagegen berechtigt, von der Erkenntlichkeit einer Königin, die ſie dazu gemacht hätte, alles zu erwarten. Bevor ſie ſich jedoch ganz beſtimmte, wollte ſie ſich hierüber der Geſinnungen der Prinzeſſin verſichern, und die vorläufigen Bedingungen mit ihr abreden. Die erſte darunter war, daß Mademoiſelle de Vermandois gegen ihre Mutter blos die Rückſichten des Anſtandes beobachten, und ihr nicht das mindeſte Gewicht einräumen ſollte. Die Marquiſe, welche ihre eigne Mutter nicht leiden konnte, war eben ſo verwundert als unzufrieden ganz verſchiedne Geſinnungen an der Prinzeſſin zu finden; und gewohnt, wie ſie es war, ihren Liebhaber zu ihren Füßen zu ſehen, beleidigte es ſie, daß ſeine Schweſter nicht eben ſo unterwürfig gegen ſie war. Mehr war für ſie nicht nöthig, um ihren Plan fahren zu laſſen, und

eine

eine gefälligere Prinzeſſin zu ſuchen. Es fiel ihr nicht ſchwer den Herzog zu überreden, daß die Verſchwägerung mit dem König, weit entfernt ihn ſichrer zu ſtellen, ihn vielmehr in die Abhängigkeit ſeiner Schweſter und ſeiner Mutter ſetzen würde. Es kam nun auf nichts mehr an, als eine ſchickliche Partie für den König zu finden, was bey dem ungleichen Alter der meiſten Europäiſchen Prinzeſſinnen, von denen die einen zu jung und die andern zu alt waren, nicht ganz leicht wurde.

Auf die erſte Nachricht von der Zurückſendung der Infantin, meldete es der Prinz Kourakin, Ruſſiſcher Ambaſſadeur in Frankreich, der Zarin, die ihrem Gemahl Peter dem Erſten nachgefolgt war, und welche ſogleich, nach getroffener Verabredung mit Campredon, unſerm Ambaſſadeur in Rußland, die Prinzeſſin Eliſabeth ihre zweyte Tochter, welche in gleichem Alter mit Ludwig dem Funfzehnten war und nachher regiert hat, für den König vorſchlug; ſie bot zugleich dem Herzog von Bourbon an, ihn nach dem Tode Auguſts zum König von Polen zu machen. Der Herzog, welcher bey Lebzeiten des Zars, mit Rückſicht auf die Polniſche Krone, um die Prinzeſſin Eliſabeth geworben hatte, antwortete der Zarin, er glaubte ſich ihrer Verwendung noch gewiſſer, wenn er ihr Schwiegerſohn würde, als wenn er die Prinzeſſin Eliſabeth zur Königin von Frankreich machte.

Man erſchöpfte ſich eine Zeitlang in Muthmaaßungen über die Wahl, die man treffen würde. Niemand dachte an die Prinzeſſin Lesczinska, Tochter des ehemaligen Königs von Polen Stanislaus, welcher damals als ein geächteter Flüchtling umher irrte. Aber eben dies war es, was die Marquiſe, und folglich den Herzog beſtimmte. Sie konnten an der Erkenntlichkeit einer Prinzeſſin nicht zweifeln, die ſie aus der unglücklichſten Lage riſſen, um ſie auf den erſten Thron von Europa zu ſetzen. Stanislaus war, nachdem er ſich mit ſeiner Frau

und ſeiner Tochter vor den Verfolgungen des Königs Auguſt gerettet hatte, geächtet worden, und ein Dekret des Polniſchen Reichstags hatte einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Er hatte ſich erſt nach Schweden, dann nach der Türkey, und nachher nach Zweybrücken geflüchtet. So lange Karl der Zwölfte lebte, ſorgte er ohngeachtet ſeiner eignen Unfälle für den Unterhalt des vertriebenen Königs von Polen. Aber nach Karls Tod fand ſich Stanislaus immer verfolgt, aller Stütze beraubt, ohne Vermögen und ohne Sicherheit ſeines Lebens; er ſtellte ſeine unglückliche Lage dem Regenten vor, welcher, von Mitleiden gerührt, ihm einen heimlichen Zufluchtsort in einem Dorfe bey Landau gewährte, und ihn dort mit dem nöthigen Geld unterſtützte. Sein Aufenthalt wurde bald entdeckt, und er erfuhr, daß ſeine Feinde Maasregeln nähmen, um ihn aufheben zu laſſen. Er flüchtete ſich ſogleich zum Kommandanten von Landau, und erhielt vom Regenten die Erlaubniß, ſeine Sicherheit da zu ſuchen, bis man Einrichtungen getroffen hätte, um ihn zu Weißenburg in einer alten Kommanderie, an welcher die halbe Mauer verfallen war und nicht wieder aufgebaut wurde, einzuquartieren.

Hier war es, wo er durch einen Brief des Herzogs von Bourbon das unverhofte Glück erfuhr, das ihm begegnete. Er eilte in das Zimmer wo ſeine Frau und ſeine Tochter waren, und ſagte gleich beym Eintritt: „Werft Euch mit mir auf die Knie, und danket Gott! — „Ach mein Vater," rief die Tochter aus, „Sie ſind wieder zum Polniſchen Thron berufen? — „O meine Tochter," antwortete Stanislaus, „der Himmel iſt uns noch viel günſtiger. Du biſt Königin von Frankreich!"

Kaum konnten ſie ſich überzeugen daß es kein Traum wäre. Es iſt unmöglich das Entzücken der Mutter und die Empfindung der Tochter zu ſchildern, die ſich vorher glücklich geſchätzt haben würde, einen von denen zu heirathen,

rathen, welche nunmehr zu ihren vornehmſten Hofbedienten gehören ſollten. Sie ſah ein lebendiges Beyſpiel davon an der Herzogin von Bouillon, Enkelin des Königs Sobieski, welcher auf dem Thron geſtorben war; ſie ſelbſt war kürzlich abgewieſen worden. Als die Prinzeſſin von Baden den Herzog von Orleans heirathete, ſchlug Stanislaus ſeine Tochter für den Bruder dieſer Prinzeſſin vor, und ſein Anerbieten wurde verworfen. Die Mutter der Herzogin von Orleans zog nachher in Erwägung, daß ihre Tochter jetzt die Unterthanin eben der Prinzeſſin wurde, welche ſie nicht zur Schwiegertochter hatte annehmen wollen, und ſchrieb einen Brief, worinn ſie ſich in unterwürfige Komplimente verlohr, um die Gnade und das Wohlwollen der Königin für ihre Tochter anzurufen. Da alles ſo weit in Ordnung war, begab ſich Stanislaus mit ſeiner Familie nach Straßburg, wo das förmliche Anſuchen durch Ambaſſadeurs mit mehr Würde vorgenommen werden konnte, als in dem verfallenen Schloß zu Weißenburg.

Der Herzog von Antin und der Marquis von Beauveau erhielten dieſen Auftrag, und mit ihnen ſandte man zugleich die Hofhaltung der künftigen Königin ihr entgegen. Der Herzog von Antin, obſchon ein Mann von Verſtand und der feinſte Hofmann, ſagte ziemlich ungeſchickt in ſeiner Anrede: Der Herzog von Bourbon hätte zwar eine ſeiner Schweſtern vorziehen können, es wäre ihm aber hauptſächlich nur um die Tugend zu thun geweſen. Worauf Mademoiſelle de Clermont, eine dieſer Schweſtern, welche zur Oberſthofmeiſterin der Königin ernannt, und bey dieſem Kompliment gegenwärtig war, ſagte: „d'Antin ſieht uns, meine Schweſtern und mich, alſo wohl für Huren an.“ Auf die Lobeserhebungen, mit welchen man gegen die Königin von der Geſtalt und den Reizen ihres Gemahls ſprach, antwortete ſie: „Ach das verdoppelt nur meine Angſt!“ Der Herzog

von Orleans, mit der Vollmacht des Königs verſehen, heirathete ſie in der Straßburger Domkirche, wo der Kardinal Rohan ihnen den ehelichen Segen gab. Vierzehn Tage darauf kam die Königin in Fontainebleau an, wo der nämliche Prälat am 4. September die Hochzeit Ihrer Majeſtäten feierte. Dieſe Ceremonie änderte übrigens nichts an der Regierung. Die Königin beſtieg den Thron, und die Marquiſe von Prie fuhr fort zu herrſchen. Alles hing von ihr ab, öffentliche ſowohl als Privat-Angelegenheiten. Der Herzog befliß ſich nicht allein, allen ihren Launen oder Gelüſten zuvor zu kommen, er mußte auch ihrer Wuth dienſtbar ſeyn. Wir haben geſehen, daß Le Blanc auf die Baſtille geſetzt, und daß die Kammer des Arſenals bevollmächtigt worden war, ſeine Sache zu unterſuchen. Der Graf und der Ritter von Belle-Isle, und Moreau de Sechelles, welcher nachher Finanzminiſter geweſen iſt, fanden ſich in der nämlichen Sache verwickelt, und wurden zu Anfang dieſes Miniſteriums arretirt. Ob ſie in Anſehung des Staats unſchuldig waren oder nicht, das war keineswegs hier die Frage. Ihr unverzeihliches Verbrechen in den Augen der Marquiſe war ihr freundſchaftliches Verhältniß mit ihrer Mutter. Sie wünſchte durch eine Kommiſſion über ſie erkennen zu laſſen, weil der regierende Miniſter immer ſicher iſt das Urtheil anzugeben. Aber der Marechal Herzog de la Feuillade, welcher ſich mit ſeinem Einfluß im Parlament brüſten wollte, überredete den Herzog von Bourbon, die Sache dieſem Tribunal zu übergeben, und ſtand ihm dafür, daß die Beklagten nicht durchkommen würden, dahingegen, wie er ſagte, die Commiſſionen in Kriminalſachen dem Volk immer ſo verhaßt ſind, daß ſelbſt ein Schuldiger, den ſie verurtheilen, für ein Schlachtopfer der Leidenſchaft angeſehen wird. Der Prinz ließ ſich zureden, und die Sache wurde dem Parlament überlaſſen. La Feuillade ſetzte ſich ſogleich in Bereits

reitſchaft ſein Wort zu erfüllen, und machte ſich beynahe zur Partey der Beklagten; da er aber die Magiſtratsperſonen nicht in der nämlichen Stimmung, wie er als Sollicitant und als heimlicher Gegner aufzutreten, fand, ſo erhob er ſich ungeſcheut zum Richter. Er nahm alſo, ſobald die Sache in Gang kam, im Parlament ſeinen Sitz als Pair ein, und zog noch zwey andre mit ſich, die ſo gut wie er der Marquiſe damit ihren Hof machen wollten. Aber der öffentliche Unwillen war darüber ſo laut, daß der Herzog von Bourbon fühlte, ein Theil davon möchte auf ihn zurückfallen, und ihnen ſchon bey der zweiten Sitzung verbot, ſich wieder im Parlament zu zeigen. Das Urtheil welches erfolgte, war für Le Blanc ſo günſtig, und der Beyfall ſo allgemein, daß es für eine Art von Triumph gelten konnte. Der Herzog von Bourbon und die Marquiſe waren außer ſich, aber ſie mußten ihre Wuth zurückhalten. Es giebt Fälle, wo die Stimme des Volks die Deſpoten im Zaum hält.

Durch Mangel an Oekonomie nahmen die Bedürfniſſe der Regierung immer zu, und der Herzog ließ ein Edikt ergehen, welches alle Güter des Königreichs der Abgabe des funfzigſten in natura auf zwölf Jahre unterwarf: ein Ziel das weit genug hinausgeſetzt iſt, um in Frankreich oft die Dauer einer Auflage zu verkündigen. Da ſie ſo gut wie der Zehnte, ohne Rückſicht auf die Koſten des Baues und andre, erhoben werden ſollte, ſo war das Geſchrei allgemein. Alle Parlamente machten Remonſtranzen, welche den Miniſter zwangen, ein lit de juſtice zur Einregiſtrirung vom König halten zu laſſen. Es war das erſte dieſer Art unter der gegenwärtigen Regierung und hatte den nämlichen Erfolg, wie ſo viele andre von der nämlichen Art, zu welchen die Miniſter gezwungen worden ſind. Sie hören nicht auf zu ſchreien, daß die königliche Macht nicht auf's Spiel geſetzt werden

darf, und ſie hören nicht auf ſie auf's Spiel zu ſetzen: man wird oft Beyſpiele davon ſehen.

Zu der ſchlechten Staatsverwaltung geſellten ſich wirkliche Unfälle, die eine Regierung ohne Grundſätze noch verſchlimmerte. Das Korn und der Wein wurden durch Regen 1) verhindert zu reifen.

Der Zuſtand der Felder ließ eine Hungersnoth beſorgen; dieſe Furcht ſelbſt brachte ſie beynahe hervor, und veranlaßte wenigſtens eine ſolche Theurung, daß in Paris das Brod bis 9 Sols das Pfund ſtieg, und verhältnißmäßig in den Provinzen. Die Monopoliſten ſuchten die Beſorgniß zu vermehren, um ihre Räubereyen zu treiben. Magiſtratsperſonen, denen es an Einſichten fehlte, und die es kützelte als Väter des Volks zu erſcheinen, beſtärkten das Monopolium durch den Widerſtand, den ſie demſelben entgegenſetzten. Die Nachſuchungen in den Kornböden bewogen diejenigen, die ſich davor ſichern konnten, ihren Vorrath noch ſorgſamer zu verwahren, in der Hofnung, die Preiſe noch mehr ſteigen zu machen. Leute von Anſehen, welche weniger unſchuldig waren als die Magiſtratsperſonen, ſprachen mit Uebertreibung von Beſorgniſſen die ſie nicht hatten, und errichteten, unter dem Vorwand dem Volke zu dienen, Magazine die ihnen ungeheure Summen eintrugen. Die Marquiſe von Prie, und die Paris, ihre Rathgeber, wurden deſſen laut beſchüldigt. Vielleicht war der Vorwurf ungegründet; aber wenn das Volk leidet, hält es ſich immer an diejenigen, die an der Spitze der Regierung ſtehen; und ſie würden es vermieden haben, wenn ſie ſich begnügt hätten, eine un=

1) Das Waſſer, das in dieſem Jahre fiel, betrug zwar nicht mehr als in andern Jahren, es war ſogar kleiner als in manchen, indem es nur 17 bis 18 Zoll geweſen iſt, dahingegen 1750 bis 1757 es Jahr aus Jahr ein auf 20 Zoll geſtanden hat. Aber im Jahr 1725 fieng der feine und anhaltende Regen im April an, und endigte erſt im Oktober.

Digitized by Google

uneingeſchränkte und fortwährende Freiheit in dem Kornhandel einzuführen. Ohne Zweifel wird man dahin gelangen, wenn die Nation Einſichten genug haben wird, um ſich von eigennützigen Leuten nicht mehr hintergehen zu laſſen.

Die Theurung war nicht von langer Dauer, die Aernte fand Statt und war ſo gar reichlich; und da das Korn zu ſehr mit Waſſer getränkt war, um es aufheben zu können, ſo fiel das Getraide bald zum niedrigſten Preis herunter.

Zur Geſchichte dieſer Plage gehört noch ein Faktum, das an ſich unrichtig iſt, das aber, nach meinem vornehmſten Zweck die Menſchenkenntniß zu erweitern, zum Beweis dient, wie ſehr die Miniſter, und die unwiſſendſten am allermeiſten, ſich ſcheuen in den Verdacht zu kommen, als ob ſie aufgeklärt zu werden brauchten.

Es hatte in Paris des Brodes wegen ſo heftige Bewegungen gegeben, daß ſogar Blut dabey vergoſſen worden war, und daß die Regierung ſich gezwungen ſah, drey von den ſchuldigſten oder von den unglücklichſten hinrichten zu laſſen. Aber dieſe Strenge ſtellte die Ruhe in den Gemüthern nicht wieder her, weil ſie dem Elend nicht abhalf, und der Hunger unumſchränkter gebietet als die Könige. Jannel, der jetzige General-Intendant von den Poſten, war damals ſchon mit den Miniſtern in Verbindung, und ſah den Herzog von Bourbon auf einem ziemlich vertraulichen Fuß. Er brachte durch einige Stadtviertels-Commiſſarien in Erfahrung, daß ſie für den folgenden Tag, welches ein Markttag war, einen heftigen Aufſtand beſorgten, und ſelbſt von dem Pöbel zerriſſen zu werden fürchteten. Er gab hierüber dem Herzog von Bourbon ungeſäumt Nachricht. Der Prinz gerieth in den größten Schrecken, verbarg es nicht, und ſtellte ſogleich Befehle aus, damit Korn und Mehl um jeden Preis herbeygeſchaft würde. Dieſen Markttag und

die folgenden gab es Ueberfluß; da dies Getraide etwas unter dem Ankauf abgelaſſen wurde, ſo fiel durch die Konkurrenz der laufende Preis. Die Monopoliſten zitterten, ihrem Syſtem gemäß oder aus Furcht, vor dem Ueberfluß, und öfneten ihre Vorräthe, ſo daß von Tag zu Tag das Gleichgewicht wieder aufkam.

Da der Herzog nun vollkommen beruhigt war, ſchämte er ſich furchtſam geweſen zu ſeyn, und noch mehr daß er es hatte merken laſſen. Seine Vertrauten wollten ihre vorherigen ſchlechten Operationen bemänteln und ſich für den Gewinſt, der ihnen entgangen war, entſchädigen; ſie machten ihm das übertriebenſte Bild von der geringen und durch die Umſtände nothwendigen Einbuße, die man beim Ankauf des Getraides erlitten hatte. In ſeinem Zorn gegen Jannel, den er zum Zeugen ſeiner Beängſtigung gehabt hatte, ließ der Herzog eine lettre de cachet ausfertigen, um ihn, als die Veranlaſſung eines paniſchen Schreckens, auf die Baſtille zu ſetzen. Der Biſchof von Frejus bekam davon Nachricht, fühlte die Ungerechtigkeit, ſtellte ſie vor, ließ den Befehl zurücknehmen, und gab Jannel die Warnung in Zukunft lieber weniger nützlich, und vorſichtiger zu ſeyn. Ich habe alle dieſe Umſtände von Jannel ſelbſt.

Ob wir gleich zu der Zeit, von welcher die Rede iſt, mit Rußland wenig politiſche Berührungspunkte hatten, ſo machte doch der Tod des Zar Peter I in Europa ein zu wichtiges Ereigniß, um hier nicht davon Erwähnung zu thun.

Ich habe bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Frankreich einige Züge ſeines Karakters gegeben; aber über einen ſo außerordentlichen Mann, dem man den Zunamen des Großen gegeben, und der ihn in vielen Rückſichten verdient hat, muß ich noch einige beſtimmtere Nachrichten anführen. Es iſt um ſo mehr der Mühe werth ſich dabey aufzuhalten,

als

als die zwey vornehmſten Geſchichtſchreiber 1) dieſes Monarchen, aus eigennützigen Rückſichten, viele wichtige oder merkwürdige Umſtände verfälſcht oder weggelaſſen haben. Ich werde ſogar hier einen Vorſprung machen, um ein zuſammengedrängtes Gemälde von den Staatsveränderungen zu geben, die ſich bis an den gegenwärtigen Augenblick in Rußland ereignet haben.

Man weiß daß Michael Romanow, Großvater Peters des Erſten, im Jahr 1613 den Thron beſtieg, und der erſte Zar ſeines Stammes war. Er war der Sohn eines Erzbiſchofs von Roſtow, und durch die Weiber mit den alten Zaren verwandt; aber die Krone verdankte er bloß der Verſammlung der Bojaren, die ihm dieſelbe durch Wahl übertrugen. Er machte ſeinen Vater zum Patriarchen von Rußland, und vertraute ihm die ganze Gewalt an. Er hatte 1645 ſeinen Sohn Alexis zum Nachfolger. Dieſer hatte von ſeiner erſten Gemahlin,

 Maria

1) Der Deutſche Verfaſſer der Memoiren, die unter dem Namen Iwan Neſtechuranoy herauskamen, der Baron von Hauſen, war vom Ruſſiſchen Hof beſoldet, und ſchrieb nach den Eingebungen des Herzogs von Holſtein.

Voltaire hatte von der Zarin Eliſabeth den Auftrag, die Geſchichte Peters des Großen zu ſchreiben, und empfieng für 50000 Livres goldne Münzen, die ihm Iwan Schuwalof ſchickte, und von dem Ritter d'Eon gebracht wurden, der ſie in Straßburg den Banquiers Hermann und Dietrich übergab. Seitdem bekam der Graf Puſchkin auch noch 4000 Dukaten für Voltaire, er verthat ſie aber, machte noch Schulden dazu, und wurde auf das Fort l'Evêque geſetzt. Ich weiß nicht, wie und wenn er wieder herausgekommen iſt.

Voltaire hat ſo gut gefühlt was man ihm über ſeine Weglaſſungen vorwerfen würde, daß er ſich in ſeiner Vorrede ſehr gegen die Schriftſteller ereifert, welche die Schwachheiten der Fürſten verrathen. Ich wüßte doch nicht, wie man einen richtigeren Begrif von ihnen geben könnte a).

a) Ich werde im Anhang Gelegenheit finden, über Voltaire's Karakter als höfiſcher Geſchichtſchreiber einige Bemerkungen zu ſammeln, deren Zuſammenſtellung und Vergleichung mit den nunmehr ſo hell aufgedeckten Skandalen der Franzöſiſchen Geſchichte, mir nicht ganz unwichtig ſcheint. Wollen aber die Höfe durch beſtochene Federn auf die Völker würken, ſo wünſchte ich wenigſtens, daß wir Deutſche ſchon der Mühe werth wären, uns durch Voltairiſche Federn bethören zu laſſen, wobey denn doch nicht alles Verluſt iſt. Es wäre zu demüthigend für uns, dem Kontraſt zwiſchen Voltaire's Siecle de Louis XIV und der Wiener Zeitſchrift weiter nachzugehen!

Digitized by Google

Maria Milaslowski, vier Söhne, Simon und Alexis, die jung geſtorben, Feodor und Iwan, welche regierten, und vier Töchter, Theodoſia, Maria, Sophia, welche Mitregentin wurde, und Katharina. Von ſeiner zweyten Gemahlin, Natalia Nariſchkin, hatte er Petern, den Zaren von welchem ich ſprechen werde, und die Prinzeſſin Natalia.

Nach Alexis Tod 1676 folgte ihm Feodor, ſein älteſter Sohn, nach, und ſtarb den 27. Auguſt 1682, ohne von ſeinen beiden Gemahlinnen, Euphemia Grozeſka, einer Polin, (geſtorben 1681) und Martha Mathowna Apraxin, (geſtorben 1716, Kinder zu hinterlaſſen.

Feodor hatte ſeinen jüngſten Bruder Peter, der erſt zehn Jahr alt war, in welchem er aber ſchon den Mann ahndete, zu ſeinem Nachfolger ernannt, und den älteren, Johann, welcher dreyzehn Jahre alt, aber an Leib und an Seele gleich ſchwach war, übergangen. Die Prinzeſſin Sophia fürchtete jedoch, daß die beyden Nariſchkins, Brüder der jungen verwittweten Zarin, und Peters Oheime, unter dem Namen ihres Neffen die Regierung an ſich reißen möchten; und da ſie ſelbſt unter Johanns Namen zu herrſchen ſtrebte, wiegelte ſie die Strelizen 1) zu einer Empörung auf, ließ die beyden Nariſchkins und die vornehmſten Großen, die ihr verdächtig waren, ermorden, den älteſten Bruder Johann dem jüngeren zugeſellen, und ſich endlich ſelbſt zur Mitregentin ernennen, in welcher Eigenſchaft ſie einige Jahre lang die Alleinherrſchaft beſaß. Sie fühlte dabey mehr die Unruhe der Unſicherheit als Gewiſſensangſt. Peter verkündigte in ſeinem ſiebzehnten Jahre alles, was er zu werden beſtimmt war, und Johanns ſchwächliche Umſtände bedrohten ihn mit einem nahen Tod. Er war ſeit 1684 mit Paraſkowia Soltikof vermählt, hatte aber nur drey Töchter, Catharina, Anna und Pharaſkowia.

So-

1) Die Strelitzen waren in Rußland, was die Prätorianiſche Wache unter den Römiſchen Kaiſern war und was die Janitſcharen im Ottomaniſchen Reich ſind: Truppen die immer gleich bereit ſind der Wuth ihrer Fürſten zu fröhnen, oder ſie vom Thron zu ſtürzen.

Sophia ſah die Frucht ihrer Verbrechen verloren gehen, wenn ſie ihre Zahl nicht noch um eines vermehrte, und ſie beſchloß Petern umzubringen, welcher noch nicht verheirathet war. Man hat behauptet, daß ſie zuerſt Gift gebraucht hätte, daß aber ſchnelle Gegenmittel, mit dem ſtarken Temperament des jungen Fürſten verbunden, die Todesgefahr abgewehrt hätten, und daß die konvulſiviſchen Bewegungen, die oft an ſeinen Geſichtsmuſkeln ſichtbar waren, Folgen der heftigen Würkung dieſes Gifts geweſen wären. Welchen Grund dieſe Behauptung auch haben mag, ſo war es wenigſtens nicht Sophiens Karakter, der ſie zerſtören konnte; denn ſie trachtete nachher dieſen Bruder durch die Strelizen ermorden zu laſſen, und er war genöthigt ſich in das Schloß der Dreyeinigkeit zu flüchten. Die Bojaren, ihre Vaſallen oder Sklaven, die Deutſchen welche in Rußland lebten, eilten ihm zu Hülfe, zogen durch ihr Beyſpiel die Strelizen von Sophiens Partei ab, und brachten den jungen Fürſten nach Moſkau zurück, wo man die Mitſchuldigen der Prinzeſſin hinrichten ließ; ſie wurde in ein Kloſter geſperrt.

Von dieſem Augenblick fieng Peters Regierung an, denn Iwan hatte bis zu ſeinem Tod (am 19. Januar 1696) kein andres Vorrecht der Herrſchaft als das, den Titel als Zar zu theilen. Damals beſchloß Peter, verſchiedne Länder zu bereiſen, und bey fremden Nationen die Kenntniſſe zu holen, die er zu Hauſe nicht finden konnte. Er hatte vor ſeiner Abreiſe alle Maasregeln genommen oder zu nehmen geglaubt, um während ſeiner Abweſenheit die Ruhe ſeines Reichs zu ſichern. Aber die Geiſtlichkeit erſchrack vor der zunehmenden Aufklärung dieſes Fürſten und vor dem erſten Anbruch eines neuen Tageslichtes; ihre Furcht, den Aberglauben zerſtört zu ſehen, mochte vielleicht, ſo wie ſie anderwärts aus Eigennutz entſpringt, hier ſogar in aufrichtiger Dummheit ihren Grund haben;

kurz ſie theilte ſie dem Volk mit. Alte Bojaren, die an den herkömmlichen Gebräuchen hiengen, machten mit den Prieſtern gemeine Sache. Bey einem knechtiſchen, aberglaubiſchen und wilden Volk iſt eine Revolution das Werk des Augenblicks. Aber es bedarf auch nur eines Augenblicks zu einer entgegengeſetzten Revolution. Rußland hat während dieſes Jahrhunderts in wenigen Jahren mehrere Beyſpiele davon geliefert. Die Rebellen waren im Begrif, Sophien wieder auf den Thron zu ſetzen, und ſie nahmen ſich vor, dem Zaren den Eingang ſeiner Staaten zu verſchließen. Aber auf das erſte Gerücht von dem Aufruhr reiſte Peter von Wien ab, und zeigte ſich bald in Moſkau. Noch vor ſeiner Ankunft hatten die fremden Truppen, die er hier zurückgelaſſen, den Strelizen, welche um Sophiens willen von den Gränzen des Reichs herbeykamen, die Spitze geboten. Die Gegenwart des Zaren unterwarf vollends alles. Er gebot ſogleich die ſchrecklichſten Hinrichtungen, und da er nicht hoffen konnte, den Geiſt des Aufruhrs in den Strelizen zu erſticken, beſchloß er ſie zu vernichten. Er ließ ſie durch die fremden Truppen, und durch die übrigen, die ihm treu geblieben waren, umringen und entwafnen. An einem Tage wurden zweytauſend gehenkt, und gegen fünftauſend enthauptet. Der Zar eröfnete ſelbſt das Hochgericht, indem er ein Beil nahm und gegen hundert Köpfe abhieb; zugleich befahl er ſeinen Hofleuten, ſeinem Beyſpiel zu folgen, und den Reſt überließ er gemeineren Henkern. Alle dieſe Köpfe wurden um die Mauern von Moſkau auf eiſernen Pfälen gepflanzt, ein großer Theil den Fenſtern des Gefängniſſes der Prinzeſſin Sophia gegenüber, wo ſie an ſechs Jahre, bis zu ihrem Tode, 1704, zur Schau ausgeſtellt blieben.

Die Strelizen waren aber nur die Werkzeuge des Aufruhrs geweſen, und der Zar wollte nun diejenigen unterjochen, welche die Seele deſſelben geweſen waren. In

den

Digitized by Google

den Provinzen wurden an der Stelle der Bojarenregierung Stadtgerechtigkeiten eingeführt. Ein noch wichtigerer Gegenſtand war die Macht der Geiſtlichkeit. Die Patriarchen von Rußland waren in den öffentlichen Feyerlichkeiten oftmals neben den Zaren aufgetreten, und obgleich dieſe Art von Gleichſtellung nichts weiter als eine Ehrfurchtsbezeugung gegen die Religion war, ſo vergaß doch Peter nicht, daß ſeine Familie ihre Erhöhung zum Theil der Geiſtlichkeit verdankt hatte. Er wollte nicht, daß einſt ein andres Geſchlecht den Prieſtern, deren Gewalt über ein abergläubiſches Volk er wohl kannte, die nämliche Verbindlichkeit haben dürfte. Er ſchafte alſo das Patriarchat ab, beſtimmte die Einkünfte deſſelben zu den Bedürfniſſen des Staats, und hauptſächlich zu der Löhnung der Truppen, deren Vortheil ſich auf dieſe Weiſe mit dem Erfolg ſeiner politiſchen Operation in Verbindung fand. Er ſchränkte die Klostergelübde auf funfzig Jahre ein. Dieſe Verordnung, welche andern Fürſten hätte zum Muſter dienen können, ſetzte der Anzahl der Mönche ſolche Gränzen, daß ſie dadurch faſt ſo gut wie zerſtört wurden. Die Geiſtlichkeit brachte er endlich auf ihre bloßen Amtsverrichtungen herunter, und forderte überdem von derſelben einen neuen Eid, deſſen Formel ihm die geiſtliche Suprematie zuerkannte. Der Zar fühlte die Größe ſeiner Unternehmung und das Verdienſt ſie durchgeſetzt zu haben ſo gut, daß er einmal, als er eine Parallele zwiſchen Ludwig dem Vierzehnten und ihm, von Steele, geleſen hatte, zwar dadurch geſchmeichelt ſchien, aber hinzuſetzte: ich habe indeſſen meine Geiſtlichkeit unterjocht, und er gehorcht der ſeinigen.

Peter hatte ſich 1689 zum zweytenmal mit Eudoxia Theodora Lapoukin, von dem erſten Adel des Herzogthums Nowogorod, vermählt. Die Heirath war nach dem alten Gebrauch gemacht worden. Alle jungen und ſchönen Mädchen, adelichen Geſchlechts, aus allen Theilen des

 Reichs,

Reichs, wurden durch einen allgemeinen Ausruf benachrichtigt, daß der Zar unter ihnen eine Gemahlin wählen wollte, und kamen zu dieſem Wettkampf herbey. Der Zar ließ ſie in dem größten Saal ſeines Pallaſts verſammeln, und nachdem er ſie alle in Augenſchein genommen, entſchied er ſich für Eudoxia. Eine ſolche Wahl konnte allein auf die Schönheit fallen. Unter dieſer Menge von Nebenbuhlerinnen äußerte ſich von ſo vielen verſchiednen Karakteren nichts weiter, als der Wunſch zu gefallen, oder der ehrgeitzige Trieb die Vorgezogene zu ſeyn. Eudoxia beſaß die Eigenſchaften nicht, welche Petern an ſie feſſeln konnten. Ihr Gemahl hatte das brauſende Temperament, welches einen Liebhaber nicht treu ſeyn läßt, ſelbſt wenn er beſtändig bleibt; ſie hingegen, ſtolz und eiferſüchtig, wollte ungetheilt über das Herz ihres Gemahls, und mit ihm über das Reich herrſchen. Sie vergaß daß dieſer Gemahl ein Deſpot war, zügellos in ſeinen Begierden, unfähig den geringſten Zwang zu erdulden, und durch den Genuß ſchon erkaltet. In weniger als zwey Jahren hatte er zwey Söhne von ihr; der älteſte, Alexander, ſtarb früh, der zweyte war der unglückliche Alexis.

Der Karakter der Zarin wurde Petern mit jedem Tage läſtiger, und ſie wurde bald ein Gegenſtand ſeines Abſcheus. Er verliebte ſich ſterblich in Anna Mouſen, eine geborne Moſkauerin, deren Aeltern in der Vorſtadt der Deutſchen Staboda lebten. Dieſes junge, ſchöne und geiſtreiche Mädchen flößte ihm eine Leidenſchaft ein, die deſto heftiger wurde, je größer die Entfernung und ſelbſt der Widerwillen war, mit welchem Anna ihm begegnete. Die Zarin, außer ſich vor Wuth, überhäufte ihn mit Vorwürfen, und nahm zu tauſend Ränken ihre Zuflucht, um ihre Nebenbuhlerin zu ſtürzen, welche weit entfernt ihre Feindſchaft zu erwiedern, ſich bemühte einen verhaßten Liebhaber von ſich zu weiſen, und deswegen ihn mit Eudoxia zu verſöhnen ſuchte. Der Abſcheu der jungen Deut-

ſchen

Digitized by Google

ſchen gegen den Zaren hatte ſeinen Grund in ihrer Liebe für Kaiſerling, den Preußiſchen Geſandten.

Der Zar, durch Eudoxiens bittre Vorwürfe und durch Annens Kaltſinn gleich aufgebracht, beſchloß ſich an der erſten zu rächen, indem er ſie verſtieße, und hofte alsdenn die andre durch Ehrgeiz zu verführen, wenn er ihr ſeine Hand und ſeine Krone anböte. Er befragte die Ruſſiſchen Theologen über die Mittel die zu finden wären, um ſeine Ehe für ungültig zu erklären; ihre Antwort war ſeinen Wünſchen nicht günſtig, er hatte damals ſeine Geiſtlichkeit noch nicht unterworfen. Der Genfer Le Fort, ſein Günſtling, ſein Miniſter, kurz alles was ein Mann mit einem feſten und umfaſſenden Geiſt, mit einem entſchiednen und fruchtbaren Verſtand bey einem Fürſten, wie Peter ſeyn konnte, warf ſich zum Kaſuiſten über dieſe Gewiſſensfrage auf, und beredete den Zaren, daß er allein hierin zu richten hätte. Le Fort fand ſeinen eignen Vortheil dabey; denn Eudoxia, ſtatt ihn zu ſchonen, ſuchte ihn beſtändig zu durchkreuzen. Eine ehrgeizige Fürſtin, die des Einfluſſes beraubt iſt, nach welchem ſie ſtrebt, und gegen den Herrn ſelbſt ihren Verdruß nicht laut werden laſſen darf, iſt natürlicherweiſe die Feindin der Miniſter, die ſie nicht in ihr Intereſſe ziehen kann.

Der Zar ſprach das Urtheil der Verſtoßung ſelbſt aus, und um Eudoxien alle Hofnung zur Rückkehr abzuſchneiden, ließ er ſie in einem Kloſter einſperren, und zwang ſie das Gelübde abzulegen 1). Dieſer Fürſt war zu mächtig, um Verſtellung zu brauchen, und es ſcheint, daß er würklich die Abſicht hatte ſeine Geliebte auf den Thron zu

1) Voltaire ſagt, daß ſie in ein Kloſter von Suſdal, im Jahr 1696 kam. Ich finde in ſehr genauen Memoiren das Jahr 1693 angegeben, und ein Kloſter in Roſtow, das für adeliche Mädchen geſtiftet war. Die Intriguen welche Eudoxia in der Folge, durch die Vermittelung des Erzbiſchofs von Roſtow, mit deſſen Bruder, Glebow, ſpielte, ſcheinen meine Meynung zu bewähren. Uebrigens iſt das ziemlich gleichgültig, und ich ſchreibe dieſe Note bloß der hiſtoriſchen Genauigkeit wegen.

Digitized by Google

zu ſetzen, wenn ſie ſelbſt den Wunſch gehabt hätte; denn von Seiten der Sinne hatte er ſchon alle Befriedigung. Anna Mouſen war als Sklavin in das Bett dieſes furchtbaren und unumſchränkten Liebhabers geſtiegen, aber ſie konnte ſich nicht enthalten ihren Abſcheu blicken zu laſſen, das Geſtändniß entfuhr ihr zuweilen wider ihren Willen. Wenn ſie den eigentlichen Grund verbarg, ſo geſchah es blos um Kaiſerling der Wuth eines eiferſüchtigen, ſtolzen und deſpotiſchen Fürſten nicht bloszuſtellen, deſſen Rachſucht den Titel, mit welchem ſein Nebenbuhler bekleidet war, nicht geſchont haben würde. Annens beſtändige Weigerung die Hand des Zaren anzunehmen, war allein hinreichend einen Fürſten von dieſer Gemüthsart in dem Vorſatz ſie ihr zu geben, zu beſtärken. Aber nach den gewaltigſten Ausbrüchen von Liebe und von Wuth, nach unzähligen Kämpfen zwiſchen der Leidenſchaft und dem Verdruß, fand ſich der Zar völlig zurückgewieſen, und ſuchte endlich ſeine Heilung in den Ausſchweifungen, zu welchen ſein Temperament ihm ſchon vielen Hang gab. Er hatte ſeitdem keine beſtimmte Leidenſchaft mehr; denn was er in der Folge für Katharinen that, war weniger die Folge der Liebe, als der Dankbarkeit gegen dieſes auſſerordentliche Weib.

Sobald Anna Mouſen von ihrer glänzenden Knechtſchaft erlöſt und in Freyheit war, über ihre Hand zu ſchalten, eilte ſie ſich mit ihrem wahren Liebhaber zu verbinden.

Peter hatte noch vor ſeinen erſten Reiſen, die er 1697 nach dem Tode ſeines Bruders anfing, Eudoxien geheirathet und ſie auch wieder verſtoßen. Er unterbrach dieſe Reiſen, um die Empörung der Strelitzen zu züchtigen, und fing ſie erſt 1716 wieder an. In der Zwiſchenzeit fielen hauptſächlich ſeine Kriege vor, deren Geſchichte zu bekannt iſt, um ſie hier zu wiederholen. Was die zweyte Heirath des Zaren, und insbeſondre den Anfang vom Schickſal der Zarin Katharina betrift, iſt

weniger

Digitized by Google

weniger bekannt. Bisher ſind in allen gedruckten Werken, ohne Ausnahme, die merkwürdigſten Umſtände ausgelaſſen, verfälſcht oder bemäntelt worden. Ich werde dieſe Lücken nach ſehr ſichern Urkunden ergänzen.

Katharina von Alfendiel ward 1686 gebohren, in dem Dorf Ringen vom Diſtrikt Dorpt in Liefland, bey katholiſchen Polniſchen Bauern. Man hat behauptet, daß ſie die unehliche Tochter eines Edelmanns, Namens Roſen war, welcher als Beſitzer dieſes Dorfes die Mutter und das Kind ernährte. Andre, wie Hübner, geben ihr einen andern Edelmann, Albendiel oder Alfendiel, einen Nachbar und Freund von Roſen, zum Vater. Der Mann der Bäuerin war ſo wenig bekannt, und dieſe Genealogie damals noch ſo unwichtig, daß das Kind im Kirchenbuch als Fündling eingezeichnet wurde. Uebrigens iſt in Vergleichung mit der Höhe, die ſie erreichte, an dem größeren oder kleineren Grad der Niedrigkeit ihres Urſprungs wenig gelegen; ſie hatte dem Glück und ihrem perſönlichen Verdienſt alles zu verdanken. Schon im dritten Jahr verlor ſie ihre Mutter und Roſen, und der Vikarius von Ringen, ihr Pathe, nahm die kleine Waiſe aus Milde zu ſich. Sie war dreyzehn Jahr alt, als der Superintendent von Riga, Gluk, ſie auf ſeiner Kirchenviſitation beym Vikarius fand, der ihn bat, da er ſelbſt arm wäre, die Sorge für die Waiſe zu übernehmen. Gluk nahm ſie mit, und übergab ſie ſeiner Frau, die ſie als eine Art von Magd brauchte. Wie ſie heranwuchs, entwickelten ſich ihre Züge und ihre Geſtalt, ihre Schönheit fing an bemerkt zu werden, und Gluk ſah, daß ſie auf das Herz ſeines Sohnes etwas zu viel Eindruck machte. Um den Folgen vorzubauen, verheirathete er ſie an einen Schwediſchen Trabanten von der Wache Karls des Zwölften, oder wie andre ſagen, an einen Soldaten von dem Regiment Schlipenbach; vielleicht hatte er erſt in dieſem Regiment gedient, und übrigens

wäre

Digitized by Google

wäre ein Streit über den eigentlichen Stand des Mannes eben ſo unwichtig, als über die rechtmäßige Geburt der Frau, da es in allen Fällen bey der Dunkelheit ihres Urſprungs bleibt. Die Heirath wurde in Marienburg getroffen, wo der Mann in Garniſon ſtand, und drey Tage darauf erhielt er Befehl zur Armee zu ſtoßen. Er war mit unter den Schwediſchen Gefangnen bey der Schlacht von Pultawa, und wurde nach Sibirien geſchickt, wo er 1721 ſtarb.

In Rückſicht auf die kurze Zeit, welche dieſes Ehepaar bey einander zubrachte, hat man nachher angenommen, daß die Heirath nicht vollzogen worden wäre und für nichtig angeſehen werden könnte: was von einem jungen und verliebten Soldaten gegen ein ebenfals junges und ſchönes Mädchen ſchwer zu glauben iſt. Dieſe Schwierigkeit hat einen wichtigern Gegenſtand gehabt als die vorherigen, weil es dabey auf die Rechtmäßigkeit der Kinder von der zweyten Ehe ankam, welche alle bey Lebzeiten des erſten Mannes geboren waren. Das Für und das Wider iſt von den nämlichen Perſonen, aber zu verſchiedenen Zeiten, und nach verſchiedenen Rückſichten, behauptet worden. Als übrigens der Feld-Marſchall Sheremetof 1702 Marienburg eroberte, fand er Katharinen, nahm ſie unter ſeine Sklaven, und behandelte ſie wie die andern, als Ruſſiſcher Sieger.

Wie Menzikof, der zu erſt Geſelle bey einem Paſtetenbecker geweſen war, und nach Le Fort's Tod Günſtling und Miniſter des Zaren wurde, an Sheremetofs Stelle das Kommando übernahm, trat ihm dieſer Katharinen ab, die nun wieder in eine Art von Feldſerail gerieth. Der Zar ſpeiſte einmal, indem er die Quartiere in ſeiner Armee viſitirte, bey Menzikof zu Abend, ſah Katharinen, 1) fand ſie nach ſeinem Geſchmack, befahl ihr, als

1) Was die Geburt, die erſte Ehe Katharinens, und überhaupt alles

als er vom Tiſch aufſtand, die Fackel zu nehmen und ihm in ſein Zimmer zu leuchten, und ließ ſie bey ſich ſchlafen. Den andern Tag, wie er wegging, gab er ihr einen Dukaten, und glaubte noch großmüthig für ſeine Nacht bezahlt zu haben; nicht daß er geizig geweſen wäre; aber er behauptete, daß die Freuden der Liebe wie alle andern Bedürfniſſe des Lebens angeſehen werden, und eine Taxe haben müßten. Nach derjenigen, die er feſtgeſezt hatte, war ein Soldat nicht mehr als einen Sou von ſeiner Löhnung für drey Umarmungen ſchuldig. In Rückſicht auf die Wohlfeilheit dieſer Waare hatte er bey den Truppen die Sodomie ſtreng verboten. Gegen die Mönche war er in dieſem Punkt nachſichtiger. Ein Mönch, der einen jungen Sklaven genothzüchtigt hatte, wurde bloß verurtheilt, ihn wegzuthun. Es ſollte hieraus ſcheinen, als ob bloß in der Gewaltthätigkeit das Strafbare gelegen hätte. Auch beweiſt dieſes, daß die äußerſte Verderbniß der Sitten mehr in der Barbarey als bey polizirten Nationen zu finden iſt. In den Anfällen ſeiner verlieb-

alles betrift, was dem Zeitpunkt vorherging, wo der Zar ſie bey Menzikof traf, iſt ſo dunkel, daß Männer die gleich glaubwürdig ſind, doch ziemlich verſchiedene Umſtände darüber anführen. Campredon zum Beyſpiel, welcher von 1723 bis 1728 franzöſiſcher Miniſter in Rußland war, ſagt in ſeiner Korreſpondenz, daß Katharina einen Bruder hatte, der vom Zaren umgebracht wurde, und eine Schweſter, die ſie mit einer Penſion von 300 Rubeln in Reval unterhielt, und endlich wegen ihrer Ausſchweifungen einſperren ließ. Campredon behauptet auch, ein Schwediſcher Hauptmann, Tieſenhauſen, hätte Katharinen, da ſie noch bey Gluk war, ein Kind gemacht; ihr Hausherr hätte ſie fortgejagt, weil ſie ſchwanger geweſen wäre, und der Hauptmann hätte ſie an einen Reiter von ſeiner Compagnie verheirathet; mit dieſem hätte ſie drey Jahre gelebt, bis zur Einnahme von Narva, da ſie beyde zu Gefananen gemacht und nach Moſkau geſchickt worden wären, nachdem der Zar Katharinen von Menzikof weggenommen hätte, wäre ſie heimlich mit ihrem Mann zuſammengekommen; der Zar hätte ſie aber einmal überraſcht, mit Stockſchlägen geſtraft, und den Mann nach Sibirien geſchickt.

liebten Wuth, ſeines glühenden Temperaments galt dem Zaren ein Geſchlecht ſo viel wie das andere.

Kurz nach ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Katharinen, beſuchte ſie der Zar wieder, unterhielt ſich mit ihr, und fand ſie zu einem beſſeren Gebrauche gemacht, als bloß eine vorübergehende Regung zu befriedigen. Ohne jemals leſen oder ſchreiben gelernt zu haben, ſprach ſie vier Sprachen und verſtand die Franzöſiſche. Viel natürlicher Verſtand, ein thätiger, richtiger und biegſamer Geiſt, eine muthige Seele, mit den äußerlichen Reizen verbunden, mußten natürlicher Weiſe einem Fürſten gefallen, der in der nämlichen Perſon eine liebenswürdige Maitreſſe und für den Nothfall eine Art von Miniſter fand. Er befahl Menzikof ſie ihm abzutreten, und bemächtigte ſich ihrer. Von dieſer Zeit an folgte ſie überall ihrem neuen Herren, theilte alle ſeine Strapazen, ſtand ihm mit ihrem Rathe bey, und wurde endlich ſeine Gemahlin und Kaiſerin.

Der Erzbiſchof von Novogorod, welcher die Heirathsceremonie verrichtete, wollte dieſen Umſtand benutzen, um den Patriarchentitel zu erhalten, und ſtellte dem Zaren vor, daß dieſes Amt nur einem Patriarchen zukäme. Statt aller Antwort gab ihm der Zar etliche Stockſchläge, und der Erzbiſchof ſegnete das Ehepaar ein.

Der Zar feierte ſeine Heirath mit Katharinen erſt nachdem er ſeinen Sohn Alexis an die Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Schweſter der Kaiſerin, Gemahlin Karls des Sechſten, vermählt hatte 1).

Er

1) Der Verfaſſer der Nordiſchen Geſchichte ſagt im Erſten Theil, S. 532, beim Jahr 1712, daß der Zar, von Bewunderung der großen Eigenſchaften Katharinens durchdrungen, da er ihr am Pruth ſogar ſeine Rettung verdankte, ſie zum Rang ſeiner Gemahlin erhoben hätte. Hieraus müßte man ſchließen, daß die Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth erſt durch eine nach ihrer Geburt erfolgte Ehe legitimirt worden wären.

Vol-

Er hatte damals ſchon zwey Töchter von ihr gehabt, Anna im Jahr 1708, und Eliſabeth im Jahr 1710. Er bekam nachher 1715 einen Sohn, welcher 1719 ſtarb, einen zweyten 1717, welcher zu Weſel am Tage ſeiner Geburt ſtarb, und 1718 eine dritte Tochter, die 1725 ſtarb. Katharina war in der römiſch katholiſchen Religion geboren, in der Lutheriſchen erzogen, und hatte die letztere bey ihrer Thronbeſteigung abgeſchworen, um die Griechiſche anzunehmen. So wie ſie einen Sohn bekam, wachte die Hofnung in ihr auf, ihn nach ſeinem Vater regieren zu ſehen, und ſie arbeitete auf dieſen Entwurf los. Dieſer Ehrgeiz war der Gerechtigkeit und den Geſetzen der Blutsverwandtſchaft zuwider, aber für den Staat konnte er nützlich ſeyn. Indem ſich die Zarin ſchmeichelte, ihren Sohn zu behalten, hofte ſie auch ſelbſt lange genug zu leben, um ihn zu einem würdigen Nachfolger ſeines Vaters zu bilden.

Der Czarowiz Alexis hingegen ſchien keinesweges dazu gemacht, die Entwürfe des Zaren zu verfolgen und zu vervollkommen. Ein finſterer Karakter, plumpe Sitten, Unmäßigkeit, ein eingeſchränkter und allen religiöſen ſowohl als politiſchen Vorurtheilen unterjochter Geiſt drohten,

Voltaire hingegen behauptet, daß Peter ſchon 1707 Katharinen geheirathet, am 17. März 1711, dem nämlichen Tag, wo er zum Krieg gegen die Türken ausgezogen wäre, die Ehe deklarirt, und 1712 bloß die ſchon vollbrachte und anerkannte Heirath mit mehr Gepränge gefeiert hätte. Voltaire nimmt das Jahr 1707 an, um die rechtmäßige Geburt der Prinzeſſinnen zu gründen. Außerdem aber, daß eine heimliche Heirath einem Fürſten, der ſeine erſte Gemahlin verſtoßen hatte, nicht ſehr ähnlich ſehen würde, ſo bliebe die größte Schwierigkeit doch noch zurück, indem Katharinens Mann noch lebte, und vor 1721 nicht geſtorben iſt.

Die Prinzeſſin Anna würde 1726 an den Herzog von Holſtein Gottorp vermählt, den Sohn deſſen, welcher die Schweſter Karls XII geheirathet hatte. Eliſabeth regierte in der Folge vom 6. December 1741 bis zum 5. Januar 1762, da ſie ſtarb.

ten das Reich wieder in die alte Barbarey zu ſtürzen. Eudoxiens Kabalen, und hauptſächlich die Eingebungen dummer und fanatiſcher Prieſter, nach welchen Mutter und Sohn handelten, beförderten beyder Untergang.

Kaum hatten der Zar und die Zarin Rußland verlaſſen, ſo fingen die Mißvergnügten an ſich zu regen. Auf den erſten Verdacht den der Zar hierüber faßte, befahl er dem Czarowiz zu ihm zu kommen. Aber anſtatt zu gehorchen, entfloh dieſer nach Wien, zu ſeinem Schwäger Karl VI, und begab ſich von da nach Neapel, wo ihn der Zar anhalten und nach Moſkau zurückbringen ließ.

Peter erfuhr auch, daß Eudoxia in ihrem Kloſter die Nonnenkleidung abgelegt, und ſich mit dem kaiſerlichen Ornat geſchmückt hatte; daß ein Offizier, Namens Glebow, einen ſtrafbaren Umgang mit ihr hatte, wobey der Erzbiſchof von Roſtow Unterhändler war, und daß jener bey den Truppen, und der Prälat bey der Geiſtlichkeit Anführer einer Verſchwörung zum Vortheil Eudoxiens und ihres Sohnes waren.

Der Zar reiſte unverzüglich ab; alle Schuldigen, alle auch nur verdächtigen wurden feſtgeſetzt und ſeiner Rache aufgeopfert. Eudoxiens Bruder, Abraham Lapoukin, wurde enthauptet, der Erzbiſchof lebendig gerädert. Eudoxien ſchreckten die Vorbereitungen zur Tortur ſo ſehr, daß ſie alles, was man wollte, geſtand; wie man ſagte, waren ihre eigenhändigen Briefe allein hinreichend, ſie des Ehebruchs zu überführen. Glebow aber behauptete unter den Qualen der ſchrecklichſten Folter immerfort Eudoxiens Unſchuld, und ſchob ihr Geſtändniß auf die Furcht vor den Martern. Er wurde nachher gepfählt, und fuhr bis zu ſeinem Tod fort, die Tugend dieſer unglücklichen Prinzeſſin zu betheuern. Der Zar war bey der Tortur gegenwärtig geweſen und wollte es auch bey der letzten Hinrichtung ſeyn, welche mitten auf dem großen Platz von Moſkau vor ſich ging; Glebow athmete noch, als der

Digitized by Google

Zar auf ihn zutrat, und ihn, bey allem was heilig wäre, beſchwor, ſeine Verbrechen und Eudoxiens Mitſchuldigkeit zu bekennen. Glebow rafte noch alle ſeine Kräfte zuſammen, und antwortete mit einem unwillig-verächtlichen Blick: du mußt ſo dumm als grauſam ſeyn, um zu wähnen daß ich, der unter den ungeheuern Martern, die du mir auszuſtehen gabſt, ſich nicht bewegen ließ, Eudoxiens Tugend zu beflecken, jetzt da ich keine Hofnung mehr habe zu leben, gegen die Unſchuld und die Ehre eines tugendhaften Weibs klagen werde; ich kannte keinen Flecken an ihr, als den, dich geliebt zu haben. Geh Ungeheuer, und hier ſpie er ihm ins Geſicht, hebe dich weg, und laß mich in Ruhe ſterben. Eine Viertelſtunde darauf gab er ſeinen Geiſt auf, der Zar ließ ihm nachher den Kopf abhauen, den er bey den Haaren aufhob, und dem Volke wies: wobey er ſich ſo weit vergaß, in Flüchen gegen ihn auszubrechen.

Wie ſehr er auch wünſchte, Eudoxien zu verurtheilen, ſo wollte er es doch nicht ſelbſt auf ſich nehmen, und berief deshalb eine Verſammlung von Biſchöfen und Prieſtern, deren Spruch bloß dahin ausfiel, daß ſie von zwey Nonnen gezüchtigt werden ſollte, welches bey vollem Kapitel ins Werk gerichtet wurde. Hierauf wurde ſie in ein Kloſter am See Ladoga gebracht. Die Prinzeſſin Maria, Schweſter des Zaren, wurde als ihre Mitſchuldige verurtheilt, hundert Ruthenſtreiche zu bekommen, die ihr in Gegenwart des Zaren und des ganzen dazu entbotenen Hofs auf die Hüften zugezählt wurden. Sodann ſperrte man ſie in das Schloß von Schlüſſelburg ein, wo ſie kurz darauf ſtarb. Die Beichtväter und Bedienten der beyden Prinzeſſinnen wurden öffentlich vom Henker gepeitſcht, er ſchlitzte ihnen dann die Naſen auf und ſchnitt ihnen die Zungenſpitzen ab, worauf ſie nach Sibirien geſchickt wurden.

Nun ſchritt der Zar zur Verurtheilung ſeines Sohnes. Man weiß daß der Tod über ihn erkannt wurde, und daß ſein Urtheil und ſeine Begnadigung, die ihm faſt zu gleicher Zeit verkündigt wurden, eine ſo heftige Revolution in ihm hervorbrachten, daß er den Tag darauf ſtarb. Der Zar meldete den Miniſtern, die er an den fremden Höfen hatte 1), daß ſein Sohn am Schlag geſtorben wäre, von der Folge des heftigen Schreckens, der ihn betroffen hätte. Perſonen die gut unterrichtet ſcheinen, behaupten, daß der Zar zu dem Chirurgus, welcher berufen wurde, um dem unglücklichen Prinzen zur Ader zu laſſen, dieſe Worte geſagt habe: Da die Revolution ſchrecklich geweſen iſt, ſo öfnet die vier Adern. So wäre das Mittel zu ſeiner Rettung die Vollſtreckung des Urtheils geworden. Der Körper des Czarowiz wurde vier Tage hindurch mit unverhülltem Geſicht öffentlich ausgeſtellt, und dann, in Gegenwart des Zaren und der Zarin, in der Citadelle beerdigt. Die Zarin hatte ihren Gemahl gebeten, ſeinen Sohn zu begnadigen, ihn das Urtheil nicht einmal zu verkünden, und ihn bloß die Mönchskutte anlegen zu laſſen. Dieſe Bitte iſt keinesweges mit dem Wunſch und der Gewißheit abgewieſen zu werden unvereinbar.

Die Jeſuiten, die ſich in Rußland eingeniſtet hatten und dort feſten Fuß zu gewinnen ſuchten, wurden bey dieſer Gelegenheit fortgejagt.

Eudoxia lebte ſechs Jahre, das heißt die übrige Lebenszeit des Zaren, auf einem Zimmer, bey Waſſer und Brod, nebſt einigen Liqueurs. Nach Peters Tod ließ ſie die Zarin Katharina in einen Kerker auf der Feſtung Schlüſſel-

1) Das Schreiben des Zaren an den Prinz Kourakin, ſeinen Miniſter in Frankreich, über das Todesurtheil und ſeine Unentſchloſſenheit in Betref der Vollſtreckung, iſt vom 5. Julius 1713, und das wo er den Tod des Czarowitz meldet, vom 7. deſſelben Monats.

Digitized by Google

Schlüſſelburg bringen, wo ſie allein mit einer alten Zwergin zu ihrer Bedienung blieb, und dieſe oft ſelbſt zu bedienen hatte, je nachdem eine oder die andre von Krankheiten befallen wurde.

Nachdem Peter ſeinen älteſten Sohn geopfert hatte, traf ihn der Schmerz den zu verlieren, den er von Katharinen gehabt hatte, und der als Erbe des Reichs anerkannt war. Er wurde in den Armen ſeiner Amme vom Bliz erſchlagen. Zu dem Kummer den der Zar darüber empfand, kam auch noch die verdrüßliche Laune hinzu, die durch zerſtörte Geſundheit in Männern, welche an Thätigkeit und an ſteten Genuß aller ihrer Kräfte gewöhnt waren, meiſtentheils entſteht. Die Zarin mußte oft ſtürmiſche Anfälle dieſer Laune erdulden, der heftigſte ging dem Tode des Zaren kurz vorher. Er glaubte zwiſchen Katharinen und einem ſeiner Kammerherrn, Namens Moëns 1), einem ſchönen wohlgewachſenen Menſchen, ſehr viel Vertraulichkeit zu bemerken. Ob er nun ſeine Eiferſucht zu äußern ſich nicht getraute, oder ob er ſein Geſchlecht nicht entehren wollte, kurz er bediente ſich zu Moëns Untergang eines Vorwands, der unter einer gerechten Regierung ein Geſetz ſeyn ſollte. Nur zu häufig trift man an den Höfen eine Art von Leuten, die durch eine niedrige und heimliche Brandſchatzung ihren Einfluß verkaufen, wo darum angeſucht wird. Peter hatte bey Lebensſtrafe verboten, in irgend einer Anſtellung Geſchenke anzunehmen. Es iſt nicht ſchwer Schuldige dieſer Art zu finden, und wahrſcheinlich war das Geſetz unbefolgt geblieben, da es öfter wieder erneuert wurde. Der Zar fand für gut, gegen den Kammerherrn Gebrauch davon zu

 machen,

1) Ich weiß nicht ob Moëns oder Mouſen ein Bruder oder Verwandter von Anna Mouſen war, die der Zar geliebt hatte. Er hatte aber eine Schweſter, welche Hofdame bey der Zarin war.

Digitized by Google

machen, und um den wahren Grund dieſer Strenge beſſer zu verbergen, wurde die Schweſter des Schuldigen, welche mit in die Sache verwickelt war, bloß zu etlichen Streichen mit dem Knout verurtheilt; ihr Bruder aber wurde enthauptet, und ſein Kopf blieb bis zum Tode des Zaren auf einem Pfahl. Nach der Hinrichtung fand man das Bildniß der Zarin in den Kleidern des Unglücklichen. Einige Tage darauf fuhr der Zar mit Katharinen in einer ofnen Chaiſe, und brachte ſie zu mehrerenmalen gerade an Moëns Haupt vorbey, indem er mit einem grauſamen Blick den Eindruck ausſpähte, den dieſer Gegenſtand auf die Mine der Zarin machte, welche die Augen beſtändig niedergeſchlagen hielt.

Seine Eiferſucht betraf bloß die Empfindungen ſeiner Gemahlin; alles übrige mußte ihm ziemlich gleichgültig ſeyn, wenn man wenigſtens nach ſeinem Benehmen bey ihrem Abentheuer mit Villebois urtheilen darf. Villebois war ein Edelmann aus Bretagne, der bey wenigem Vermögen und vieler Herzhaftigkeit geſucht hatte, ſich etwas Wohlſtand zu verſchaffen, indem er auf einem kleinen Fahrzeug, das er ſelbſt gegen die Generalpächter kommandirte und vertheidigte, Kontrebande trieb. Die Verfolgungen der Finanzjuſtiz zwangen ihn, aus ſeinem Vaterland zu wandern. Er hatte alle Wechſel des guten und des ſchlechten Glücks erfahren, als ihn der Zufall auf einem kleinen holländiſchen Schiff mit dem Zaren zuſammen brachte. Es erhob ſich ein ſo heftiger Sturm, daß der Steuermann und die ganze Equipage ihre Faſſung verloren. Villebois, der als bloßer Paſſagier da war, bemächtigte ſich des Steuerruders, theilte von da alle Ordren aus, und brachte das Schiff glücklich aus der Gefahr. Seine Einſicht und ſeine Unerſchrockenheit fielen dem Zaren auf, der dieſe Eigenſchaften vorzüglich zu ſchätzen wußte; und er ſchlug ihm vor, in Rußland Dienſte zu nehmen. Villebois, der das Leben eines Abentheurers

führte

Digitized by Google

führte, und ſeinen Beruf meiſtens vom Zufall erhielt, ſchlug willig ein, und folgte einem Fürſten, der eben ſo für ihn gemacht war, als er für dieſen Fürſten. Der Zar gebrauchte ihn in der Marine, vertraute ihm das Kommando über einige Galeeren, und gab ihm öfters einzelne Aufträge zu beſorgen.

Kurz nach ſeiner zweiten Heirath ſchickte ihn der Zar einmal nach Strelna Myſa, einem Luſtſchloß wo ſich die Zarin aufhielt, um ihr eine Angelegenheit mitzutheilen, von welcher ſie allein unterrichtet ſeyn ſollte. Der Abgeſandte trank gern, der Rauſch machte ihn heftig, und die Kälte war ſo ſtark, daß er unterwegs eine Menge Brantewein trank, um ſich dagegen zu ſchützen. Die Zarin war im Bett als er ankam, er wartete vor einem Ofen, bis man ihn gemeldet hatte. Der ſchnelle Uebergang von der Kälte zur Hitze entwickelte die Dünſte des Branteweins, und er war ſo gut wie betrunken als man ihn hereinführte. Die Zarin entfernte ihre Frauen, und Villebois fing an ſeinen Auftrag auszurichten. Aber bey dem Anblick eines jungen und ſchönen Weibes, das in einem mehr als nachläßigen Zuſtand vor ihm lag, bemächtigte ſich eine neue Trunkenheit ſeiner Sinne, ſeine Gedanken verwirrten ſich, er vergaß ſeine Botſchaft, den Ort, den Rang der Perſon, und ſtürzte über ſie her. Erſchrocken fing ſie an zu ſchreien, nach Hülfe zu rufen; aber eh dieſe kommen konnte, war alles, was man hätte hindern wollen, ſchon geſchehen. Villebois wird ergriffen und in einen Kerker geworfen, wo er eben ſo ruhig einſchläft, als ob er ſeinen Auftrag vollkommen ausgerichtet, und nichts ſich vorzuwerfen oder zu fürchten hätte. Die Strafe entſprach auch in der That dem Frevel nicht. Der Zar war nur fünf Stunden von dem Ort entfernt, und hatte bald Nachricht von dem Vorfall. Er kam, und um ſeine Gemahlin zu tröſten, welche Villebois in ſeiner Gewaltthätigkeit ſo verlezt hatte, daß ſie verbunden werden

mußte, ſagte er ihr, er kenne den Verbrecher ſchon von lange her, und er müſſe zuverläßig betrunken geweſen ſeyn. Er ruft ihn vor ſich, und fragt ihn wie er ſeine Botſchaft erfüllt habe. Villebois, noch halb betrunken, antwortet daß er ſeine Befehle gewiß ausgerichtet habe, aber wo, wenn und wie er es gethan, wiſſe er nicht mehr. Ob es nun gleich ſchwer zu glauben war, daß er alles Bewußtſeyn von dem Vergangnen verloren hätte, ſo fand der Zar rathſamer, ſeine Ausſage für wahr anzunehmen, weil er ſich oft mit Nutzen ſeiner bedient hatte, und ihn noch ferner zu gebrauchen Gelegenheit vorausſah. Aber aus einer Art von Polizey-Rückſicht, und um eine Gewaltthätigkeit nicht ganz unbeſtraft zu laſſen, die an einer Frau vom niedrigſten Stand, und unter der mildeſten Regierung ausgeübt, den Tod verdienen würde, ſchickte er den Frevler als Ruderſklaven auf die Galeeren, die er vorher kommandirte, und nach ſechs Monaten ſetzte er ihn wieder in ſeinen Poſten ein.

Die Zarin vergab ihm ohne Zweifel auch, denn in der Folge verheirathete ſie ihn mit der Tochter des Superintendenten Gluk von Riga, von dem ſie in ihrer Jugend Verbindlichkeiten gehabt hatte. Wie ſie auf dem Thron war, bezeugte ſie überhaupt allen ihren vorigen Wohlthätern ihre Dankbarkeit, und zeichnete Gluk und ſeine Familie, die ſie an den Hof zog, beſonders aus. Der Villebois, deſſen Namen man zuweilen in den Zeitungen unter dem Artikel Rußland lieſt, iſt vielleicht der Sohn oder der Enkel desjenigen, von welchem ich hier geſprochen habe.

Auf einen bloßen Verdacht war der Zar gegen Moëns weiter gegangen, als er hier bey Villebois offenbarem Frevel that. Da ſein Tod kurz auf die Hinrichtung jenes Unglücklichen erfolgte, kam die Zarin in den Verdacht, die Tage eines Gemahls abgekürzt zu haben, deſſen Kräfte täglich mehr abnahmen, der dadurch immer ſchrecklicher wurde, und deſſen wütende Anfälle ihr ſelbſt furchtbar

bar werden konnten. Auch der Fürſt Menzikof, der ehemals Günſtling des Zaren geweſen war, und noch die Miniſterſtelle bey ihm bekleidete, aber Katharinen, unter deren erſte Herren er gehört hatte, beſonders ergeben war, hatte Gefahr gelaufen, mehreren nur zu gegründeten Klagen über miniſterielle Unterſchleife und willkührliche Handlungen unterzuliegen. Seine Stelle war ihm noch geblieben, aber die Liebe des Zaren hatte er verloren, und mußte jeden Augenblick ſeinen Sturz fürchten. Der Vortheil, den Katharina und er bey dem Tod des Zaren finden konnte, war die einzige Urſache, um welche ſie deſſen verdächtig wurden 1). Gewiß iſt es, daß er an einer Folge ſeiner Ausſchweifungen, einem Geſchwür in der Blaſe ſtarb. Die Bacchanalien bei ſeinem letzten Konklave machten das Uebel vollends unheilbar, und es tödtete ihn in wenig Tagen.

So endete Peter der Erſte, deſſen Ruhm ſich mehr auf große Eigenſchaften als auf Tugenden gründet. Sein Geiſt und ſeine Kenntniſſe machten ihn ſeiner Nation überlegen, aber in ſeinen Sitten behielt er ihre ganze Barbarey. Wild, ſelbſt in ſeinen Vergnügungen, hatte er nicht den geringſten Begrif von der Achtung, die ein Fürſt ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Sein Abentheuer mit Barbara Arſeniow, der Schweſter von Menzikofs Frau, kann

 zum

1) Voltaire behauptet, die Zarin habe vielmehr das größte Intereſſe gehabt, ihren Gemahl am Leben zu behalten; aber die Beweiſe, die er davon zu geben glaubt, verſtärken den Verdacht ſtatt ihn zu widerlegen. Katharina, ſagt er, war der Nachfolge noch nicht verſichert. Man glaubte ſogar, daß der Zar ſeinen Enkel, Peter, Alexis Sohn, dazu ernennen würde, oder ſeine älteſte Tochter, Anna Petrowna, mit ihrem Gemahl dem Herzog von Holſtein. Eben bey dieſen Umſtänden ſcheint mir der Tod des Zaren, eh er über die Nachfolge etwas beſtimmt hatte, das Vortheilhafteſte für Katharinen geweſen zu ſeyn, zumal da es noch keinen ernannten oder anerkannten Erben gab, und ſie daher, wie ſie auch gethan hat, durch Menzikofs Anſehen bey den Truppen unmittelbar nach dem Tod des Zaren ſich in den Beſitz des Thrones ſetzen konnte.

Digitized by Google

zum Beweis davon dienen. Du biſt ſo häßlich, ſagte einſt der Zar zu ihr, daß dich noch niemand um eine Gunſt angeſprochen hat; ich will dich dafür tröſten, und außerdem liebe ich das Außerordentliche. Er hielt Wort, und alle Anweſenden blieben Zeugen dieſer brutalen Galanterie, die von Reden von gleichem Schlag begleitet wurde. Man ſoll ſich, ſagte er hierauf, ſeiner Liebeshändel nicht rühmen; aber dieſe Geſchichte muß bekannt gemacht werden, wäre es auch nur um gegen alle, die der armen Barbara gleichen, eine ähnliche Großmuth einzuflößen. Dies war der Reformator des Ruſſiſchen Reichs, von dem man behauptet, er habe ſeine Nation geſittet gemacht.

Kein Deſpotiſmus war jemals ſo grauſam als der ſeinige. Der bloße Verdacht einer Schuld galt bei ihm oft für einen Beweis, und die Verbrecher ſelbſt ſchienen weniger der Gerechtigkeit überlaſſen, als ſeiner Rache aufgeopfert. Er weidete ſeine Augen an ihren Martern, und war zuweilen ſelbſt der Vollſtrecker ſeiner Urtheile. Er geſtand daß er ſeinen Karakter nicht zu beſiegen vermocht hätte: hatte er ihn aber bekämpft? Einige ſeiner Entwürfe waren ungeheuer, aber unvollkommen angelegt, und ſeinen Fähigkeiten überlegen. Er wollte zu gleicher Zeit ſeine Unterthanen aufklären und das Joch des Deſpotiſmus ſchwerer über ſie werfen, das glücklicher Weiſe bey aufgeklärten Völkern ſich früh oder ſpät verliert, und einer geſetzmäßigen Regierung Platz macht, welche den Fürſten ſo vortheilhaft iſt als den Unterthanen. Aber das war nicht der Zweck Peters des Erſten. Er hat die Imagination der Menſchen ergriffen, was freylich einem gemeinen Geiſt nicht gelingen würde; aber die Imagination und das Vorurtheil können nicht ſo wie die Vernunft das wahre Verdienſt eines Fürſten abwägen. Wenn man ihn indeſſen auch nicht unter die großen Menſchen zählt, ſo muß man ihm doch einen ausgezeichneten Rang in ſei-

Digitized by Google

nem Zeitalter zugeſtehen, den er dafür verdient, daß er einer Nation, deren Schöpfer er ſeyn wollte, nachdem er ſein eigner geweſen war, in Europa Raum gemacht hat. Bis zu ſeiner Regierung hatten die Ruſſen keinen Theil von dem politiſchen Syſtem von Europa ausgemacht, und der Name des Zaren erſcheint 1716 zum erſtenmal in der Liſte von Souverainen, die in Frankreich gedruckt wird.

Das Konklave, das er am Dreykönigstag, der auch zur Weihung des Waſſers beſtimmt war, in einem luſtigen Gelage feyerte, war eine ziemlich plumpe Verſpottung des Römiſchen Hofs, und gerade darum deſto geſchickter auf ein plumpes Volk zu würken, dem er den Pabſt und die Lateiniſche Kirche verächtlich machen wollte. Er hatte ehemals, wie ich ſchon an einem andern Ort geſagt habe, die entfernte Abſicht gehabt die Griechiſche mit derſelben zu vereinigen; aber der Päbſtliche Deſpotiſmus hatte ihn empört, und er ſuchte ſeitdem ihn in Rußland verhaßt zu machen, um die Scheidewand mehr zu ſichern. Darum erfand er ſein poſſenhaftes Konklave. Einer ſeiner Hofnarren wurde zum Pabſt gewählt, die andern wurden zu Kardinälen ernannt, und das ganze Feſt beſtand in Thorheiten und Trunk.

Am nähmlichen Tag geſchah die Waſſerweihe, und der ſchale beſoldete Schriftſteller, der Baron Hauſen, der ſich unter dem Namen Neſtechuranoy verborgen hat, nimmt daher Anlaß zu ſagen, daß Peter an einem Katharr ſtarb, den er ſich durch die übermäßige Kälte zuzog, die er bey dieſer Feyerlichkeit litt: bey welcher er, ſagt der Verfaſſer, mit ſeiner gewöhnlichen Frömmigkeit zugegen war. Und wer wollte daran zweifeln, zumal da er ſich auf ſeine Bacchanalien vorzubereiten hatte?

Während der letzten Augenblicke des Zaren verſammelten ſich die Senatoren, um über die Nachfolge zu berathſchlagen; aber Menzikof ließ den Pallaſt durch die Truppen umringen, deren Kommando er als Feldmarſchall

hatte,

Digitized by Google

hätte, und ſobald der Zar ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, trat er in die Verſammlung, und ſchlug vor, der Zarin die Krone zu übergeben. Menzikofs Gegner, welche voraussahen, wie viel Einfluß er unter Katharinen haben würde, ſuchten die Anſprüche des Sohnes vom Czarowiz Alexis geltend zu machen, thaten den Vorſchlag, wenigſtens das Volk zu befragen, das auf dem Platz verſammelt war, und ſetzten ſich in Bereitſchaft die Fenſter in dieſer Abſicht zu öfnen, als Menzikof, welcher den Werth des Augenblicks fühlte, rief, daß es zu kalt wäre um Fenſter zu öfnen, und es verbot. In dieſem Augenblick traten die Offiziere an der Spitze der Garden in den Saal, und unterſtützten die Meinung des Feldmarſchalls; der Erzbiſchof von Nowogorod war beſtochen, und der von Fleſkow verſicherte, am Tage vor der Krönung der Zarin hätte der Zar erklärt, daß dieſe Feyerlichkeit keinen andern Zweck hätte, als ihr nach ſeinem Tode die Regierung zuzuſichern. Die Ehrfurcht gegen den Prälaten, und hauptſächlich der Anblick der Truppen ließen dagegen keinen Zweifel aufkommen. Alle traten zu Menzikofs Meynung über, oder getrauten ſich nicht ſie zu beſtreiten, und Katharina wurde am nähmlichen Tag, da der Zar ſtarb, dem 28. Januar 1725, zur Kaiſerin ausgerufen.

Katharina bewies in ihrer Regierung, die funfzehn bis ſechszehn Monate währte, daß ſie es verdiente, ihrem Gemahl nachzufolgen. Sie ſetzte die Regierungsplane und die Einrichtungen, die er angefangen hatte, fort, und fand dabey noch Zeit, ſich die Geſchäfte durch einige Vergnügungen zu verſüßen. Sie nahm erſt den Grafen von Löwenwolden, und dann den Grafen Sapieha 1) zum Liebhaber; an den letzteren verheirathete ſie ihre Nichte. Aber den vornehmſten Einfluß hatte Menzikof unter ihrer Regie-

1) Er war ein Vetter des Königs Stanislaus und ſeiner Gemahlin.

Digitized by Google

Regierung. Sie war ihm Verbindlichkeiten ſchuldig; indeſſen wird die Erkenntlichkeit den Großen leicht drückend, Menzikof glaubte zu bemerken, daß dies bey der Zarin der Fall war, und außerdem konnte ſie ſterben, und jemanden zum Nachfolger beſtimmen, der ihm nichts zu verdanken hätte, folglich ihn einem andern nachſetzen könnte. Das Recht dazu hatte Katharina durch ein Reichsgrundgeſetz Peters des Erſten vom 16. Februar 1722, deſſen Befolgung von allen Ruſſiſchen Unterthanen beſchworen wurde, und welches den Souverainen von Rußland die Vollmacht ertheilte, nach eignem Gutdünken ihre Nachfolger zu erwählen. Menzikof beſchloß alſo auf allen Fall ſich eine Stütze zu bereiten, indem er ordnungsmäßigere Maasregeln träfe, als die er zu Katharinens Vortheil angewandt hatte. Er trat in geheime Unterhandlung mit dem Wiener Hof, um dem Sohn des Czarowiz Alexis, der durch ſeine Mutter ein Neffe der Kaiſerin, Karls des Sechſten Gemahlin war, die Krone zu verſichern. Er trug Sorge die Bedingung feſtzuſetzen, daß der künftige Zar ſein Schwiegerſohn werden, und ſeine Tochter heirathen würde. Kaum war dieſer Vertrag abgeſchloſſen und unterzeichnet, ſo ſtarb Katharina, und im nämlichen Augenblick, am 17. May 1727, wurde der Czarowiz unter dem Namen Peters des Zweyten ausgerufen und anerkannt.

Alle diejenigen, welche für den Herzog und die Herzogin von Holſtein, Peters des Erſten Tochter, hätten auftreten können, hatte Menzikof wohlbedächtig ſchon im Voraus exilirt, entfernt, oder ſonſt auf andre Art ſcheu gemacht. Beyde begaben ſich in ihre Deutſchen Staaten, wo die Herzogin im folgenden Jahre ſtarb.

Katharinens Tod war ſo paſſend für Menzikofs Entwürfe eingetroffen, daß man ihn ſehr ſtark im Verdacht hatte, ſie vergiftet zu haben; und die Präſumtionen waren ſo überwiegend, daß ſie ſich in der Folge immer mehr verſtärkten. Niemand aber hätte ſich getraut ihn

öffent-

öffentlich deſſen zu zeihen, ſo furchtbar wurde ſeine Macht. Seine erſte Sorge war die Großmutter des neuen Zaren, Eudoxia, aus ihrem Gefängniß zu ziehen, er ſchickte ihr ſtandesmäßige Kleidung und ein eben ſo anſtändiges Gefolge, und bat ſie um ihre Einwilligung in die Heirath ihres Enkels mit ſeiner älteſten Tochter, der Prinzeſſin Menzikof. Er hatte ſich zum Generalvikarius des Reichs ernennen laſſen. Seine Tochter wurde mit dem Zaren verlobt, in Erwartung der Zeit wo die Heirath vollzogen werden könnte. Weil er übrigens Eudoxiens unruhigen Geiſt, ihren Hang zur Kabale, und die Gewalt fürchtete, die ſie ſich über ihren Enkel anmaaßen konnte, ſo war er geſchickt und mächtig genug, um ſie zu bewegen, daß ſie den Schleyer behielt, und ſich begnügte Aebtiſſin eines adelichen Kloſters, mit 60000 Rubeln Penſion, zu ſeyn. Er herrſchte über Rußland und über ſeinen Fürſten ſelbſt, den er mit drückendem Hochmuth behandelte, ihm ſeine Uebungen und Erholungen vorſchrieb, und nicht die geringſte Abweichung von ſeinen Befehlen zuließ. Was für einen Unterthanen das gefährlichſte iſt, er machte ſich ſeinem Herrn furchtbar; überdem haßte ihn der ganze Hof, und ſeine ungeheuern Reichthümer erweckten die Habſucht aller derer, die bey ſeinem Sturz ſich in ſeine Beute zu theilen hoften. Unter den zwey vorhergehenden Regierungen hatte eine thörigte Eitelkeit ihn irre geleitet; um die Niedrigkeit ſeiner Geburt vergeſſen zu machen, hatte er Mittel ergriffen, deren zu greller Abſtich nur noch mehr daran erinnerte. Er hatte ſich mit den Ritterorden der Fürſten, die ſeiner nöthig gehabt hatten, ſchmücken laſſen. Er ſtrebte auch ſehr nach dem Orden des heiligen Geiſts, und aus Schonung gründete man die Weigerung auf die Verſchiedenheit der Religion, ſtatt ſeine Geburt anzuführen. Die nahe Gefahr, in welcher er ſich unter Peter dem Erſten befunden, hatte ihn nicht weiſer gemacht. Sobald er ſich vor allen Anfechtungen ſicher geglaubt hatte, war ein wil-

der

Digitized by Google

der Uebermuth an die Stelle ſeiner vorigen Eitelkeit getreten. Er behandelte die Bojaren und Miniſter mit Verachtung und Härte; dem Grafen Oſtermann drohte er einſt mit dem Rade, weil er im Staatsrath gewagt hatte, anderer Meynung als er zu ſeyn. Eine Macht die meiſtens früher verſchwindet als die rechtmäßige, iſt zugleich auch empörender; und trotz aller Vorkehrungen, welche die Tyrannen treffen, entgehen ihre Nachfolger doch immer ihren Verfolgungen.

Die Prinzeſſin Eliſabeth, welche in der Folge regiert hat, und der junge Prinz Dolgoruki, den ich in ſeiner Jugend gekannt habe, waren die einzigen, denen Menzikof erlaubte an den Erholungen des Zaren Theil zu nehmen, weil ihr Alter ſie am wenigſten verdächtig machte. Aber ſie dienten der Partei die ſie leitete, zu Werkzeugen. Dolgoruki ſchlief gewöhnlich im Zimmer des Zaren, und unterhielt den Verdruß des jungen Monarchen gegen ſeinen Miniſter. Dieſer war mit dem Hof nach Petterhof, einem Luſtſchloß unfern Petersburg, gezogen. Auf Dolgorukis Rath entwiſchte hier der Zar mit ihm Nachts aus dem Fenſter; von den Wachen unbemerkt kamen ſie durch den Garten, fanden eine Bedeckung um ſie in Empfang zu nehmen, und langten mit dieſer in Petersburg an, unter dem lauten Zuruf aller Mißvergnügten, das heißt aller Unterthanen des Zaren. Die Wachen wurden ſogleich verändert, oder traten zu den Einwohnern über; und als Menzikof dem Zaren nachgeſetzt kam, ſah er beym erſten Eintritt in die Stadt, daß keine Hofnung mehr für ihn war. Er wurde ſogleich angehalten, mit dem Befehl ſich auf eines ſeiner Güter, Renneburg, zu begeben. Ich habe große Verbrechen begangen, ſagte er als er arretirt wurde, war es aber am Zaren mich dafür zu beſtrafen? Dieſe Worte beſtätigten den Verdacht, den man von Katharinens Vergiftung gehabt hatte.

Men-

Menzikof verließ Petersburg mit ſeiner Familie, in ſeiner brillanteſten Equipage, von ſeiner ganzen Haushaltung begleitet, und mit ſeinen koſtbarſten Effekten. Aber dieſer Prunk beleidigte ſeine Feinde, und er wurde zwey Stunden von der Stadt durch einen Offizier an der Spitze eines Detaſchements eingeholt, der ihn aus dem Wagen zu ſteigen zwang, ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder, jedes in einen beſondern Karren ſetzte, und die Equipagen den Rückweg nach Petersburg nehmen ließ. Je weiter ſich Menzikof von dieſer Stadt entfernte, deſto mehr Erniedrigungen ſuchte man auf ihn zu häufen. Man zog ihm und ſeiner Familie ihre mitgenommenen Kleider aus, und kleidete ſie dafür in grobes Tuch. So kam er mit ſeinem Sohn und ſeinen zwey Töchtern, deren älteſte mit dem Zaren verlobt geweſen war, nach Yakutzk im äusserſten Sibirien. Seine Frau, die während ihres Glücks eben ſo viel Beſcheidenheit und Wohlthätigkeit gezeigt hatte, als er Härte und Stolz, war der Müdigkeit und dem Schmerz über den Zuſtand ihrer Kinder unterlegen, und auf der Reiſe geſtorben. Menzikof ſelbſt fing erſt im Unglück an, groß zu ſeyn oder wenigſtens zu ſcheinen, denn die Verzweiflung eines ſtarken Geiſtes kann leicht dem ſtandhafteſten Muth gleichen. Ihm entfuhr keine Klage; in Anſehung ſeiner erkannte er die Gerechtigkeit des Himmels, nur ſeine Kinder rührten ihn, und er ſuchte ihnen die Gefühle einzuflößen, die für ihr gegenwärtiges Schickſal paßten. In der Hütte, die ſie mitten in ihrer Wüſte zu ihrer Wohnung aufgebaut hatten, theilte jeder die Arbeit zur gemeinſchaftlichen Nahrung. Menzikofs Standhaftigkeit wurde von neuem geprüft, als diejenige von ſeinen Töchtern, die zur Kaiſerin beſtimmt geweſen war, in ſeinen Armen ſtarb. Endlich erlag er unter dem Gewicht ſeines Unglücks, unter der Arbeit ſelbſt, die er anwandte um es zu ertragen, und in welcher er die Kräfte ſeines Geiſtes aufrieb. Er ſtarb an der Krank-

heit

Digitized by Google

heit der verungnadeten Miniſter, und hinterließ denen die ihm glichen eine fruchtloſe Lehre, weil ſie dieſe niemals von andern als ſich ſelbſt, und wenn ſie keinen Gebrauch mehr davon machen können, empfangen.

Das nämliche Schickſal traf wirklich auch die Dolgoruki's, die Menzikof geſtürzt hatten und ihm nachgefolgt waren. Die Schweſter des jungen Günſtlings wurde mit dem Zaren verlobt, aber die Heirath hatte nicht Statt. Peter II ſtarb den 29. Januar 1730 an den Blattern, im dritten Jahr ſeiner Regierung, und dem funfzehnten ſeines Lebens.

Anna Iwanowna, Tochter des Zaren Johann III, Peters I älteſten Bruders, Wittwe des Herzogs von Kurland, und Großtante Peters II, folgte dieſem nach. Die Dolgoruki's, Vater, Mutter und Kinder wurden nach Sibirien verbannt, mit der nämlichen Strenge behandelt als vorhin die Menzikofs, und hatten den Verdruß, den Sohn und die Tochter die von dieſen übrig blieben, zurückrufen zu ſehen. Dieſe aber fühlten ſich durch das Unglück mit den Dolgoruki's, ihren ehemaligen Feinden und den Urhebern ihres Falls, verſöhnt, hinterließen ihnen ihre Wohnung in beſſerem Stand als ſie dieſelbe gefunden hatten, beklagten ſie, und verſprachen ſich ſo weit für ſie zu verwenden, als man es am Hofe für Unglückliche thun darf.

Die Begnadigung Menzikofs und ſeiner Schweſter war von Seiten der Regierung nicht ganz uneigennützig; man trachtete damit nach den ungeheuern Summen, die ihr Vater in der Venetianiſchen und Amſterdamer Bank niedergelegt hatte, und welche die Direktoren niemanden als ihm oder ſeinen in Freiheit geſetzten Kindern überantworten wollten. Die Zarin überließ ihnen den fünften Theil.

Sie fuhr fort, Eudoxien die Ehrenbezeugungen wiederfahren zu laſſen, die der Wittwe und Großmutter von

Zaren gebührten, und auch die Penſion von 60000 Rubeln wurde ihr ferner ausgezahlt. Aber ſie überlebte ihren Enkel nicht lange, und ſtarb am 8. September 1731 an einer auszehrenden Krankheit.

Annas Regierung dauerte über zehn Jahre. Bey ihrem Tode, am 27 October 1740, hinterließ ſie die Krone dem Prinzen Iwan, deſſen Großtante ſie war, einem Sohn Anton Ulrichs, Herzogs von Braunſchweig Bevern, und Eliſabeths von Meklenburg, der Tochter von Katharina Iwanowna, älteſten Schweſter der Zarin Anna. Dieſes Kind, das durch ſein tragiſches Ende ſo berühmt wurde, war den 22 des vorigen Auguſtmonats geboren, und nur zwey Monate alt, als es unter dem Namen Johann IV gekrönt wurde.

Einige Tage zuvor hatte ihn die Zarin, ſeine Großtante, kraft des oben erwähnten Reichsgrundgeſetzes Peters I, zu ihrem Nachfolger ernannt. Dem zu Folge wurde er zum Großherzog von Moſkovien ausgerufen, und die Miniſter, die Feldherren, die oberſten Kronbedienten leiſteten ihm den Eid der Treue. Der Herzog von Kurland, Biron, war zum Regenten ernannt; aber drey Wochen nach dem Tod der Zarin Anna ließen der Herzog und die Herzogin von Braunſchweig, Aeltern des neuen Zaren, den Herzog von Kurland einſperren, bemächtigten ſich der Regentſchaft, und überließen unter ihrem Namen die Verwaltung des Reichs dem Großkanzler Grafen von Oſtermann.

Dieſe Art von Regierung dauerte nur vierzehn Monate. In der Nacht, vom 5. zum 6. December 1741, erhob ſich Eliſabeth Petrowna, auf den Rath ihres franzöſiſchen Chirurgus, Leſtoc, und an der Spitze von acht Grenadieren, nach den Kaſernen der Garden, beredete ſie, ihr zu folgen, kehrte nach dem Pallaſt zurück, ließ den Herzog und die Herzogin von Bevern, die Grafen von Oſterman und von Münnich feſtſetzen, gieng in das

Zim-

Zimmer des kleinen Zaren, ſchloß ihn in die Arme, küß-te ihn, und übergab ihn ihren Vertrauten, mit dem Be-deuten, die größte Sorge für ihn zu tragen, und ihn vor jedem andern Unglück, außer dem Verluſt der Krone, zu verwahren. Um ſechs Uhr des Morgens war die Revo-lution geendigt, ohne daß ein Tropfen Bluts dabey ver-goſſen war, und Eliſabeth wurde von allen Ständen ein-ſtimmig als Kaiſerin erkannt.

Ihr Unternehmen war um ſo gerechter, als Peter I durch ein Teſtament verordnet hatte, das wenn der Zar ſein Enkel ohne Kinder ſtürbe, die Prinzeſſin Eliſabeth Petrowna ihm nachfolgen ſollte. Der Großkanzler, Graf Oſterman, hatte dies Teſtament untergeſchlagen. Da ſich aber eine Abſchrift davon fand, bekannte Oſterman ſein Verbrechen, und wurde verurtheilt den Kopf zu ver-lieren. Eliſabeth ſchenkte ihm das Leben, und begnügte ſich ihn nach Sibirien zu ſchicken, wo er geſtorben iſt. Wie groß auch ſein Vergehen gegen ſie war, ſo wollte ſie doch ihr Gelübde nicht übertreten, unter ihrer Regierung keine einzige Hinrichtung zu geſtatten. Wenn ſie ſich aber gegen Oſterman mild bezeugte, ſo war ſie gegen Leſtoc, der mehr Antheil als jemand an der Revolution gehabt hatte, deſto undankbarer. Er wurde durch die Intri-guen des Kanzlers Beſtuchef und des Präſidenten vom Kriegskollegium, Apraxin, nach Sibirien verbannt, und dieſe beiden theilten ſich in die Geſchäfte, die man um ſo leichter an ſich reißen konnte, als Eliſabeth nur in der Abſicht den Thron beſtiegen hatte, ſich ihren Vergnügun-gen ohne Zwang überlaſſen zu können 1).

1) Man hatte faſt Gewalt anwenden, das heißt ihr Furcht ein-jagen müſſen, um ſie auf den Thron zu ſetzen. In der näm-lichen Nacht wo die Revolution ausgeführt wurde, beſiegte Leſtoc die Furcht der Prinzeſſin vor den Folgen des Unterneh-mens nur dadurch, daß er eine größere Furcht in ihr erweckte. Er brachte ihr eine Zeichnung vor Augen, wo man auf der ei-nen Seite Eliſabeth auf dem Throne und Leſtoc zu ihren Füßen ſitzend

Sie hatte während einer Regierung von mehr als ein und zwanzig Jahren keine andre Beſchäftigung; und ihre Günſtlinge, mit denen ſie oft abwechſelte, und die ihr lieber waren als ihre Miniſter, machten alle das größte Glück. So gieng es den zwey Brüdern Raſoumowski; ſie waren Koſaken von niedriger Geburt, aber jung, ſchön, und wohlgewachſen, Eigenſchaften welche bey Eliſabeth viel galten. In der nämlichen Rückſicht wurde Sievers, der Sohn eines Lakaien des verſtorbnen Herzogs von Kurland, Biron, zum Grafen gemacht, und bey glänzenden Veranlaſſungen nach Wien geſandt. Peter Schuwalof, und ſein Vetter Jwan Schuwalof, gelangten ebenfalls, dieſer durch ſeine Geſtalt, jener durch ſeine Gewandtheit, zu der höchſten Gunſt. Der erſte fieng durch eine Heirath mit einer Favoritin der Kaiſerin zuerſt an ſeinen Weg zu machen; nachher brachte er ſeinen Vetter als Pagen bey ihr unter, und war dabey des Erfolgs gewiß. Jwan wurde Kammerherr und Günſtling ſeiner Gebieterin in jedem Betracht; er bekam einen großen Antheil an der Staatsverwaltung, und zog ſeinen Vetter mit dazu. Peter entwarf die Plane, und Jwan ſorgte dafür daß ſie bey der Zarin durchgiengen. Die beiden neuen Grafen wurden bald Beſtuchef und Apraxin als Kollegen aufgedrungen, und da dieſe ſich nicht getrauten es mit ihrem Einfluß aufzunehmen, mußten ſie ſich's gefallen laſſen. Jwan Schuwalof hatte einen Sekretair, der dem Franzöſiſchen Hof ſehr behülflich hätte ſeyn können, um Rußland von England abzuziehen; denn außer dem

ſitzend ſah, auf der andern aber dieſe Prinzeſſin auf dem Schaffot, im Begrif enthauptet zu werden, und Leſtoc auf dem Rade. So machte er ihr begreiflich, daß die Wahl ihr nur für den Augenblick frey ſtünde; morgen, ſagte er, iſt der Thron verſchertzt, und das Schaffot ſicher.

Eliſabeth hat acht natürliche Kinder gehabt, von denen keines anerkannt worden iſt, und die eine Italiäniſche Vertraute, Namens Juanna, auf ihre Rechnung nahm.

Digitized by Google

dem Vertrauen das ſein Herr auf ihn ſetzte, konnte der Haß der Gemahlin von Peter Schuwalof gegen Beſtuchef, welcher den Engländern ganz ergeben war, hier benutzt werden. Dieſer Sekretair war ein Franzoſe, der Sohn eines Parlamentsraths von Metz, Namens Eſchoudi. Wegen ſeiner unordentlichen Aufführung war er gezwungen geweſen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und hatte den Namen Chevalier de Luſſi angenommen. Nachdem er als Avantürier in einem Theil von Europa herumgezogen war, fand er ſich genöthigt unter die Franzöſiſchen Schauſpieler der Zarin Eliſabeth zu gehen. Er ſchrieb auch einige Romane, und ein Journal unter dem Titel: le Parnaſſe François. Seine Talente, und die Leichtigkeit mit welcher er verſchiedne Sprachen ſprach, empfahlen ihn dem Favoriten, Jwan Schuwalof, der ihn vom Theater wegnahm, ihm die Stelle als Sekretair der Akademie geben ließ, und ihn zugleich, unter dem Namen eines Grafen von Putelange, zum ſeinigen annahm. Wenn er jetzt (1764) noch lebt, kann er höchſtens vierzig Jahre alt ſeyn.

Eliſabeth hatte den Herzog von Holſtein Gottorp, den einzigen Sohn ihrer ältern Schweſter, Anna Petrowna, welcher mit Katharina von Anhalt Zerbſt vermählt war, als ihren Nachfolger anerkennen laſſen. Aber ſie ließ beyden nicht den mindeſten Antheil an der Regierung. Sie wurden genau beobachtet, und Spionen waren zur Aufſicht über ſie geſetzt. Kein Fremder durfte ihnen zu nahe kommen. Aus der Abneigung, welche Eliſabeth gegen ſie blicken ließ, muthmaßte man daß ſie ihren noch unerwachſenen Sohn, oder in deſſen Ermangelung den Prinzen Jwan, welcher in einem Schloſſe bey Archangel gefangen lebte, ihnen vorzuziehen Willens war. Welche Beſchaffenheit es nun mit den geheimen Abſichten dieſer Fürſtin gehabt haben mag, ſo ſtarb ſie den 5 Januar 1762, und der Herzog von Holſtein wurde am nämlichen Tag unter dem Namen Peters III zum Kaiſer ausgerufen.

Digitized by Google

Seine Regierung war von kurzer Dauer. Jedermann weiß daß im Monat Julius des nämlichen Jahres ſeine Gemahlin ihn feſtſetzen ließ, daß er wenige Tage darauf in ſeinem Gefängniß an einer angeblichen Hemorrhoidalkolik ſtarb, und das Katharina II ſich hierauf, den Rechten ihres Sohnes zum Nachtheil, als Kaiſerin ausrufen ließ. Da ich von den Urſachen und den Umſtänden dieſer Revolution nicht ſo gut unterrichtet bin, als von den Begebenheiten die ich bis jetzt angeführt habe, ſo beſchließe ich hier dieſen Artikel von Rußland. Vielleicht werde ich in der Folge, aus ſehr ſichern Quellen, den gegenwärtigen Zuſtand dieſes Reichs beſchreiben; und ich muß voraus erinnern, daß meine Darſtellung, wenn ſie auch nicht ganz mit dem, was hierüber ſchon bekannt iſt, übereinſtimmt, darum nicht weniger wahr ſeyn wird.

Der Herzog von Bourbon und die Marquiſe von Prie hatten an der Königin alle Erkenntlichkeit und alle Gefälligkeit gefunden, die ſie ſich von ihr verſprochen hatten. Blos mit dem Wunſche dem König zu gefallen beſchäftigt, dachte ſie ganz und gar nicht an die Staatsgeſchäfte; und dem König, welcher durch die Jagd, die Feten und die Reiſen von Chantilli, Rambouillet und Marli zerſtreut wurde, wären die Angelegenheiten der innern Regierung und der Politik ſehr beſchwerlich geweſen. Der Herzog von Bourbon hatte alſo mit ſeiner Maitreſſe und den Paris als Subalternen die unumſchränkte Herrſchaft. Er gieng täglich, nach dem Beyſpiel des Regenten, zu dem König um ihm ſeine Aufwartung zu machen, und gewiſſe Geſchäfte ſummariſch mit ihm abzuhandeln, gleichſam in der Abſicht mit ihm, oder vielmehr in ſeiner Gegenwart, daran zu arbeiten. Aber der Biſchof von Frejus ermangelte nie ſich als Dritter dabey einzufinden. Dieſer ewige Dritte war dem Herzog läſtig, und mißfiel der Marquiſe ſehr, welcher die Vergebung der geiſtlichen Aemter noch auf dem Herzen lag. Sie nahm

ſich vor, dieſes Fach unter dem Namen ihres Liebhabers an ſich zu reißen, und um den alten Biſchof abzuſchütteln, erfand ſie ein Mittel, das ſie ſelbſt an ſeine Stelle ſetzte, und ihr faſt den offenbaren Zutritt im Staatsrath verſchaffte. Sie ließ den König durch den Herzog überreden, jene Arbeit in dem Zimmer der Königin abzuthun, die er damals noch liebte, oder für welche er wenigſtens die Art von Trieb empfand, die jedem jungen Mann bey dem erſten Weib, deſſen Genuß er hat, natürlich iſt. Da der Präceptor dort keine Stunden zu geben hatte, ſo konnte er dem König nicht folgen, und ohne gar zu plump geſtoßen zu werden, mußte er auf dieſe Art ſo zu ſagen von ſeiner Stelle gleiten, und ganz natürlich auf den Boden kommen. Dann nahm die Marquiſe, von der Gnade der Königin unterſtützt, den vierten Platz ein, und führte das Ruder des Staats. So bewundernswürdig wie ihr der Anſchlag vorkam, ſo entſprach doch der Erfolg nicht ihrer Erwartung.

Nachdem alſo der Herzog eines Tags den König beredet hatte einmal bey der Königin zu arbeiten, begab ſich der Biſchof von Frejus, der nichts davon wußte, um die gewöhnliche Stunde in das Kabinet des Königs, welcher noch nicht weggegangen war. Da nach einigen Augenblicken der Herzog nicht kam, gieng der König, ohne dem Biſchof ein Wort zu ſagen, heraus, und kam zu der Königin, wo er den Herzog traf. Der Biſchof blieb allein und wartete; nachdem aber die Stunde der Arbeit ſchon längſt verfloſſen war, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß man ihn hatte ausſchließen wollen. Er kehrte zurück in ſeine Wohnung, und ſchrieb dem König einen Brief, worinn er von dem Vorgang betrübt, auch wohl gar piquirt ſchien, zugleich aber ſich ſo zärtlich als ehrerbietig ausdrückte, von Seiner Majeſtät Abſchied nahm, und ankündigte daß er ſeine Tage in der Entfernung vom Hof beſchließen würde. Er trug dem erſten Kam-

merdiener, Niert, den Brief zur Beſtellung auf, und reiſte ſogleich nach Iſſi zu den Sulpicianern, wo er zuweilen zur Erholung ſich aufhielt.

Bey ſeiner Zurückkunſt fand der König den Brief, und glaubte ſich verlaſſen als er ihn las. Die Thränen fielen ihm aus den Augen, und um ſeinen Schmerz vor den Bedienten zu verbergen, rettete er ſich in ſeine Garderobe. Niert ſuchte ſogleich den Herzog von Mortemart, erſten Kammerjunker, auf, und erzählte ihm was vorgieng. Dieſer eilte zum König, fand ihn untröſtlich, und hatte die größte Mühe ihn ſo weit zu bringen, daß er die Urſache ſeiner Betrübniß geſtand. Mortemart nahm hierauf den Ton des Eifers und des Verdruſſes an: „Was Sire?“ ſagte er, „ſind Sie nicht Herr? laſſen Sie doch dem Herzog von Bourbon ſagen, daß er ſogleich nach dem Biſchof von Frejus ſchickt, und Sie ſehen ihn ſicher wieder.“ Da er den König noch verlegen ſah, den Befehl, auszuſtellen, erbot er ſich ihn zu übernehmen. Ludwig, ſehr erleichtert, nahm das Erbieten an, und Mortemart verkündigte dem Herzog von Bourbon dieſen Befehl der ihn ſehr niederſchlug. Er wollte Schwierigkeiten machen, aber Mortemart fühlte ſeine eigne Gefahr, wenn ihm das Geſchäft mißlänge, für deſſen Urheber der Herzog ihn bald erkennen würde, ſo gut wie für den Ueberbringer des Befehls. Er ſprach alſo in einem ſo ſtandhaften Ton, daß nichts wie Gehorſam übrig blieb.

Sobald man den Expreſſen abgeſchickt hatte, hielten der Herzog, die Marquiſe, und ihre Vertrauten Berathſchlagung über ihre Lage. Einer ſtimmte, daß man den Biſchof auf dem Weg von Iſſi nach Verſailles anhalten und ihn ſofort den Weg einer entfernten Provinz, wie etwa die ſeinige, nehmen laſſen ſollte, wo eine lettre de cachet ihn in der Verweiſung zurückhalten würde. Der Schlag war kühn, aber wahrſcheinlich würde er geglückt haben. Man hätte dem König vorgeſpiegelt, daß der

Biſchof

Biſchof ſich zurückzukommen geweigert und freywillig entfernt hätte. Niemand würde es gewagt haben einem Prinzen, der erſter Miniſter war, zu widerſprechen, und bey der großen Jugend des Königs, der überdies damals mehr mit ſeiner Gemahlin als mit einem alten Präceptor beſchäftigt war, würde der Abweſende bald vergeſſen worden ſeyn. Zum Glück für den Staat, der einem zügelloſen Weib zur Beute gedient hätte, kam der Biſchof bey dem König an, während daß die Rotte noch berathſchlagte, und Ludwig empfieng ihn wie einen Vater.

Horace Walpole, der Engliſche Geſandte, und Bruder des Staatsminiſters, Robert, unterhielt ſorgfältig die Freundſchaft des Biſchofs von Frejus, deſſen Macht er vorherſah, und deſſen verborgnen aber ſichern Einfluß er ſchon erkannte. Er war der einzige, welcher auf die erſte Nachricht nach Iſſi eilte, und dem Biſchof Freundſchaftsbetheurungen machte. Da dieß vor der Entwickelung der Sache geſchehen war, ſo behielt der alte Prälat, bey allem Mißtrauen das ihm durch Karakter und durch Erfahrung natürlich war, ſeitdem für Walpole eine Anhänglichkeit, welche dieſer, zum Nachtheil unſers Seeweſens und unſers Handels, ſehr anzuwenden gewußt hat.

Man kann leicht urtheilen, was für Geſinnungen der Herzog von Bourbon und der Biſchof von Frejus nach einem ſolchen Auftritt gegen einander hegten. Der erſte ſah indeſſen, daß man einen Mann der dem König ſo theuer war, forthin für etwas rechnen müßte, und fieng an ihm die größte Achtung zu erweiſen; Fleuri, welcher ſeinerſeits nur um das Weſentliche des Einfluſſes beſorgt war, vermied alles was ein Frohlocken über ſeinen Triumph anzeigen konnte, und behandelte den Herzog mit der Ehrerbietung die ſeiner Geburt zukam. Die Marquiſe von Prie, die ſehr an dem Glück des Prinzen, aber keineswegs an ſeiner Perſon hieng, beſchied ſich nun daß ſie auf die Vertheilung der Beneſizien Verzicht

leiſten, und noch verſchiedne andre Anſprüche einſchränken müßte. Sie ſchmeichelte dem Prälaten, und unterließ nichts um bey ihm nicht mit dem Herzog vermengt zu werden, den man, ſagte ſie, für ihren Liebhaber anſähe, ohngeachtet ſie nie etwas anders als ſeine Freundin geweſen wäre, und jetzt auch das zu ſeyn aufhörte, da aller gute Rath, den ſie ihm gäbe, nichts fruchtete. Den beſten Beweis daß ſie den Herzog nicht liebte, den ſie hätte anführen können, hätten unſtreitig die vielen Untreuen gemacht, die ſie an ihm begieng; aber der alte Biſchof war nicht ſo leicht zu hintergehen als ein junger Prinz. Fleuri war völlig entſchloſſen, den Staat von allen die ſeit der Regentſchaft an deſſen Verwaltung Theil genommen hatten, zu befreyen; und er ſtand nicht lange an dieß ins Werk zu richten. Es ſcheint daß der Herzog vor ſeinem Sturz nicht das mindeſte davon ahndete; denn wenn er ſich freywillig zurückgezogen hätte, würde er der Verbannung entgangen ſeyn, und die Demüthigungen vielleicht zum Theil verhindert haben, welche den Sturz der Marquiſe begleiteten.

Der König gieng voraus nach Rambouillet ab, wohin der Herzog von Bourbon ihm folgen ſollte, und ſagte vor ſeiner Abreiſe zu ihm: er möchte nicht zu lange auf ſich warten laſſen. Dieß war vielleicht überflüſſig, aber wahrſcheinlich hatte der Biſchof von Frejus den ganzen Plan angelegt, und dem König ſogar die Worte beſtimmt.

Kaum hatte der König Verſailles verlaſſen, ſo verkündigte ein Kapitän von der Garde dem Herzog den Befehl, ſich nach Chantilli zu begeben; und zur nämlichen Zeit bekam die Marquiſe einen, durch welchen ſie auf ihr Gut Courbepine in Normandie verwieſen wurde. Ich werde hier, was ſie betrift, vollends mitnehmen, um nicht wieder auf den Gegenſtand zu kommen. Sie ſah dieſe Ungnade anfangs für eine vorübergehende Wolke an; einer ihrer beſondern Freunde, der am Tage ihrer Abreiſe

mit

mit ihr ſpeiſte, hat mir erzählt, daß ſie ihn gefragt hätte, ob er glaubte daß ihre Entfernung von langer Dauer ſeyn würde. Er kannte den Hof zu gut um daran zu zweifeln, aber er gab ihr eine tröſtliche Antwort. Durch die Hofnung aufrecht erhalten, oder wenigſtens nicht ſo vom Schmerz angegriffen, daß jedes andre Gefühl in ihr erſtickt geweſen wäre, ließ ſie eine Stunde vor ihrer Abreiſe einen verborgnen Liebhaber zu ſich in ein Kabinet kommen, und nahm von ihm Abſchied. Sie waren zu ſehr mit einander beſchäftigt, oder zu eilig um darauf zu denken die Fenſter zu verſchließen, ſo daß aus einem benachbarten Hauſe verſchiedene Perſonen dieſen zärtlichen Abſchied mit anſahen. Sie hielten es nicht geheim, und da ſie nicht nahe genug waren, um den begünſtigten Nebenbuhler des Herzogs von Bourbon zu erkennen, ſich auch nicht träumen ließen daß es der Sekretair ihres Mannes wäre, ſo ſchrieben ſie es auf die Rechnung des .... und zogen ihn damit auf, weil er der einzige war, von welchem man wußte daß er an dem Tage bey ihr geſpeißt hatte. Dieſer hat mir's erzählt *a*).

Die

a) Auch bey dieſer Anekdote muß die Bemerkung wiederhohlt werden, daß Duclos ſich zuweilen bey Zügen aufhält, welche des ernſthaften und denkenden Mannes, ſelbſt wenn er nur Memoiren ſammelt, nicht würdig genug ſind. Bey Stellen dieſer Art ſcheint der Geiſt der Leerheit und der Kleinlichkeit aus dem geſellſchaftlichen Leben das Gedächtniß des Verfaſſers angeſteckt zu haben; aber von größerer Wichtigkeit iſt der von ohngefähr hier ſo nah zuſammengeſtellte Kontraſt zwiſchen den Ruſſiſchen und den Franzöſiſchen Hof-Revolutionen. Es kann wenigſtens von einigem Nutzen ſeyn die Probe anzuſtellen, ob man nicht in dem grelleren und wilderen Karakter jener Auftritte die Unwürdigkeit und die bey ihren wichtigen Folgen ſo traurige Geringfügigkeit der Verſailler Thorheiten, in dem milderen und feineren Anſtrich aber der Franzöſiſchen Hofkabalen nicht die Falſchheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenſchlichkeit der Ruſſiſchen Gräuel, weſentlich wiederfindet. Es wird immer mehr Zeit, dieſe ſittlichen Züge zu dem Gemälde der politiſchen Dekadenz von Europa im Stillen zu ſammeln, und damit der großen Sendung künftiger Montesquieu's und Gibbon's vorzuarbeiten.

Die Standhaftigkeit der Marquiſe hielt nicht lange an. Kaum war ſie in Courbepine, ſo erfuhr ſie daß ihre Stelle bey der Königin ihr genommen, und an die Marquiſe d'Alincour vergeben war. Sie ſah nun deutlich daß ſie vom Hofe weggejagt war, und ohne Hofnung jemals wieder aufzukommen. Verzweiflung ergriff ſie, und der Kummer zehrte ſie ab, ohne daß ſie nur den Troſt hatte, den Arzt den ſie kommen ließ, und Silva, den Arzt des Herzogs, von welchem ſie Konſultationen einholte, zu überzeugen daß ſie wirklich krank wäre. Sie blieben dabey, daß ſie nichts als Vapeurs oder Nervenzufälle hätte; die letzte Krankheit fieng damals an Mode zu werden, ſie hat ſeitdem die Vapeurs verdrängt, und gehört mit zu den Namen, womit die Aerzte ihre Unwiſſenheit bemänteln. Ohne Zweifel haben ſie das Prognoſtikon des Todes aus Verzweiflung nicht; denn an dem Tage wo die Marquiſe von Prie, in ihrem neun und zwanzigſten Jahre, ſtarb, nachdem ſie funfzehn Monate lang in ihrer Verbannung eingegangen war, hatten ſie noch ihre Krankheit für Einbildung erklärt.

Von

Von dem Kardinal Fleuri.

Der Biſchof von Frejus, der von jeher im Beſitz des Königlichen Vertrauens geweſen war, und nunmehr öffentlich damit beehrt wurde, hätte ſich zum erſten Miniſter können ernennen laſſen; er begnügte ſich aber mit der ganzen Gewalt dieſer Stelle, und ließ den Titel und die äußerlichen Verrichtungen derſelben eingehen. Wahrſcheinlich rieth er auch dem König an, ſie nie wieder auffkommen zu laſſen, wie der Kardinal Mazarin auf ſeinem Todbett es ſchon Ludwig XIV angerathen hatte. Le Blanc bekam wieder das Kriegsdepartement, Pelletier des Forts bekam die General Aufſicht über die Finanzen, und Berthelot de Montchene, Bruder der Marquiſe von Prie, für welchen ſie eine ſechſte Intendantenſtelle in den Finanzen hatte errichten laſſen, wurde gezwungen dieſe abzugeben. Die ganze Verwaltung des Herzogs von Bourbon wurde verändert, und unter dem Vorwand um ihre Entlaſſung gebeten zu haben, mußten alle ſeine Diener ſich entfernen. Ueberhaupt wird in den öffentlichen Nachrichten die offenbarſte und oft gerechteſte Verjagung von Staatsbeamten immer auf dieſe Weiſe beſchönigt. Wer die Geſchichte nur aus den zeitlichen Druckſchriften kennt, ſieht kaum das Gerippe derſelben.

Die wichtigſte Operation für das gemeine Beſte war die Abſchaffung des Funfzigſten. Ohne den Plan der Regierung zu verändern, den er eingeführt fand, und der im Fach der Finanzen einer neuen Geſtalt bedürfte, grün-

Digitized by Google

dete der Biſchof von Frejus wenigſtens eine ökonomiſche Verwaltung, der er, ſo lange ſein Miniſterium dauerte, das heißt bis an ſeinen Tod, getreu blieb. Man kann ihm zu viel Vertrauen auf die Financiers vorwerfen. Er mußte wiſſen daß ihr vorgeblicher Kredit, den ſie dem König zu leihen ſcheinen, von dem König ſelbſt herrührt. Aber er unterſtützte ſie, entweder weil er kein Mittel kannte ſie zu entbehren, oder aus Furcht, in ſeinem Alter eine Reform zu unternehmen, die er nicht Zeit haben würde zu vollenden oder feſt zu gründen. Er half indeſſen durch die Ordnung und die Sparſamkeit nach, welche bey jeder Regierungsform die Grundlage der Verwaltung ſeyn müſſen, und was für die Regel das weſentlichſte iſt; er gab ſelbſt das Beyſpiel davon. Kein Miniſter war je ſo uneigennützig. An Pfründen nahm er nichts, als was er nothdürftig brauchte, ohne dem Staat etwas abzukürzen, um ein beſcheidnes Haus und eine ſpärliche Tafel zu halten. Das Vermögen das er hinterließ, war auch kaum das eines mittelmäßigen Bürgers, und nicht der zehnte Theil der Koſten des Grabmals das ihm der König errichten ließ, wäre damit zu beſtreiten geweſen. Sein Tod konnte an jene uralten Zeiten erinnern, wo Bürger die ihrem Vaterland gedient hatten, ſo arm ſtarben, daß ſie auf öffentliche Koſten zur Erde beſtattet werden mußten. Auch hätten die Finanzverwalter, für welche er ſo viel Gefälligkeit hatte, nicht mit dem üppigen Aufwand prangen dürfen, den wir ſeitdem von Leuten, die ſich aus dem Staube der Kanzleyen empor ſchwingen, haben auskramen ſehen. Unter dieſem Miniſter war die Erhebung der Auflagen weniger hart, und die Zahlungen waren richtiger. In wenigen Jahren ſtellte er die Auslage der Einnahme gleich, indem er dieſe durch die Oekonomie allein erhöhte.

Da meine Abſicht bloß iſt, Recht wiederfahren zu laſſen, und nicht Lobreden zu halten, ſo werde ich den

ge-

Digitized by Google

gegründeten Vorwurf nicht verſchweigen, den man dieſem Miniſter macht, daß er die Marine hat in Verfall gerathen laſſen. Der Geiſt der Oekonomie führte ihn in dieſem Punkt irre. Sein Vertrauen auf Walpole ließ ihn glauben, daß er mit den Engländern einen unwandelbaren Frieden erhalten, und alſo den Aufwand für die Marine würde erſparen können. Er hätte fühlen ſollen daß die Dauer des Friedens von der Sorge abhieng, die er nahm, um ihn zu erhalten, daß ſie mit ſeinem Karakter in Verbindung ſtand, und daß unvermuthete, gezwungene Umſtände den Krieg zwiſchen uns und den Engländern, unſern natürlichen Feinden, immer wieder entzünden konnten. Durch einen ſeltſamen Widerſpruch fürchtete er Verbeſſerungen zu unternehmen, die ſein hohes Alter ihn nicht hoffen ließ zu vollenden, und bey andern Gelegenheiten handelte er, als ob er ſich für unſterblich gehalten hätte.

Wenn er zuweilen die Oekonomie zu weit trieb, ſo murrten diejenigen am meiſten, die dadurch im Zaum gehalten wurden; und ſie ſuchten ihn in den Ruf zu bringen, daß er die Dinge nicht im Großen ſähe, worauf denn tauſend von den Dummköpfen, die nichts weder im Großen noch im Kleinen ſehen, dieſe Formel wiederholten. Aber das Volk und der Bürger, alſo der zahlreichſte, der nützlichſte Theil des Staats, der die Grundlage und die Kraft deſſelben ausmacht, konnte ſich eines Miniſters erfreuen, der das Königreich wie eine Haushaltung verwaltete. Was man ihm auch für Vorwürfe machen mag, ſo wäre es wünſchenswerth für den Staat, daß er Nachfolger gehabt hätte, die bey einer eben ſo unbeſchränkten Macht als die ſeinige, ihm in der Denkungsart geglichen hätten. So viel iſt ausgemacht, daß man die Regentſchaft ohne Bedauern hat endigen ſehen, daß man das Miniſterium des Herzogs von Bourbon verflucht hat, daß man ſeinen Nachfolger gern wieder vom Tode auferwecken

möchte,

möchte, und über das was wir ſeitdem ſahen, wiſſen wir ſehr gut woran wir uns zu halten haben. Ich werde davon ſprechen.

Der Biſchof von Frejus beſchäftigte ſich unſtreitig zu viel mit der Konſtitution, die er beyſeite legen, und zugleich mit den Opponenten ausſterben laſſen konnte. Aber es wäre faſt widernatürlich geweſen, daß ein Prälat, mit ſeiner Lage zufrieden, groß genug gedacht hätte, um nicht nach dem Kardinalat zu ſtreben, und das ſicherſte Mittel dazu zu vernachläßigen. Er hatte den Namen als erſter Miniſter nicht angenommen; er wollte indeſſen ſich wenigſtens den äußeren Glanz verſchaffen, den ſeine geiſtlichen Vorgänger in ſeiner Stelle gehabt hatten. Man kann leicht denken, daß er keine Schwierigkeiten fand. Die erſte Promotion von Kardinälen welche bevorſtand, war die der Kronen, und der König gab ſeine Ernennung dem Biſchof von Frejus. Aber die Promotion war noch entfernt, und der alte Prälat etwas eilig in den Beſitz zu kommen; es mußte alſo bewürkt werden, daß er im Voraus, außer der Reihe, ernannt wurde. Da die Genehmigung des Kaiſers und des Königs von Spanien hiezu nothwendig war, ſo erklärte der König gegen ſie, daß er die Franzöſiſche Ernennung bloß um eine kurze Zeit zu anticipiren verlangte, und daß ſie demnach bey der Promotion der Kronen ſich ſchon erfüllt finden würde. Die beiden Höfe, welche nichts dabey verloren, gaben ihre Einwilligung, und würden wahrſcheinlich dem Pabſt erlaubt haben, einem mächtigen Miniſter, auf deſſen Erkenntlichkeit ſie ſich ein Recht erwarben, den Hut proprio motu zu geben. Aber der Biſchof, dem wenig daran gelegen war, ob es in Frankreich einen Kardinal mehr gäbe, machte darauf keinen Anſpruch, und begnügte ſich mit einer Auszeichnung, die nichts auffallendes hatte 1).

Das

1) Der Kardinal Fleuri wurde den 11 September 1726 ernannt, und die Promotion der Krone geſchah im November 1727.

Das lag überhaupt in ſeiner Denkungsart. Er hatte den Orden des heiligen Geiſts und das Erzbisthum Rheims ausgeſchlagen, zu einer Zeit, wo ein jeder andrer davon geblendet geweſen wäre.

Ohne Prunk, mit einer beſcheidenen Außenſeite, zog er das Weſen der Macht dem Gepränge derſelben vor; und er hatte wirklich eine unumſchränktere, weniger widerſprochene Gewalt als Mazarin durch ſeine Ränke, oder Richelieu durch ſeine Henker.

Dies Miniſterium, das gegen ſiebenzehn Jahre dauerte, konnte man als ein glückliches Interregnum betrachten; was darauf folgte war nichts wie Anarchie, und die ganze Zeit des Kardinal Fleuri wird mir weniger Geſchichtsbegebenheiten im Innern des Reichs darbieten, als ein einziges Jahr der Regentſchaft. Die Gewalt war beſtändig in den Händen des Kardinals, und der Wille, welcher ſich ſo oft zugleich mit der Macht unter mehrere Miniſter vertheilt, und dadurch dem Staat ſo verderblich wird, war hier zu einem einzigen vereinigt. Alles ſchritt auf Einer geraden Linie fort; kein Vernünftiger getraute ſich jemals bey dem König etwas gegen ſeinen Miniſter zu unternehmen. Die Königin ſelbſt ſah die Nothwendigkeit davon ein. So unzufrieden ſie auch mit dem Sturz des Herzogs von Bourbon und der Veränderung des Miniſteriums ſeyn konnte, ſo ſuchte ſie keinen Einfluß in die Regierung zu erlangen, und ſchränkte ſich von dieſem Augenblick auf die Pflichten ein, aus denen man ſie ſeitdem bey keiner Gelegenheit hat herausgehen ſehen.

Das Betragen der Königin, der Gehorſam der untern Staatsbeamten, und die Unterwürfigkeit der Hofleute erinnern mich an die Thorheit einiger jungen

Digitized by Google

Schwindelköpfe vom Hof, die ſich's einmal einfallen lieſſen, eine Rolle ſpielen zu wollen. Der Kardinal hatte ſie zu den Beluſtigungen des Königs, und zu einer Art von Familiarität mit dem jungen Monarchen ziehen laſſen. Sie nahmen dieß treuherzig für Vertrauen von Seiten dieſes Fürſten, und bildeten ſich ein, daß ſie die Regierung an ſich reiſſen könnten. Der Kardinal bekam Nachricht davon, und wahrſcheinlich durch den König ſelbſt. Unter Richelieu, welcher den geringſten Angriff auf ſeine Macht ſo gut zum Verbrechen zu machen, und Richter zu finden wußte, deren Art nie ausgeht, hätte die Thorheit dieſer jungen Leute ſchlimme Folgen haben können. Der Kardinal Fleuri, welcher die Dinge nicht ſo tragiſch aufnahm, lachte mitleidig, behandelte ſie als Kinder, ließ einige von ihnen eine Zeitlang auf ihren Gütern reif werden, oder bey ihren Aeltern zu Verſtand kommen, und achtete ein Paar andre ſo gering, daß er ſie am Hof den Spöttereyen zum Ziel dienen ließ, mit welchen man ſie nicht verſchonte. Es iſt unnöthig ihre Namen jetzt aufzufriſchen, ſie haben ſich ſeitdem in keinem Fach welche gemacht, und ſind vollkommen vergeſſen. Man nannte das damals die Verſchwörung der kleinen Buben.

Man könnte den Karakter dieſes Miniſteriums mit einer einzigen Bemerkung im Voraus bezeichnen: wenn man nämlich nur einen Monat ſeiner Staatsverwaltung umſtändlich darlegte, würde man das vollſtändige Gemälde eines Zeitraums von mehr als ſechszehn Jahren geben *a*). Die Kriege von 1733 und von 1741 muß man

a) Fleuri's Miniſterium giebt unter andern auch einen auffallenden Beweis, mit wie wenigen Kräften die Wohlfahrt eines Staats bewürkt werden kann. Alles was dieſe natürliche Anlage des Volks, durch Ruhe, Ordnung und Einfachheit in der Regierung zufrieden geſtellt zu werden, ſo gewaltſam zerſtört hat,

man jedoch hiervon ausnehmen: dieß waren gezwungne Lagen, in welche er mehr geſtoßen wurde, als daß er ſich freywillig hinein begeben hätte.

Nachdem er das Baret aus den Händen des Königs empfangen hatte, und ihm deshalb ſeine Dankſagung abſtattete, erwies ihm Ludwig die Ehre, ihn vor den Augen des ganzen Hofs zu umarmen; und der König bezeugte ſo viel Freude, als der neue Kardinal nur in ſeinem Herzen verſchließen konnte.

Jedermann glaubte auf Fleuri's Dankbarkeit Anſprüche zu haben, und ſuchte ſie geltend zu machen. Der Pabſt bedieute ſich ſeiner, um ſeine wankende Konſtitution wieder vorzunehmen. Der Reichsvicekanzler Sinzendorf hatte bald Urſache ſich zu freuen, daß ihn der Kaiſer zu der Unterhandlung über den Hut gebraucht hatte, und der Herzog von Richelieu, unſer Ambaſſadeur in Wien, ebenfalls, daß er dieſe Korreſpondenz zu beſorgen gehabt hatte. Beyde hatten den Kardinal in einem Abentheuer nöthig, das ſie perſönlich betraf, und das der Geſchichte nicht würdig ſeyn würde, wenn es nicht über die Men-

hat, wird einſt von der unparteyiſchen Geſchichte, nicht mit der glimpflichen Formel der beleidigten Volksmajeſtät, ſondern mit dem ſchrecklichen Namen: Verbrechen des verachteten Menſchenglücks gebrandmarkt werden. In jenen engen Kreis ſehnt ſich, wiſſentlich oder nicht, alles zurück; und wie lange man ſich auch drauſſen ſchlage, eh der Kreis wieder gebildet wird, ſo werden weder die wortreichen Spartaner in Frankreich, noch die antiphiloſophiſchen Diener der Ehre und des Königs, jemals in dem Innern des Bürgers einen andern wahren Trieb pflanzen können. Aber es gehört mit zu den merkwürdigen Folgen deſſen was geſchehen iſt, daß dieſer Trieb ſelbſt nicht mehr hinreicht ſich zu befriedigen; allein und unbewehrt wird er das Opfer der ſtreitenden Parteyen, wenn er nicht, früh oder ſpät, mit einer Entſchiedenheit, die ſein Weſen verändert, dem nackten Begrif des Zuträglichen das Gewand des einen oder des andern Glaubens anlegt.

ſchen, welche eine Rolle in den öffentlichen Geſchäften ſpielten, eine Art von Licht verbreiteten.

Der Sohn des Reichsvicekanzlers, welcher im geiſtlichen Stande erzogen war, der Graf von Weſterloo, Hauptmann von der kaiſerlichen Hatſchierwache, und der Herzog von Richelieu lebten in Wien durch einen gleichen Hang zum Vergnügen mit einander verbunden. Einer von jenen Betrügern, welche von der Leichtglaubigkeit gewiſſer ſtarker Geiſter leben, die nicht ſo ſelten ſind als man meint, die an die Magie und andre ähnliche Abſurditäten glauben, überredete dieſe drey Herren, daß er durch die Vermittelung des Teufels jedem die Sache verſchaffen würde, die er am meiſten zu beſitzen wünſchte. Richelieu ſoll, wie man ſagt, den Schlüſſel zum Herzen der Fürſten verlangt haben, denn der Weiber hielt er ſich ſchon für gewiß. Der angewieſene Ort zur Teufelsbeſchwörung war an einem Steinbruch, nahe bey Wien. Sie begaben ſich des Nachts dahin. Es war im Sommer, und die Beſchwörungen dauerten ſo lang, daß der Tag ſchon anbrach, als die Werkleute, die zu ihrer Arbeit kamen, von einem dringenden Geſchrey herbeygelockt wurden, und die drey Männer um einen Mann in Armeniſcher Kleidung *a*) verſammelt fanden, der in ſeinem Blute ſchwamm und eben ſeinen Geiſt aufgab.

Der Unglückliche war ohne Zweifel der vorgebliche Magus, den dieſe Herren, ſo grauſam als leichtgläubig, und beſchämt getäuſcht worden zu ſeyn, ihrem Verdruß auf-

a) Ich glaube verſichern zu können, daß dieſer Armenier mit dem unter uns durch den Geiſterſeher ſo bekannten nichts gemein hat, und daß man ſich alſo irren würde, wenn man den Knoten, welcher ſo viel Erwartung erregt hat, hier zufällig gelöſt zu finden glaubte.

Digitized by Google

aufgeopfert hatten. Die Arbeiter liefen ſogleich davon, in der Furcht für Mitſchuldige angeſehen zu werden, und machten ihre Anzeige bey der Polizey. Als die Wache kam und den Namen der Verbrecher erfuhr, gab ſie dem Vater des einen, dem Reichsvicekanzler, davon Nachricht. Dieſer wandte alles an um den Handel zu ſchlichten, der für alle drey ernſthaft genug, aber für Sinzendorf am wichtigſten war, da er die Ernennung zum Kardinalat hatte und die Promotion herannahte.

Der Reichsvicekanzler hatte dieſe Ernennung für ſeinen Sohn von einem Abbe Strickland gekauft, einem Engländer, der einer von den liſtigſten Abentheurern war, und das Mittel gefunden hatte ſich die Polniſche Ernennung zu verſchaffen. Bey aller ſeiner Geſchicklichkeit entgieng Strickland nicht dem gemeinen Loos dieſer Art von Menſchen; ſein Ruf war zweydeutig, und eine unregelmäßige, zu öffentlich bekannte Lebensart ließ ihn befürchten, daß ſeine Hofnungen in Rom, wo die Konkurrenten ein erſtaunliches Talent haben ſich unter einander zu durchkreuzen, nicht erfüllt werden möchten. Er fand alſo rathſam, um nicht alles zu verlieren, ſeine Rechte oder Anſprüche bey dem Reichsvicekanzler gegen klingende Münze auszutauſchen; und Sinzendorf welcher das Departement der auswärtigen Geſchäfte hatte, fand nicht die mindeſte Schwierigkeit dabey, ſeinen Sohn an Stricklands Stelle unterzuſchieben. Aber dies letzte Abentheuer gab dem Vater und dem Sohn ſehr gegründete Beſorgniſſe. Der Antheil an einem Verbrechen der Magie würde in Rom größeres Aergerniß gegeben haben, als Stricklands Sittenloſigkeit und der Mord des Armeniers. Die Verbrechen gegen das Vorurtheil mögen ſo ſinnlos ſeyn als ſie wollen; ſie werden immer höher aufgenommen, als die welche nur die Sittlichkeit verletzen oder die Natur ſchänden.

Sinzendorf erſtickte die Sache in Wien ſo gut er konnte, ſchrieb deshalb an den Kardinal Fleuri, und bat ihn bey dieſer Gelegenheit gemeine Sache mit ihm zu machen, nämlich ſeinerſeits den Herzog von Richelieu zu unterſtützen, und die Gerüchte, welche bis nach Frankreich dringen könnten, als Verläumdungen zu behandeln. Fleuri, für welchen ſich der Reichsvicekanzler kurz vorher des Hutes wegen verwandt hatte, und den Richelieu überredet hatte, daß er ihm auch dabey ſehr nützlich geweſen wäre, ließ ſich gern zu dem, was von ihm verlangt wurde, gebrauchen.

Damit war indeſſen noch nicht alles gethan; es kam hauptſächlich darauf an zu verhindern, daß die Sache nicht in Rom zu Sinzendorfs Nachtheil ruchbar würde. Das blos präſumirte Verbrechen der Magie zieht ſchon die Exkommunikation nach ſich. Der Reichsvicekanzler ergriff das Mittel, dem Pabſt ein Memorial zu ſchicken, worinn die Begebenheit bloß unter dem Licht einer jugendlichen Unvorſichtigkeit vorgeſtellt wurde, die von der Verläumdung gemißbraucht werden könnte, und für welche doch eine Abſolution ad cautelam erbeten würde. Man erhält eine Abſolution ziemlich leicht in Rom, wenn man das Recht ſie zu geben anerkennt, und wenn ſie von einem mächtigen Miniſter verlangt wird. Sie wurde insgeheim dem künftigen Kardinal und dem Herzog von Richelieu gegeben. Kurz darauf erhielt der junge Sinzendorf den Purpur, und um allen Verdacht zu vertilgen, wurde Richelieu unter der erſten Promotion von Rittern des heiligen Geiſtes begriffen, mit der Erlaubniß, die Ordenszeichen vor ſeiner Aufnahme zu tragen. Nur der arme Weſterloo, welcher keinen Miniſter zum Vater und kein perſönliches Anſehen hatte, blieb der Sündenbock bey dieſer Geſchichte; er lief von Wien fort, verlor ſeinen Poſten, und kehrte in ſein Vaterland,

Digitized by Google

land, Flandern, zurück, wo er in der Dunkelheit lebte und ſtarb.

Nachdem ſich der Herzog von Richelieu einige Zeit in ſeinem Hotel verborgen gehalten hatte, trat er, mit ſeiner geheimen Abſolution verſehen und ſeinem Ordensband geſchmückt, glänzender als jemals wieder in Wien auf, und zerſtörte einen Theil des Argwohns, durch die Stirne mit welcher er demſelben trotzte. Er eilte indeſſen doch ſich zu beurlauben, und durchreiſte Italien, ohne aber Rom zu berühren, wo er eben nicht Luſt hatte ſeine Abſolution vom Pabſt beſtätigen zu laſſen. Noch weniger getraute er ſich das Herzogthum Modena zu betreten. Bey dem vertrauten Umgang den er mit der Herzogin gehabt hatte, als ſie noch Mademoiſelle de Valois war, befürchtete er von ihrem Gemahl einen Anfall und einen Streich von Italiäniſcher Eiferſucht. Er kehrte nach Frankreich zurück, wo er von dem Kardinal ſehr gut empfangen, und in die innere Geſellſchaft des Königs eingeführt wurde. Ludwig hat ihn auch immer ziemlich günſtig aufgenommen, und mit ausgezeichneten Gnaden beehrt, aber nie mit einem gewiſſen Vertrauen. Wir werden ihn wichtige Poſten bekleiden und ſie oft glänzend erfüllen ſehen; aber ſein Blick iſt immer nur der eines Mannes nach der Mode geblieben.

Der Kardinal, der während ſeines ganzen Miniſteriums nicht aufgehört hat, an der Erhaltung oder Wiederherſtellung der innern Ruhe des Königreichs zu arbeiten, befleißigte ſich bey allen andern Europäiſchen Mächten den Frieden zu erhalten. Er wußte, wie es auch allgemein anerkannt iſt, daß ſie niemals gegen einander in Krieg gerathen, ohne daß Frankreich durch irgend einen Umſtand hineingezogen werden müßte. Er ſuchte daher, und es gelang ihm, das verſchiedne Intereſſe

des Kaiſerlichen, Engliſchen, Spaniſchen Hofs, und ihrer Alliirten zu vereinigen. Sein vorzügliches Augenmerk war, die Empfindlichkeit des Madrider Hofs über die Zurückſendung der Infantin aus dem Weg zu räumen. Die Niederkunft der Königin von Spanien gab die Veranlaſſung ſich einer Verſöhnung anzunähern. Der König ſchrieb ſogleich über die Geburt des Infanten einen freundſchaftlichen Glückwunſch an ſeinen Onkel, der Philipp V ſo rührte, daß er ſich auf der Stelle verſöhnt erklärte. Die Königin war nicht ſo leicht zurückgebracht, und ob ſie gleich genöthigt war ihren Geſinnungen einigen Zwang anzuthun, ſo mußte ſich doch der Graf von Rothenburg, der mit dem Auftrag abgeſandt wurde, dem Infanten den Orden des heiligen Geiſts zu überreichen, einiger Formalitäten unterwerfen, die erniedrigend geweſen wären, wenn man ſie nicht als thörig angeſehen und die Königin wie ein Kind betrachtet hätte, die man als ein ſolches zufrieden ſtellen müßte. Sie forderte daß Rothenburg in einer Privataudienz, die ſie und der König ihm geben würden, beim Hereintreten vor ihnen auf die Knie fiele, und ſie bäte die Beleidigungen unſers vorigen Miniſteriums zu vergeſſen. Die Königin, neben ihrem Gemahl ſitzend und mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, erhob ihre Augen nicht einmal auf den Geſandten als er hereintrat, und ſchien ihn nicht zu bemerken; aber der König ließ ihn wieder aufſtehen und ſtellte ihn der Königin vor, mit der Bitte hinfort den König von Frankreich bloß als ihren Neffen zu betrachten, und die Einigkeit, die zwiſchen den beyden Kronen ſeyn müßte, vor Augen zu haben.

Philipps Verſöhnung war ſo aufrichtig als ſeine ſtete Anhänglichkeit für ſein Haus; die Königin aber ſchien nur ſtufenweiſe ihren Groll ſchwinden zu laſſen, und behielt immer genug davon in Vorbehalt, um füh-

len zu laſſen, wie viel man gegen ſie gut zu machen hätte, und um Frankreich zu den größten Dienſtleiſtungen gegen die Infanten zu bewegen.

Es iſt hier der Ort von der ſchlimmen Veränderung zu ſprechen, die mit dem Verſtand des Königs von Spanien vorging. Ob man gleich im Allgemeinen von der Melancholie des Königs einige verwirrte Nachrichten hatte, ſo ſind doch die beſondern Zufälle dieſer Krankheiten nur wenigen bekannt geworden. Die beſondern Entreen, welche die Königin unſern Miniſtern, als Geſandten eines verwandten Hofs, zu bewilligen nicht immer vermeiden konnte, ſetzte ſie in den Stand unſerm Hof von dem Zuſtand des Königs beſtimmte Rechenſchaft zu geben. Außerdem wollte ſie Philipp zuweilen ſehen, wo die Königin gewünſcht hätte ſie entfernt zu halten, und es gab wiederum Veranlaſſungen wo ſie gehöthigt war, ſich an ſie zu wenden und ihnen alles zu geſtehen. Die Depeſchen unſrer Ambaſſadeurs, des Grafen von Rothenburg, und des Marquis, nachmaligen Marechals von Brancas, geben das traurige Gemälde des Innern vom Spaniſchen Hof.

Man weiß, daß Philipp in einer furchtſamen Ehrerbietung gegen den König und in der Unterwürfigkeit gegen einen Bruder, deſſen Unterthan er werden konnte, auferzogen, eine Gewohnheit zu gehorchen angenommen hatte, die jedem zu gute kam, der es unternahm ihn zu beherrſchen. Die Prinzeſſin dei Urſini hatte dies benutzt, und als die Königin ſie vertrieb, hatte ſie keine Mühe weiter, als dem vorgezeichneten Plan zu folgen. Die Einſamkeit, in welcher man ihn beſtändig hielt, verſetzte ihn endlich in eine Art von Melancholie, die bis zur Tollheit ging. Ohne irgend eine ſichtbare Unpäßlichkeit blieb er zuweilen ſechs Monate ohne das Bett verlaſſen zu wollen,

len, ohne ſich raſiren zu laſſen, ohne ſich die Någel abzuſchneiden, oder ſeine Wåſche zu wechſeln. Wenn ihm ſein Hemd nun am Leibe verfault war, nahm er kein friſches bis es die Kånigin getragen hatte, aus Furcht, wie er ſagte, damit vergiftet zu werden. Er aß, verdaute und ſchlief gut, obgleich nie zu gleichen Stunden. Auch fůr die Meſſe, die er auf ſeinem Zimmer hörte, hielt er nicht mehr auf regelmåßige Zeiten, manchmal ließ er ſie frůh, manchmal um ſieben Uhr des Abends leſen. Den Winter ließ er im ungeheitzten Zimmer alle Fenſter öfnen, und in der brennendſten Sommerhitze ließ er ſie zumachen, ſo daß die Anweſenden vor Froſt erſtarrten oder vor Hitze erſtickten, ohne daß er das geringſte Gefůhl zeigte. Er konnte in den heiſſeſten Tagen drey Dekken von Flanell ertragen, warf in der ſtrengſten Kålte die leichteſte von ſich ab, und entblößte ſich auf eine ziemlich unanſtåndige Art. So lang er das Bett hůtete, beichtete er nie, aber man hörte ihn zuweilen Gebete hermurmeln.

Wenn er aufſtand, håtte er ohne Stůtze gehen können, wenn der Schmerz, den ihm die langgewachſenen Någel an ſeinen Fußzehen unter der Kleidung machten, ihn nicht gehindert håtte. Mit ſeinen langen, ſchneidenden und harten Någeln zerriß er ſich ſelbſt im Schlafe, und behauptete nachher, daß man die Zeit, wo er ſchliefe, wahrnåhme um ihn zu verwunden, oder daß er Skorpionen um ſich herum håtte, die ihn ſtåchen. Es gab Augenblicke, wo er ſich todt glaubte, und fragte warum man ihn nicht begrůbe. Er konnte viele Tage in einem finſtern Stillſchweigen beharren, und dieſe důſtre Stimmung endigte ſich oft mit den wůtendſten Ausbrůchen, wo er um ſich ſchlug, die Königin, den Beichtvater, den Arzt und alle die ihm nahe ſtunden zerkratzte, und ſich mit gråßlichem Geſchrei in die Arme biß. Man fragte ihn, was

er

er hätte. Nichts, ſagte er, und den Augenblick darauf fing er an zu ſingen oder verſank wieder in ſeine Träumerei. Er ſtand manchmal plötzlich in der Nacht auf, und wollte im Hemd, mit bloßen Füßen, ausgehen. Die Königin lief, um ihn zurückzubringen, und dann ſchlug er ſo arg auf ſie los, daß ſie oft ganz zerblaut war.

Nachdem er ganze Monate in der ſcheußlichſten Unreinlichkeit zu Bett zugebracht hatte, verging eben ſo viel Zeit wo er ſich gar nicht niederlegen wollte, und auf einem Lehnſtuhl ſchlief, ſo daß ſeine Beine vom Herunterhängen anſchwollen. Ob er gleich wenig Bewegung machte, waren ſeine gewöhnlichen Mahlzeiten doch ſehr ſtark, er verlangte die nahrhafteſten Speiſen, das kräftigſte Fleiſch; um zehn Uhr des Morgens nahm er eine Kraftbrühe, um zwölf ſpeiſte er zu Mittag, womit er zwei Stunden zubrachte, ſchlief alsdann auf fünf bis ſechs Stunden ein ohne von der Tafel aufzuſtehen, aß beim Aufwachen ſechs bis ſieben Zwiebäcke und nahm um eilf wieder eine ſtarke Kraftbrühe.

Er verwechſelte unaufhörlich die Verrichtungen des Tags und der Nacht, legte ſich zuweilen um zehn Uhr des Morgens nieder, ſpeiſte im Bett, arbeitete da mit einigen Miniſtern, und ſtand um fünf der Meſſe wegen auf. Er ſchlief manchmal zwölf bis vierzehn Stunden, und den folgenden Tag ſchlummerte er nur wenige Minuten. Er ließ ſich verſchiedene Breviarien auf's Bett bringen, und die Königin mußte die Pſalmen oder Gebete herſagen die er ihr angab, und wechſelsweiſe aus dem einen oder dem andern wählte. Mitten unter dieſen frommen Beſchäftigungen bemerkte er einmal daß ſeine Hündin läufig war, ließ einen Hund holen, und als ſie ſich vor einer Geſellſchaft von funfzig Perſonen begatteten, hielt er über dieſes Geſchäft der Natur eine Menge Reden,

den, die mehr ſchmutzig als gelehrt waren. Bey andern Gelegenheiten hinderte ihn ſeine Frömmigkeit nicht, ſehr muthwillige Einfälle zu haben. Ich werde mich bey dieſen Abwechſelungen von Tollheit und Vernunft nicht aufhalten. Ich verſchweige mehrere Umſtände, die für mich eben ſo ermüdend ſeyn würden, als es die Auszüge aus den Depeſchen 1) für die Leſer wären, wenn dieſe Memoiren jemals erſcheinen ſollten.

Philipp der Fünfte mußte mit dem ſtärkſten Temperament begabt ſeyn, um ſeiner Art zu leben, und den Geſundheitsmitteln, auf welche er fiel, nicht unterzuliegen. Er nahm viele Tage hinter einander eine Büchſe voll Theriak auf einmal, und ſagte ſeine Aerzte wären Schurken, die nicht zugeben wollten daß er krank wäre, da er doch ſein Ende herannahen fühlte.

Ohngeachtet dieſer Verirrungen ſeiner Vernunft behielt er für die Geſchäfte den richtigſten Verſtand und das untrüglichſte Gedächtniß. Es wurde ihm einmal ein Vorſchlag gethan, den er nicht annahm, weil er ſich beſann ihn ein Jahr vorher ſchon verworfen zu haben. Ohne Zweifel verlor ſich dieſe Krankheit ſpäterhin, denn ich finde dieſe Umſtände bloß in den Briefen des Grafen von Rothenburg und des Marquis von Brancas, die in der Spaniſchen Ambaſſade auf einander folgten.

Ich merke noch an daß durch die Abnahme von Philipps heftigem Temperament in Anſehung der Weiber, die Königin eines ihrer größten Mittel ihn zu beherrſchen verlor; und da die Natur ihr nicht mehr ſo gut zu ſtatten kam, ſo nahm ſie, wie man ſagte, ihre Zuflucht zu ſti-

1) Insbeſondere aus denen vom 1. 8. 11. März, vom 3. April 1728, vom 24. May 1729, vom Julius 1730 u. ſ. w.

ſtimulirenden Mitteln, welche ſelten ihrem Zweck entſprechen. Sie ſchlugen ihr bey einer Gelegenheit 1) fehl, wo ihr viel daran gelegen war, Begierden zu erwecken, die ſie entſchloſſen war nicht zu befriedigen, bis ſie ihren Willen erlangt hätte. Es kam darauf an den König zu bewegen, daß er mit Patino arbeitete, gegen den er einen Abſcheu gefaßt hatte. Damals ſchlug er die Königin ſehr heftig, und ſchalt ſie eine Elende, die noch nicht zufrieden ſein Reich ins Verderben geſtürzt zu haben, auch ſeine Ehre und ſeinen Ruhm angreifen wollte. Um ſich ohne Zweifel zu überzeugen, daß er in dieſen gewaltthätigen Auftritten noch Recht hätte, zwang er ſie einmal, nachdem er ſie geſchlagen hatte, ihn um Verzeihung zu bitten. Ich will, ſagte er zu ſeinen Bedienten, daß ſie ſich ihrer vier Evangeliſten entſchlage. So nannte er Patino, den Marquis Scoti, den Erzbiſchof von Amida, Beichtvater der Königin, und die Kameriſtin Pellegrine. Dieſer Gegenſtand brachte ihn immer in Wuth. Auf dieſe heftigen Auftritte folgten oft gewiſſe empfindliche Reden, die mehr noch als Gewaltthätigkeiten von einem wunden Herzen, von einem erbitterten Gemüth zeugten. Aus dem innern Verhältniß zwiſchen dem König und der Königin ſchloß man, daß ſie bloß den glühenden Sinnen ihres Gemahls, den die Frömmigkeit allein treu erhielt, den Einfluß zu verdanken gehabt hatte, der nachher durch die Macht der Gewohnheit fortdauerte. Philipp befand ſich in der Art von Sklaverey, wo man aus Verdruß die Ketten ſchüttelt, ohne ſie ganz zerbrechen zu können, oder auch nur zu wollen.

Ob er gleich alle ſeine Kinder liebte, ſo pflegte er doch in Gegenwart der Königin oft zu ſagen, daß Ferdinand,

1) Der Kardinal Fleuri behauptet in einem ſeiner Briefe, vom Auguſt 1740, daß Philipp der Fünfte damals vollkommen null war.

nand, der Sohn ſeiner erſten Gemählin, der beſte darunter wäre. Als dieſer Prinz einmal von einer Krankheit genas, bezeugte ihm die Königin vor ſeinem Vater die zärtlichſte Theilnehmung darüber; aber der König ſchien durch einen Blick und ein bittres Lächeln ſeinem Sohn einen Wink zu geben, daß ſie ihn hinterginge. Sie iſt unerhört falſch, ſagte er zuweilen von ihr. Sie haßte auch würklich den Prinzen Ferdinand, ohngeachtet ſie ihm mit der größten Unterwürfigkeit begegnete; aber ſein Unrecht gegen ſie war ſeine Exiſtenz und ſeine Beſtimmung, ihr und ihrer Kinder König zu werden; was ſich jeden Augenblick ereignen konnte. Seit dem Tod Ludwigs des Erſten, dem Philipp ſeine Krone übertragen hatte, nährte er immer, zur größten Angſt der Königin, den Wunſch zum zweytenmal vom Thron zu ſteigen. Im Mai 1729 ſchrieb er an den Präſidenten von Caſtilien, das Conſeil zu verſammeln, ſeine Abdankung bekannt zu machen und den Prinzen von Aſturien, Ferdinand als König vorzuſtellen. Die Königin bekam davon Nachricht, warf ſich zu ſeinen Füßen, und bewog ihn endlich durch die bitterſten Thränen, wenigſtens den Marquis von Brancas, unſern damaligen Geſandten, um Rath zu fragen. Der Marquis ermahnte ihn, im Namen des Königs von Frankreich, die Krone zu behalten; und Philipp, über welchen dieſer Name, den das Haupt ſeines Hauſes führte, alles vermochte, ließ ſich überreden, forderte das Schreiben zurück, und zerriß es. Der Marechal von Teſſe hatte gleich nach dem Tod Ludwigs des Erſten der Königin den nämlichen Dienſt erwieſen, indem er den König im Namen Frankreichs beredet hatte, die Krone wieder anzunehmen. Seine Liebe, ſeine Ehrfurcht ſogar gegen den älteren Zweig ſeines Hauſes ging ſo weit, daß er bey der Nachricht von der Geburt des Dauphins, ohngeachtet ſie in der ſchlimmſten Zeit ſeiner Krankheit eintraf, ſogleich vom Bett aufſtand, wo er ſeit vielen Monaten lag, ſich raſiren, ſäu-

Digitized by Google

bern, prächtig ankleiden ließ, und ſich äuſſerſt luſtig zeigte.

Seit dem Sturm den der Marquis von Brancas beygelegt hatte, ließ die Königin ihrem Gemahl weder Dinte noch Feder mehr; und um ihn zu zerſtreuen, ſchaffte ſie ihm kleine Pinſel von gerolltem Papier und den Dacht von Wachslichtern in Waſſer aufgelöſt; dieſe Werkzeuge dienten ihm ſich mit Zeichnen zu beluſtigen. Wenn ihn aber die Königin auch hinderte, die Krone würklich niederzulegen, ſo konnte ſie ihm doch den Gedanken nicht nehmen, und daraus erfolgte ein beſtändiger Kampf.

Indem Philipp aufhören wollte zu regieren und eigentlich auch nicht regierte, blieb er darum nicht weniger eiferſüchtig auf ſeine Macht. Wie alle ſchwache Fürſten, die ſich unfähig fühlen, ſie in wichtigen Dingen zu üben, und ſich in Kleinigkeiten damit brüſten, ſo ſagte auch Philipp zuweilen, er wäre Herr, und bewies es durch irgend eine Kinderey. Er ſtand zum Beyſpiel einmal in dem Hafen Santa Maria auf ſeiner Galeere, im Begrif abzuſegeln, und ſah den Anker lichten, fragte warum dies ohne ſeinen Befehl geſchehe, ließ ihn wieder werfen, und den Augenblick darauf von neuem lichten.

Er fühlte daß keiner von ſeinen Miniſtern eigentlich ſeine Wahl war, und bezeugte ihnen darum öfters üble Laune. Wenn er die Expeditionen unterzeichnete, und ſie in Verdacht hatte, eine darunter vorzugsweiſe abgethan zu wünſchen, ſo miſchte er ſie vorher alle unter einander, oder ſteckte diejenigen unter, die er oben fand, und verſchob ſie auf ein andermal. Männer, wie Patino, bey denen er Fähigkeiten erkannte, die ſie mißbrauchen könnten, behandelte er oft auffahrend. Die eingeſchränkteren hielt er für ehrlicher, und ging viel beſſer mit

ihnen um. Es iſt ein Dummkopf, ſagte er von einem ſolchen, aber dabey ein guter Menſch. Dieſe Meynung iſt ziemlich gemein, oft ſehr falſch, und der Dummheit äußerſt zuträglich.

Die Königin hatte natürlichen Verſtand, aber ohne die geringſte Kultur; auch war ihr Urtheil oft falſch, und die Leidenſchaft führte ſie noch obendrein irre. Indem ſie immer ihren perſönlichen Nutzen ſuchte, gab es viele Gelegenheiten wo ſie ſelbſt dieſen nicht recht kannte, und verkehrte Mittel nahm um dahin zu gelangen. Sie hatte einen ehrgeizigen, aber keinen hohen Geiſt. Aus Mangel an Kenntniſſen zu den Geſchäften untüchtig, beſtand ihre ganze Klugheit bloß aus Mißtrauen und Argwohn. Sie hatte die Feinheit und die Ränke des Pöbels. Sie war von Natur heftig, wußte ſich aber aus Eigennutz im Zaum zu halten. Auch wo Aufrichtigkeit ihr zuträglicher geweſen wäre, gebrauchte ſie die Liſt, und ſetzte immer voraus, daß man ſie betrügen wollte, weil ſie dieſer Abſicht ſich immer bewußt war. Sie liebte die Klätſchereyen: eine Stimmung bey Großen, die ſie immer mit Angebern umringt. Bis zum Augenblick ihrer Vermählung war ſie im Herzen immer Oeſterreichiſch geweſen. Die Veränderung ihrer Lage mußte nothwendig eine in ihren Geſinnungen hervorbringen; aber dafür kam jetzt eine Eiferſucht auf Frankreich bey ihr auf, die uns in Spanien nachtheiliger war als ein ohnmächtiger Haß in Parma. Sie bewarb ſich um Frankreich aus Nothwendigkeit, aber in dem Bündniß der beyden Kronen war ihre Idee, daß alle Bemühungen gemeinſchaftlich oder auf unſrer Seite überwiegend ſeyn ſollten, das Intereſſe aber getrennt bliebe.

Ende des Zweyten Theils.

Digitized by Google

Nachſchrift des Ueberſetzers.

In dieſer letzten Hälfte von Dûclos Memoiren iſt es vorzüglich, daß Herr Soulavie den erſten Herausgeber beſchuldigt, vieles untergeſchlagen zu haben. Auch vermißt der Leſer hier wirklich verſchiedne Gegenſtände, die Dûclos bearbeitet zu haben ſchien, und auf welche er ſich ſogar im Vorhergehenden einigemal beruft. Indeſſen ſcheint der Eingang des folgenden Abſchnitts, in welchem ſogleich auf die Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs übergegangen wird, dieſe große Lücke ſo gut zu erklären, daß er ſogar, wenn ſie ſich nicht im Original vorgefunden hätte, von dem erſten Herausgeber interpolirt ſeyn müßte, was nichts weniger als wahrſcheinlich iſt. Ueberdem ſieht man nicht wohl ein, wem zu Liebe Herr Bûiſſon gerade hier ſeinen Autor beſchnitten hätte, da gerade in dem Abſchnitt, welcher ſeine Ausgabe ſchließt, die vorletzte Epoke der Franzöſiſchen Regierung am wenigſten geſchont iſt, und da es gerade der Theil dieſer Memoiren iſt, über welchen gegenwärtig lebende Perſonen ſich zu beklagen haben könnten. In jedem Fall iſt Herr Soulavie zu ſaumſelig ſein Verſprechen zu erfüllen, und hierdurch dem Publikum den einzigen Beweis ſeiner Anklage zu geben, da ſeit der Erſcheinung des erſten Theils

dieſer Ueberſetzung ſeine Sammlung von Memoiren nicht fortgeſetzt worden iſt. Ich werde daher den kleinen Reſt des Buiſſonſchen Textes und den verſprochenen Anhang nunmehr, ohne weiter anzuſtehen, bearbeiten und liefern.

Meine Entfernung vom Druckort hat in dem erſten Theil eine große Menge von Druckfehlern veranlaßt, von denen verſchiedne ſo erheblich und dem Sinn ſo nachtheilig ſind, daß ich ausdrücklich bitten muß, das folgende Blatt, wo ich einen Theil derſelben aufgezeichnet habe, nicht zu überſehen.

Digitized by Google

Druckfehler des Erſten Theils.

S. XX. Z. 8. ſtatt ſchienen lies ſchien.
— 7. Z. 3. ſt. Anſtaunen l. anſtaunen.
— — Z. 3. v. u. ſt. den l. der.
— 9. Z. 1. v. u. ſt. hören l. hörten.
— 52. Z. 6. v. u. ſt. waren l. war.
— — Z. 8. v. u. ſt. mußten l. mußte.
— 93. Z. 2. v. u. ſt. angriffen l. angreifen.
— 102. Z. 12. v. u. ſt. welchen l. welchem.
— 112. Z. 14. ſt. Aufklärungen l. Erklärungen.
— — Note, Z. 1. ſt. croyoent l. croyoient.
— 113. Z. 1. v. u. ſt. Tillerin l. Silleri.
— — Note, Z. 1. ſt. Vorſpiel l. Wortſpiel.
— 114. Z. 7. ſt. zufrieden l. zufriedner.
— 118. Z. 4. v. u. ſt. Digne l. Dandigné.
— 142. Z. 4. ſt. Kammern l. Kennern.
— 149. Z. 7. v. u. ſt. Valeroi l. Villeroi.
— 159. Z. 18. ſt. Kleinigkeit l. Uneinigkeit.
— 180. Z. 13. v. u. ſt. zubrachte, l. zugebracht.
— 185. Z. 12. ſt. und angebauter l. unangebauter.
— 186. Z. 15. ſt. Gattungen eine l. Gattungen, eine.
— 187. Z. 6. ſt. aber l. oder.
— — Z. 2. v. u. ſt. zwiſchen dem Herzog, dem Parlament l. zwiſchen dem Parlament.
— 188. Z. 2. ſt. Geſandtſchaften l. Geſamtſchaften.
— — Z. 2. v. u. ſt. Herzog l. Herzogin.
— 189. Z. 1. ſt. von Luxembourg l. vom Lüxembourg.
— — Z. 10. ſt. in Luxembourg l. im Lüxembourg.
— 190. Z. 19. ſt. Jonſac und d'Aubeterre l. Jonſac d'Aubeterre.
— 193. Z. 12. v. u. ſt. eine l. einer.
— 195. Z. 2. ſt. Lignon l. Bignon.
— — Z. 9. v. u. ſt. ſeine l. ihre.
— 199. Z. 11. ſt. Lebenswandel — und l. Lebenswandel, und.
— 200. Z. 17. ſt. würde l. wurde.
— 203. Z. 3. ſt. dem l. den.
— 208. Z. 17. v. u. ſt. geleſen l. gelaſſen.
— — Z. 18. v. u. ſt. die Trevoux l. dü Trevoux.
— 220. Z. 13. v. u. ſt. ſicher l. ſehr.
— 223. Z. 3. v. u. ſt. ſahe l. ſah.
— 229. Z. 5. v. u. ſt. beſtändigen l. beſtändige.
— — Z. 6. v. u. ſt. Leben l. Leben war.
— 236. Z. 10. v. u. ſt. den Parlamentern von l. den Parlamentern, von.
— 237. Z. 13. ſt. der Partei l. an der Partei.
— 238. Z. 15. ſt. Geſandtſchaften l. Geſamtſchaften.
— — Z. 10. v. u. ſt. Konſtitutionen l. Konſtitution.
— 239. Z. 12. v. u. ſt. Geſandtſchaft l. Geſamtſchaft.
— 241. Z. 4. v. u. ſt. wenden müſſen l. haben wenden müſſen.
— 251. Z. 2. ſt. hatte l. hatten.

Digitized by Google

S. 251. Z. 5. ſtatt ſchickte lies ſchickten.

— 252. Z. 2. ſt. mußte l. mußten.

— 253. Z. 10. ſt. anſahe l. anſah.

— 254. Z. 1. ſt. Muſe l. Muße.

— — Z. 2. ſt. beſahe l. beſah.

— 263. Z. 13. ſt. davon l. daran.

— 266. Z. 7. ſt. Anordnung l. Unordnung.

— — Z. 18. ſt. den Purpur ſelbſt, an l. den Purpur, ſelbſt an.

— 270. Z. 10. ſt. befreut l. gefreut.

— 271. Z. 17. ſt. gerühmt l. gerichtet.

— 274. Z. 9. ſt. anſtanden l. anſtund.

— — Z. 12. ſt. als l. das.

— — Z. 13. ſt. ausmacht l. ausmachte.

— 275. Z. 3. ſt. dießrede l. die Rede.

— 276. Z. 1. v. u. ſt. Thätlichkeit l. Thätigkeit.

— — Z. 4. v. u. ſt. untrüglicher l. untauglicher.

— — Z. 12. v. u. ſt. dieſen l. dieſem.

— 281. Z. 4. v. u. ſt. den l. der.

— 283. Z. 10. ſt. bliebe; l. bliebe,

— 287 Z. 3. ſt. im Augenblick l. ein Augenblick.

— 289. Z. 5. ſt. um l. nur.

— 298. Z. 5. ſt. abweiche l. abwiche.

— 299. Z. 5. v. u. ſt. Ludwigsfeſt l. dem Ludwigsfeſt.

— 301. Z. 4. v. u. ſt. Material l. Materiale.

— 303. Z. 5. ſt. Fade l. Faden.

Digitized by Google

Carl Düclos

geheime

Memoiren

zur Geſchichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten
und Ludwigs des Funfzehnten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit einer Einleitung
und Anmerkungen begleitet

von

dem Verfaſſer des heimlichen Gerichts.

Dritter Theil.

Berlin, 1793.
In der Voßiſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte der Urſachen des Kriegs von 1756.

Da ich nicht ſowohl eine förmliche Geſchichte zu ſchreiben, als vielmehr künftigen Geſchichtſchreibern brauchbare Materialien zu hinterlaſſen vorhabe, ſo unterbreche ich hier auf einige Zeit die Memoiren, die ich angefangen habe, und wende mich zu der größten, der unglücklichſten und der erniedrigendſten Begebenheit der gegenwärtigen Regierung: dem Krieg, welchen die Seeräuberey der Engländer 1755 entzündet hat, und der im laufenden Jahr durch einen Frieden geendigt worden iſt, deſſen Geſetze ſie vorgeſchrieben haben.

Ich will die Kenntniſſe, die ich Gelegenheit gehabt habe mir zu verſchaffen, nicht aus dem Gedächtniß verlieren. Sollten dieſe Jahrbücher frühzeitig erſcheinen, ſo weiß ich ſehr wohl, daß ſie dem gemeinen Vorurtheil zu anſtößig ſeyn werden, um gleich anfangs das Vertrauen zu erhalten, das ſie verdienen. Gewiſſen handelnden Perſonen liegt es zu nahe mir zu widerſprechen, als daß ſie es nicht mit deſto mehr Eifer und Bitterkeit thun ſollten, je inniger ſie ſelbſt von der Wahrheit meiner Erzählung überzeugt ſeyn werden. Aber noch ſichrer weiß ich, daß einſtens, wenn die Zeit den Schleier gehoben haben wird, der jetzt ſo viele Intriguen bedeckt, wenn die geheimen Aktenſtücke und Urkunden ihre gefährliche Wichtigkeit verloren haben werden, die Nachwelt ihr Urtheil in dem meinigen gleichſam anticipirt finden muß. Wie viele Meinungen werden von einer Generation als wahr angenommen, deren Falſchheit in der folgenden an den Tag kömmt?

Die Königin von Ungarn empfand es noch als die tiefſte Kränkung, daß ſie nur durch die Abtretung Schleſiens mit dem König von Preuſſen hatte Frieden ſchließen können, und ſie ſah dieſen Frieden ſelbſt nur als einen Waffenſtillſtand an, deſſen ſie ſich bedienen wollte, um ſich mit größerem Vortheil zu einem neuen Kriege zu rüſten.

Von nun an hörte ſie auf, Frankreich als eine rivaliſirende Macht anzuſehen oder zu behandeln. Sie ließ ſich in ihrer biegſamen Politik das Bündniß mit dieſer Krone angelegen ſeyn. Blondel war damals franzöſiſcher Geſchäftsträger in Wien. Die Königin ſuchte ihn für's erſte durch allgemeine Aeußerungen auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen, zwiſchen der gegenwärtigen Lage der beyden Mächte und jenem Verhältniß, das ſie vor zweyhundert Jahren gegen einander bewafnet hätte. Nunmehr, fügte ſie hinzu, wäre das Gleichgewicht zwiſchen ihnen ſo vollkommen, daß ſie nicht mehr ſtreben dürften es zu ſtören, und daß ihre Einigkeit die Ruhe von Europa ſichern würde; ſollte aber eine Macht von der zweyten Größe verſuchen, ſie zu unterbrechen, ſo würden ſie, als die beyden vornehmſten Höfe, das Recht ſowohl als die Mittel haben dieſe zu bezwingen.

Blondel fand ſich geſchmeichelt, bey einem ſolchen Plan als Unterhändler gebraucht zu werden, und zögerte nicht, dem Marquis von Püiſieux, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, davon Nachricht zu geben; dieſer hielt es aber nicht für rathſam, mit dem König hierüber zu ſprechen, und verbot Blondeln, ſich weiter damit einzulaſſen. Die Königin verfolgte vor der Hand eine Unterhandlung nicht, der unſer Miniſterium nicht günſtig war, aber ſie verlor ſie darum nicht aus den Augen; und als der Marquis d'Hautefort in der Eigenſchaft eines Franzöſiſchen Ambaſſadeurs nach Wien kam, ließ ſie ſich gegen

gen ihn noch weiter heraus als ſie gegen Blondel gethan hatte: in der Hofnung, daß ein Mann von Stande mehr Gewicht bey unſern Miniſtern haben würde als ein bloßer Agent. Außer den politiſchen Gründen, welche für beyde Höfe geltend gemacht werden konnten, verſchwieg ſie auch ihren Groll gegen den König von Preuſſen nicht. Ich habe, ſagte ſie, der Ruhe von Europa durch die Abtretung Schleſiens mein theuerſtes Intereſſe aufgeopfert; wenn der Krieg aber jemals zwiſchen mir und dem König von Preuſſen wieder losbräche, ſo würde ich wieder in alle meine Rechte treten, oder ich würde mit dem letzten meines Hauſes dabey umkommen.

Die Inſtruktionen des Grafen Kaunitz, welcher in der nämlichen Eigenſchaft und zur nämlichen Zeit nach Paris kam, als der Marquis d'Hautefort nach Wien, waren dieſen Abſichten ſeiner Monarchin ganz angemeſſen. Er bemühte ſich gleich anfangs, die Miniſter zu überreden, und bewarb ſich hauptſächlich um die Frau von Pompadour, deren Einfluß ihm der wichtigſte ſchien. Sie gefiel ſich in der Idee, eine edlere Rolle wie bisher zu ſpielen, und auf der Schaubühne der Kabinette zu glänzen. Sobald ſie ſich in die Politik einließ, glaubte ſie alle Talente eines Staatsmannes zu beſitzen. Sie nahm ſich alſo des öſterreichiſchen Projekts an, und ſchmeichelte ſich unſre Miniſter zu bekehren; aber ſie fand ſie alle dem neuen Syſtem ſo abgünſtig, daß ſie es nicht auf ſich zu nehmen wagte, dem König einen Plan vorzulegen, den das ganze Conſeil bekämpft haben würde. Sie vertröſtete daher den öſterreichiſchen Geſandten auf eine geſchicktere Zeit, indem die Franzöſiſche Allianz mit Preuſſen noch zu neu wäre, um davon abzugehen.

Der Graf von Kaunitz brach nunmehr die Unterhandlung ab, ſuchte ſehr vielen äußerlichen Prunk zu zeigen, entſchädigte ſich dafür durch eine große häusliche

Digitized by Google

Oekonomie, und begnügte ſich zu ſeinem gewöhnlichen Umgang mit der reichſten Klaſſe aus der Finanz, wo ich ihn ſehr viel geſehen haben.

Als er nach Wien zurückkehrte, kam der Graf von Staremberg an ſeine Stelle; dieſer war mit den nämlichen Inſtruktionen verſehen, und hatte den Auftrag, am nämlichen Faden fortzugehen und auf der Lauer der Umſtände zu bleiben. Bald boten ſich die günſtigſten dar. Ohne vorgängige Kriegserklärung, ohne irgend eine Ankündigung des geringſten Mißvergnügens gegen Frankreich, nahm im Junius 1755 ein Engliſches Geſchwader zwey von unſern Schiffen, den Alcides und die Lilie, weg.

Unſer damaliger Geſandter in London war der Marechal von Mirepoix, ein Mann voll Ehre und Muth, ein wahrer Ritter aus den Fehde- und Turnierzeiten Franz des Erſten, aber ein eingeſchränkter Kopf; er forderte Gerechtigkeit von dem Engliſchen Miniſterium. Aber ſein ofner Charakter begünſtigte die Liſt und die Doppelzüngigkeit derer, mit welchen er zu thun hatte. Der König Georg ſcheute ſich nicht, die Majeſtät zu erniedrigen, indem er die Ränke ſeiner Miniſter theilte und ihre Antworten bekräftigte. Sie betheuerten ihren Wunſch den Frieden zu erhalten; ſie begriffen, ſagten ſie, die Urſachen jenes Ereigniſſes nicht; ſie gaben vor, daß unſre Streitigkeiten mit ihnen über die Gränzen von Kanada, in Amerika Folgen gehabt haben könnten, welche den Angriff, von dem die Rede wäre, vielleicht veranlaßt hätten; ſie erwarteten aber darüber Aufklärung, durch welche ohne Zweifel der Frieden befeſtigt werden würde. Der Marechal ſchloß von ſeiner eignen Redlichkeit auf die der Miniſter, und ließ ſich noch weniger einfallen an der Aufrichtigkeit eines Königs zu zweifeln. Er verbürgte ſich dafür bey unſrer Regierung, die ſich ſelbſt faſt eben ſo leicht täuſchen ließ.

Die

Digitized by Google

Die Abſichten der Engländer waren indeſſen nicht ſchwer zu durchſchauen. Wir wußten ja, wie eiferſüchtig dieſe Macht, unſre natürliche Feindin, deren ganzer Wohlſtand aus dem Handel entſpringt, auf den unſrigen war, und wie neidiſch ſie uns hierin das Gleichgewicht gegen ſie halten ſah. Ihr ununterbrochner Plan war unſre Marine zu zerſtören, und ſich die Herrſchaft zur See ausſchließlich zuzueignen. Es iſt nicht ganz entſchieden, ob die erſten Friedensbrüche in Amerika von den Engländern oder den Franzoſen herrührten; aber ſehr gewiß iſt es, daß die Engländer den Krieg wünſchten, und um ihn mit Vortheil zu führen, entſchloſſen waren, mit unvorgeſehenen und wiederholten Feindſeligkeiten anzufangen, durch welche unſre Kräfte geſchwächt, die ihrigen geübt würden, und ſie ſich der Ueberlegenheit verſicherten, ehe wir uns in Vertheidigungsſtand geſetzt hätten. Während man ſich alſo in Frankreich begnügte, bey den Engländern um Genugthuung anzuſuchen, ließen dieſe unſer Miniſterium von dem ihrigen mit zweydeutigen Antworten hinhalten, und bemächtigten ſich unterdeſſen aller Franzöſiſchen Schiffe, die ſie auf der See trafen. Dieſe Seeräuberey dauerte ein halbes Jahr, ehe wir Repreſſalien gebrauchten. Der Marechal von Mirepoix, bethört bis zur Dummheit, fuhr immer fort ſich für die friedfertigen Geſinnungen des Königs von England zu verbürgen; und unſer Miniſterium, eben ſo blind als der Geſandte, erwartete die Genugthuung in aller Demuth. Wir wollten, ſagte man, ganz Europa zum Zeugen unſrer Mäßigung haben und damit den allgemeinen Unwillen gegen England und den allgemeinen Beyfall für die Gerechtigkeit unſrer Sache auffordern. Dieſe Geſinnungen konnten vor Gott ſehr verdienſtlich ſeyn; wenn ſie aber nicht bald durch eine glückliche Rache gerechtfertigt werden, ſo ſetzen ſie einen Staat in den Augen der Nationen herab, deren Beyfall nur den Sieger belohnt.

Digitized by Google

lohnt. Der niedrige Frieden, durch welchen wir jetzt einen ſchändlichen Krieg geendigt haben, hat unſerm Anſehen in Europa einen Stoß gegeben, und Frankreich hat vielleicht ſeinen Rang unter den Staaten dabey verloren. Die Engländer hatten uns ſchon zehntauſend Matroſen weggenommen, eh wir's uns einfallen ließen, ſie zu bekämpfen; und da die meiſten von dieſen Matroſen durch Noth oder Gewaltthätigkeit gezwungen wurden auf den Engliſchen Schiffen zu dienen, ſo nahmen die Kräfte der Engländer in gedoppeltem Verhältniß gegen unſern Verluſt zu. Dies war die erſte und die Hauptquelle unſrer Unfälle. Wenn wir, ohne den Weg der Unterhandlung zu verwerfen, uns nicht anders darin eingelaſſen hätten, als mit den Waffen in der Hand bey der erſten Feindſeligkeit, ſo würde das Loos des Kriegs zwiſchen beyden Nationen vertheilt geweſen ſeyn, und es hätte in der Unterſuchung der Rechte und der Anſprüche mehr Gleichheit geherrſcht.

Es kann zwiſchen zwey großen Mächten nicht leicht zum Kriege kommen, ohne daß die übrigen daran Theil nehmen. Außerdem war es ſichtbar, daß die Engländer uns durch einen Landkrieg von Seiten ihrer Alliirten eine Diverſion zu machen ſuchen würden, die uns zwänge unſre Kräfte zu theilen. Unſre Allianz mit dem König von Preuſſen ſollte noch ein Jahr dauern, und zwar bis zum Junius 1756, wenn ſie nicht erneuert würde. Der Freyherr von Knipphauſen, ſein Miniſter in Frankreich, bot ſogleich die Hülfe ſeines Herrn an. Er gab vor, daß die Engländer ſich ſchon der Königin von Ungarn verſichert hätten, daß wir aber ihre Maaßregeln zerſtören könnten, indem der König von Preuſſen mit hunderttauſend Mann in Böhmen einbrechen würde, wenn Frankreich die Niederlande angreifen wollte. Auf der andern Seite ergrif Staremberg dieſe Gelegenheit, die Allianz mit der Königin

Digitized by Google

nigin anzubieten; hierdurch wurde der Verdacht gehoben, in welchen man den Wiener Hof bey uns bringen wollte, und wir ſchienen des Friedens auf dem feſten Lande ſicher zu werden.

Unſer Staatsrath, deſſen vornehmſte Mitglieder ihr beſondres Intereſſe hatten, war ſehr getheilt. Der Kriegsminiſter d'Argenſon wünſchte ſehr eifrig den Landkrieg, und ſtimmte dafür, daß man den Vorſchlag des Königs von Preuſſen annähme. Machault, Miniſter von der Marine, behauptete, daß man ſich auf den Seekrieg einſchränken müßte; unſre Finanzen würden nicht zu dem Aufwand hinreichen, den der doppelte Krieg erforderte; bisher wären die Engländer unſre einzigen Feinde; wenn man aber den Bewerbungen des Königs von Preuſſen nachgäbe, ſo würde die Königin von Ungarn ſich für England erklären; wenn man ſich hingegen mit dieſer in ein Bündniß einließe, ſo würde der König von Preuſſen dies als einen Eingriff in den Traktat, der ihn mit uns verbände, anſehen; wir hätten alſo kein andres Mittel, als unſer Bündniß mit Preuſſen zu unterhalten, mit der Königin eine Unterhandlung anzuſpinnen, durch welche ihre Verbindung mit England verhindert oder wenigſtens verzögert würde, und wir Zeit gewönnen, alle unſre Kräfte gegen unſern wahren Feind zu richten. Der Graf d'Argenſon wandte dagegen ein, alle unſre Vorkehrungen würden den Krieg auf dem feſten Lande nicht abwenden; wir müßten alſo darauf bedacht ſeyn, ihn mit Vortheil anzufangen, nach dem Plan des Königs von Preuſſen agiren, durch die Oeſterreichiſche Langſamkeit einen Strich machen, und die Königin von Ungarn außer Stand ſetzen den Engländern zu nützen.

Wie die politiſchen Gründe des Grafen d'Argenſon auch beſchaffen ſeyn mochten, ſo war es immer ſein perſönliches Intereſſe, den Landkrieg zu erregen, der alles

Digitized by Google

was den Hof bewohnt oder ihm anhängt in Bewegung ſetzt, und alſo ſeinem Departement das Uebergewicht über die Marine geben mußte, deren Verwalter, Machault, mit ihm an Einfluß wetteiferte.

Man hat der Marine von jeher weniger Aufmerkſamkeit gegönnt als dem Departement des Landkriegs. Wenn die Hauptſtadt ein Seehafen wäre, ſo würde die Marine die Oberhand haben: ſo ſehr hängt das Moraliſche und Politiſche von den phyſiſchen und Lokalumſtänden ab. Püiſieux, Saint-Severin und der Marechal von Noailles traten Machaults Meinung bey. Rouille und der Abbe Graf von Bernis ſtellten ſich auf d'Argenſon's Seite. Der Graf von Bernis war noch nicht im Staatsrath, aber die Geſchäfte wurden ihm alle durch die Frau von Pompadour mitgetheilt, und durch die Miniſter, welche der Gunſt ſchmeicheln wollten, in der ſie ihn bey dieſer Dame ſtehen ſahen. Er war von dem Geſandtſchaftsposten in Venedig zurückgekommen, man ſah voraus, daß er nicht wieder hingehen würde, ſondern beſtimmt wäre in kurzem die größte Rolle am Hofe zu ſpielen. Da ihm die Preuſſiſchen Anerbietungen einleuchteten, ſo ſchlug er vor, wenn man ſie auch nicht annähme, dem König wenigſtens einen Mann von Gewicht zu ſchicken, der nach ſeinem Geſchmack wäre, ihn günſtig erhalten und ſeine Abſichten durchſchauen könnte. Er lenkte die Wahl auf den Herzog von Nivernois, und es konnte keine beſſere getroffen werden; aber man ließ ihn erſt im December 1755 abgehen. Dieſe Verzögerung, die von ſeiner Seite unwillkührlich war, ſchadete ſeiner Unterhandlung. Außerdem waren die ſeltenſten Talente von geringem Einfluß bey einem Fürſten, der ſich zwar ſehr gut auf wahres Verdienſt, aber noch mehr auf ſeinen Vortheil verſtand; und der Herzog von Nivernois kam nur eben nach Berlin, um Zeuge von der Unterzeichnung des

Traktats

Traktats zwiſchen England und Preuſſen zu ſeyn, im Januar 1756. Man hatte bey uns, ohne die Anerbietungen der Königin von Ungarn anzunehmen, dem König von Preuſſen freundſchaftlich für die ſeinigen gedankt, und man wollte bey dem Seekrieg ſtehen bleiben. Aber der König, welcher überzeugt war, daß der Fortgang der Begebenheiten auch auf dem feſten Lande einen Krieg entzünden würde, beſorgte das Opfer davon zu werden. Er kannte die Schritte der Kaiſerin, um ſich mit Frankreich zu verbinden und das bisherige Syſtem umzuändern. Wenn ſie es durchſetzte, ſo kehrte ſie unausbleiblich ihre Waffen gegen ihn, und eroberte Schleſien wieder. Blieb ſie auch nur zwiſchen Frankreich und England neutral, ſo kam ſie ſchon dadurch in den Stand einen Fürſten mit Ueberlegenheit anzugreifen, der ſich in Schleſien noch nicht feſtgeſetzt hätte, der mit den Engländern ſehr übel ſtünde, und zu deſſen Vortheil Frankreich keine Diverſion machte. Die Ruſſen, welche von den Engländern herbeygerufen wurden, vermehrten die Unruhe des Königs, und ſeine Furcht, zwiſchen ſo vielen Mächten erdrückt zu werden, war gegründet genug a).

Der König von Preuſſen war alſo nicht zu tadeln, daß er durch eine Allianz mit England für ſeine eigne Sicherheit ſorgte. Er unterzeichnete ſie, während daß man in unſerm Staatsrath überlegte, ob wir ſeine Anerbietungen annehmen oder abweiſen würden. Es hielt für ihn nicht ſchwer, von unſern Debatten unterrichtet zu ſeyn. Die Maitreſſen, die Freunde, die Klienten

a) Für den deutſchen Leſer bedarf es bey Begebenheiten, die uns ſo nahe ſind, kaum der Bemerkung, daß in dieſen Memoiren, ſofern ſie fremde Höfe betreffen, nur allgemeine Angaben zu erwarten ſind. Die Details und das, was die Franzoſen deſſous des cartes nennen, kannte der Verfaſſer nur an ſeinem Vaterland, das dann freylich um ſo mehr Stof dieſer Art darbot, je weniger wahre Politik in der Franzöſiſchen Regierung zum Grunde lag.

Digitized by Google

der Miniſter waren, nach unſrer Gewohnheit, in allen Geheimniſſen der Berathſchlagungen eingeweiht; und an den glänzenden Soupers von Compiegne, wo der Hof war, verſammelte ſich während des ganzen Aufenthalts der würdige Ausſchuß, wo die politiſchen Gegenſtände nach Franzöſiſcher Art unter den artigen Weibern, den verliebten Intriguen und den witzigen Einfällen behandelt, für den Staatsrath vorbereitet wurden. Während daß der König von Preuſſen den Handel mit England abſchloß, verbreitete Knipphauſen, um dem Verdacht vorzubauen und nach geendigter Sache ſeinen Herrn zu rechtfertigen, gefliſſentlich die Vorſchläge, die er unſerm Miniſterium insgeheim gethan hatte. Dieſe Indiſcretion war zu ſtark, um nicht verdächtig zu ſeyn, und der Graf von Bernis zweifelte von dem Augenblick nicht mehr an dem Verſtändniß zwiſchen Preuſſen und England. Er machte die andern Miniſter aufmerkſam, aber vergebens; ſie waren noch nicht recht überzeugt, daß die Engländer den Krieg ernſtlich wollten, und ſie verließen ſich bey der wichtigſten Angelegenheit des Staats auf eine Unterhandlung von Banquiers, die das Ganze wie ein bloßes Mißverſtändniß und wie eine Zänkerey zwiſchen Handelsleuten anſahen.

Nach der Eröfnung des Parlaments war es nicht länger möglich, ſich über die Abſichten Englands zu täuſchen; die Anrede des Königs enthielt eine Kriegserklärung und ein Manifeſt. Der Graf von Bernis, deſſen Verdacht durch den Ausgang beſtätigt wurde, erhielt von nun an mehr Uebergewicht bey dem Ausſchuß. Er ſchlug alſo vor, daß man den König von England um die Zurückgabe unſrer Schiffe requiriren, auf eine ſchnelle und bündige Antwort dringen, im Verweigerungsfall augenblicklich alle Unterhandlung abbrechen und Minorka angreifen ſollte.

Staremberg unterließ indeſſen nichts, um uns zur Allianz mit der Kaiſerin zu bewegen; er gab uns öftere Nachrichten von der Unterhandlung des Königs von Preuſſen mit England, die durch die Vermittelung des Herzogs von Braunſchweig gepflogen wurde, und wir fiengen an die Eröfnungen des Wiener Hofs günſtiger aufzunehmen. Die Kaiſerin war willens geweſen, ſich an den Prinzen von Conti zu wenden, deſſen Einfluß durch die regelmäßigen Arbeitsſtunden, die er bey dem König hatte, von der Frau von Pompadour unabhängig ſchien. Er ſtand außerdem in Verbindung mit Frau von Coislin, welche die Favoritin zu verdrängen ſuchte. Der Geſchmack des Königs an der Frau von Pompadour war abgenutzt, ſie hatte ſchon zu Feten, Ballets, Komödien, wo ſie die Hauptrollen ſpielte, ihre Zuflucht nehmen müſſen. Dieſe Ergötzlichkeiten, woran der König niemals beſonderen Gefallen gefunden hatte, waren nun erſchöpft, und die Langeweile hatte die Oberhand. Die koketten Angriffe der Frau von Coislin zogen den König aus dieſem Zuſtande der Abſpannung, und ſie hätte ihren Weg machen können. Anſtatt aber ihren Liebhaber ſtufenweiſe zu einer glänzenden Huldigung zu bringen, wodurch ſie ihre Nebenbuhlerin entfernt hätte; anſtatt ſeine Wünſche lange zu reizen und dadurch zu ſtärken, ergab ſie ſich ſo ſchnell daß ſie ihm keine mehr übrig ließ. Sie gab ſich preis wie ein Freudenmädchen, und wurde wie ein ſolches genommen und verlaſſen. Sie machte indeſſen der Frau von Pompadour viel Verdruß und Kummer, weil dieſe wohl begrif, daß eben das was einer ungeſchickten Nebenbuhlerin mißlungen war, von einer andern beſſer ausgeführt werden konnte. Sie zog daraus den Schluß, daß ſie ſich als Maitreſſe nicht lange erhalten würde, und nahm ihre Zuflucht zur Miniſterrolle, zu welcher ſie denn auch gelangt iſt. Die Staatsgeſchäfte haben ihrer Exiſtenz ei-

Digitized by Google

ne feſtere Dauer gegeben, und die vorübergehenden Galanterien des Königs haben bloß die Frau von Pompadour in dem Poſten einer unentbehrlichen Freundin geſichert.

Sie ſtand damals noch nicht auf dem Punkt, wo wir ſie ſeit vielen Jahren ſehen; aber ſie zielte ſchon dahin. Der Zufall und die Umſtände haben ſie, ohne voraus entworfnen oder beharrlich verfolgten Plan, ſo weit gebracht. Der Graf von Kaunitz, der ein treues Gemälde von unſerm Hof hatte, wozu man freylich nichts als Augen, und nicht einmal einen ſcharfen Blick braucht, urtheilte daß die Frau von Pompadour, ſo ſchwankend ihre Gunſt auch ſchien, noch immer die ſicherſte Mittelsperſon wäre um auf den König zu wirken; und indem er ſie in die Politik verwickelte, machte er ſie zum Herrn von Frankreich, was er freylich wünſchte, ſie aber zu verlangen ſich noch nicht getraut hätte.

Der Kaiſerin machte es einigen Widerwillen, eine Korreſpondenz einzugehen, die zugleich ihrer Würde, ihrer Tugend, und dem öſterreichiſchen Hochmuth koſtete; aber der Graf von Kaunitz wußte dieſe Vorurtheile durch den großen Bewegungsgrund des Intereſſe, das bey den Fürſten ſo mächtig iſt, wegzuräumen. Er erhielt von ihr ein ſchmeichelhaftes Billet für die Frau von Pompadour, der es der Graf von Staremberg mit dem gehörigen Eifer zuſtellte.

Frau von Pompadour war ſo entzückt über dieſe unmittelbare Bewerbung der Kaiſerin um ſie, daß ſie von nun an Maria Thereſia wo nicht wie Ihresgleichen, doch wie eine Freundin anſah, deren Projekte ſie zu unterſtützen beſchloß, es möchte koſten was es wollte. Sie kannte die Widerſetzlichkeit des Miniſteriums zu gut, um ſich an das zu wenden. Der Graf von Bernis, der

ihr

ihr den Urſprung ſeines Glücks verdankte, und deſſen Erhöhung durch dieſe Sache vollendet werden konnte, ſchien ihr der beſte Rathgeber und Führer zu ſeyn; aber ſie erfuhr von ihm noch mehr Widerſprüche als von jedem andern. Zu den politiſchen Gründen zog er noch die Theilnehmung der Freundſchaft. Er ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß hier von keinem Traktat über geringfügige Gegenſtände die Rede wäre, ſondern von der gänzlichen Umſtürzung eines seit Philipp II beſtehenden Syſtems, das die Grundlage aller Politik ausmachte; er bemerkte, wie gefährlich es wäre der öffentlichen Meynung, wäre es auch in einem Vorurtheil, Trotz zu bieten; ein Bündniß zwiſchen den zwey erſten Mächten von Europa würde die Unterjochung der andern verkünden; Frankreich würde ſich von dem Augenblick an dem deutſchen Reich verdächtig machen, da es bisher immer von demſelben für die Schutzwehre ſeiner Freyheit angeſehen worden wäre. Unter welchem Vorwand würde es ſich jetzt als Garanten des Weſtphäliſchen Friedens aufſtellen? Die Kaiſerin hätte keine andre Abſicht als den König von Preuſſen mit Sicherheit anzugreifen, uns in ihre Sache zu verwickeln, und die Koſten des Kriegs, welche ohnehin immer durch Frankreich und durch England herbeygeſchoſſen werden, auf uns zu wälzen. Der König würde ſich alſo zu dem Landkrieg genöthigt finden, den er zu vermeiden ſuchte. Wenn das Loos dieſes Kriegs übel ausſchlüge, wie viele Vorwürfe würde ſie, als Franzöſin, ſich ſelbſt zu machen, und von dem König auszuhalten haben? Der Graf von Bernis ermahnte ſie ſchlüßlich, lieber darauf bedacht zu ſeyn, daß ſie ihrem königlichen Liebhaber immer gefiele, ihn beluſtigte, ihm keine Launen zeigte, und hauptſächlich ſich vor den Staatsgeſchäften zu hüten, durch welche ſie ſich der Nation verhaßt machen und ihren Untergang finden könnte.

Frau

Digitized by Google

Frau von Pompadour ſchien mit dem Grafen von Bernis nicht unzufrieden; aber ſie ließ darum ihre Idee nicht fahren, und beſchloß bey dem König einen Verſuch zu wagen, den ſie ſogleich aufgeben könnte, wenn ſie zu vielen Widerſtand fände. Dazu kam es nicht einmal; Ludwig der Funfzehnte hatte viel Achtung für die Königin von Ungarn, gegen welche wir einen ziemlich ungerechten Krieg geführt hatten; und dem König von Preuſſen war er, als Ketzer, als ſchönem Geiſt, und weil er ſich ſeiner Vorzüge zu gern überhob, nicht beſonders gewogen. Man hatte dem König von Frankreich gewiſſe Spöttereien aus Berlin zugetragen, noch mehr empörte ihn die Gottloſigkeit, zu welcher Friedrich ſich, um es gelind zu ſagen, mit Indiſcretion bekannte, und vielleicht war er auch neidiſch auf den Ruhm, den ein kleinerer Fürſt erworben hatte. Der König von Frankreich wünſchte ſchon längſt ein katholiſches Bündniß, durch welches das Gleichgewicht in Europa gegen die proteſtantiſche Partei wieder hergeſtellt werden könnte. Er rechnete darauf daß die Verbindung zwiſchen Frankreich und dem Haus Oeſterreich alle andern Mächte in Zaum halten, den Krieg auf immer abwenden, und den Engländern ihren natürlichen Bundsgenoſſen entziehen würde. Bevor er ſich entſchlöſſe, wollte indeſſen der König durch die Frau von Pompadour dem Grafen von Bernis auftragen laſſen, ſich mit Staremberg über die Sache zu beſprechen. Da Frau von Pompadour die Geſinnungen des Grafen von Bernis kannte, und ihn nicht in die Verlegenheit ſetzen wollte ein Syſtem zu bekämpfen, dem der König günſtig war und das ſie ſo eifrig wünſchte, ſo ſtellte ſie vor daß Bernis, der nicht Miniſter wäre, ſich weniger dazu ſchicken würde als jedes andre Mitglied vom Staatsrath. Aber der König beſtand darauf, und ſie unterließ nicht gegen Bernis zu erinnern, und ihn zu bitten es nicht zu vergeſſen,

Digitized by Google

geſſen, daß ſie ihn nicht vorgeſchlagen hätte, und daß die Wahl lediglich von Seiner Majeſtät käme.

Den folgenden Tag, (am 22. September, 1755.) begaben ſich die Frau von Pompadour, Bernis und Staremberg nach Babiola, einem Landhaus unter Bellevue.

Man kann nicht mit mehr Offenheit zu Werke gehen, als es der Graf Staremberg von der erſten Konferenz an that. Die Kaiſerin hielt es der Würde der beiden erſten Kronen von Europa angemeſſen, ohne die geringſten Winkelzüge zu handeln. Alle Abſichten, Anſprüche, Vorſchläge des Wiener Hofs wurden auseinandergeſetzt, und ſie waren ſo beſchaffen, daß es ſchwer gehalten hätte, dagegen unempfindlich zu bleiben. Wir werden ſie bald anführen; aber dieſes neue Syſtem war von einer ſolchen Wichtigkeit, daß der Graf von Bernis ohne Zuziehung des Staatsraths nicht darüber zu entſcheiden wagte; und während des ganzen Gangs dieſer Sache gebrauchte er die Vorſicht, alle Befehle die er vom König empfing, von ihm unterzeichnen zu laſſen.

Um den Plan aufzuſetzen, welcher dem Staatsrath vorgelegt werden ſollte, und um ihn nicht im voraus ruchbar werden zu laſſen, hielten die Grafen von Bernis und von Staremberg einige Zuſammenkünfte in einem Logis das ich im Luxemburg hatte und nicht bewohnte, der eine begab ſich durch die rue de Tournon dahin, der andre durch die rue d' Enfer.

Der Plan den die Kaiſerin vorgeſchlagen hatte, war ſo verführeriſch daß der König an dem Beifall des Staatsraths kaum zweifelte. Indeſſen konnten einige Rückſichten die einzelnen Mitgliedern perſönlich waren, läſtige Weitläuftigkeiten veranlaſſen. Püiſieux und Saint-Severin würden einen Plan nicht ohne Verdruß anſehen, der ihren Aachner Friedensſchluß berichtigte. Der

Der Graf d'Argenſon würde einem Werk nicht günſtig ſeyn, das der Frau von Pompadour am Herzen lag. Um dieſen Widerſprüchen vorzubauen, ließ der König dieſe Sache nicht vor dem verſammelten Staatsrath, ſondern in einem Ausſchuß vortragen, der aus Machault, Rouillé, Sechelles, und dem Grafen von Saint-Florentin beſtand. Hierdurch erhielt man auch ein Mittel, den Grafen von Bernis, welcher noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, zu den Konferenzen zu ziehen. Am 20. Octobr. 1755. wurde die erſte gehalten, und in dieſer geſchah die Vorlegung eines Plans, der jeden Keim zu einem Krieg zwiſchen Frankreich und dem Haus Oeſterreich zu zerſtören ſchien. Der Infant verließ Italien für die Niederlande. Die Kaiſerin trennte ſich auf immer von England, und die Häfen welche Frankreich gleichſam an den Thoren von Holland erhielt, verhinderten dieſe Republik ſich gegen uns für die Engländer zu erklären. Mons wurde uns abgetreten, und Luxembourg geſchleift. Die Polniſche Krone wurde erblich gemacht, und die Freiheit der Republik zugleich erhalten, um die Pforte nicht aufzubringen. Schweden erhielt Pommern. Die Einrichtung des nördlichen und ſüdlichen Europa machte einen Theil von dem allgemeinen Plan, und das Gewicht der contrahirenden Mächte ſchien die Ausführung unzweifelhaft zu machen. Die Vortheile welche man uns anbot, waren ſo auffallend, daß uns nichts zurückhalten konnte als die Achtung für herkömmliche Grundſätze. Iſt es weiſe, ſagten einige, ein Syſtem aufzugeben, daß beynahe zwey Jahrhunderte ſteht, das Heinrich der Vierte, Richelieu, Mazarin, d'Avaux, Servien befolgt haben, und das ein Axiom der Nationalpolitik geworden iſt? Kann Frankreich auf die Treue des Wiener Hofs rechnen, nachdem es ſelbſt beygetragen haben wird ſeine Macht zu vermehren? Wir machen uns alle Reichsſtände abſpenſtig, die wir in die Abhängigkeit

vom

Digitized by Google

vom Haus Oeſterreich bringen. Wir verlieren die proteſtantiſche Parteÿ, und bereichern damit England. Nachdem wir die Freyheit von Polen aufrecht erhalten haben, ſetzen wir dieſes Reich der Zerſtückelung oder der Unterjochung aus, ſey es von Seiten Rußlands, oder des Hauſes Oeſterreich, das einem der Erzherzoge eine Krone verſchaffen möchte. Von dieſem Augenblick verlieren wir das Zutrauen und die Freundſchaft der Pforte, die ſo eifrig für die Polniſche Freyheit wacht.

Auf dieſe Einwendungen erwiederte man, daß zu der Zeit wo das alte Syſtem aufgekommen wäre, das Haus Oeſterreich die Kaiſerliche, die Spaniſche, und die Neapolitaniſche Krone in ſich vereinigt, einen Theil der Staaten des Königs von Sardinien, und Servien als Schutzwehre gegen die Türken beſeſſen hätte. Gegenwärtig hat es nichts mehr als das Reich. Durch das vorgeſchlagene Syſtem vergrößert ſich der Wiener Hof nicht in Bezug auf Frankreich, welches die Niederlande gewinnt, und durch die Seeplätze von Flandern beziehungsweiſe, und zumal gegen die Engländer, mächtiger wird. Die zwey contrahirenden Mächte verbinden ſich gegen einander unmittelbar durch Eidſchwüre und durch das Band der Ehre. Aber auch überdem ſind ihre beyderſeitigen Vortheile ſo augenſcheinlich, daß auch das Intereſſe, das erſte Geſetz der Fürſten, hier die Ehre garantirt. Da der Weſtphäliſche Frieden unangefochten bleibt, ſo werden die Proteſtanten beruhigt. Der Beytritt von Schweden zur Garantie iſt eine neue Sicherheit, und Dänemark erbietet ſich der Union beyzutreten. Die Freiheit der Polen macht eine von den Grundlagen des Vertrags. Rußland kömmt in Allianz mit uns, und wird in dieſer Rückſicht weniger gegen Polen unternehmen. Unſre Allianz mit den Ruſſen verbindet uns gegen ſie zu keinem Beyſtand gegen die

Türken, und das ſichert die Neutralität der Pforte zwiſchen Frankreich und England. Außerdem mußte aus dem Seekrieg nothwendig auch ein Landkrieg entſpringen; die Engländer würden nicht ermangeln die Kaiſerin gegen uns zu bewafnen. Alſo hatten wir nur zwiſchen den Feinden zu wählen, und ſollten wir denn die Allianz mit Preuſſen der Oeſterreichiſchen vorziehen, bey welcher man uns die gröſten Vortheile einräumte?

Die verſchiednen Allianzen, welche in das neue Syſtem einſchlugen, waren ſo verwickelt, daß durch den Abgang einer einzigen das Ganze zuſammenbrechen konnte; aber dieſer Nachtheil iſt allen Kriegen gemein, die durch eine Ligue zwiſchen mehreren Mächten geführt werden, und bey dieſer waren ſie alle intereſſirt. Die Kaiſerin entſagte auf ewig der Verbindung mit England, der Erfolg des Kriegs ſchien dadurch vollkommen geſichert, und in der That haben auch nur unſre Feldherren dieſe Rechnung durchſtrichen. a)

Ohne

a) Frankreich hat in Anſehung der Oeſterreichiſchen Allianz das doppelte Unglück gehabt, weder ihren Vortheil noch ihren Schaden erweiſen zu können. Wir ſehen hier daß ihre übeln Folgen großentheils auf die Rechnung der franzöſiſchen Regierung gehören; und als Briſſot auf der Rednerbühne gegen den Allianztraktat von 1756 donnerte, war Frankreich gegen die fremden Mächte gar nicht mehr in dem Verhältniß, eine Meynung über einen Vertrag äuſſern zu können, in welchem es keine Stelle mehr einnahm. Aber es war freylich leichter einen Zeitpunkt zu benutzen, wo man als Volksrepräſentant freies Spiel hatte ſo kühn zu deklamiren wie man wollte, als die Nation die man repräſentirte auf den Fuß zu ſetzen, daß andern Mächten an ihrer Allianz etwas gelegen ſeyn mußte. α)

α) Dieſe Note war vor der Eröfnung des Feldzugs von 1792 geſchrieben; ſeit dieſer Zeit bis zur gegenwärtigen (im May 1793) haben ſich Begebenheiten zuſammengedrängt, die das Obige ziemlich zu Schanden machen. Bey ſo bewandten Umſtänden wäre es zwar das Nächſte geweſen, die vorlaute Note auszuſtreichen; ich hielt es aber nicht für unnütz ſie als ein warnendes Denkmal der Irrthümer ſtehen zu laſſen, in welche man verfällt, wenn man dem fortlaufenden Strome der Zeit zum Trotz, aus der Vergangenheit Reſultate wie Dämme bauen zu können

Ohngeachtet man auf alle Einwendungen zu antworten ſchien, ſo blieb doch der Ausſchuß ſo unentſchieden, daß man bey der Erklårung ſtehen blieb: man wolle, bevor man ſich entſchlöſſe, die Schritte des Engliſchen und des Preuſſiſchen Hofs beobachten. Die Kaiſerin war darůber ziemlich mißvergnůgt, und forderte uns auf, ſelbſt einen Plan vorzuſchlagen, da wir den ihrigen nicht annåhmen. Der Graf von Bernis ſchlug nunmehr einen Unions und Garantievertrag zwiſchen beyden Måchten über ihre beiderſeitigen Staaten in Europa vor; aber auch die Preuſſiſchen Staaten ſollten in die Garantie begriffen, und England allein, der angefangnen Feindſeligkeiten wegen, ausgeſchloſſen ſeyn; in Anſehung der letzteren Macht ſollte die Kaiſerin die Neutralitåt beobachten.

Der Wiener Hof zeigte ſich über die Garantie der Preuſſiſchen Staaten ſehr ſchwierig. Der König ſelbſt, welcher eine engere Allianz wůnſchte, beſorgte daß die Unterhandlung abgebrochen wůrde, und åuſſerte einigen Schmerz darůber. Endlich aber ſchien die Kaiſerin einzuſehen, daß der Unionstraktat ſie wenigſtens vor den Feindſeligkeiten Frankreichs ſicher ſtellte, und daß der König von Preußen wohl bald durch eigne Angriffe Veranlaſſung zum Krieg geben wůrde.

Man war im Begriff den Traktat zu unterzeichnen, als die Nachricht einging, daß die Allianz zwiſchen Eng-

 land

nen wåhnt. Daß ich ſelbſt einigen Nutzen aus der Lehre gezogen habe, kann ich nicht beſſer beweiſen, als indem ich mich enthalte im gegenwårtigen Punkt der Zeit andre eben ſo haltbare Reſultate anfzuſtellen. Zum Troſt derer, die ſeit ein Paar Jabren auch wohl öfter das Unglůck erleben mußten ſich geirrt zu haben, kann es ůbrigens dienen daß ſie wahrſcheinlich weniger Unrecht hatten als das Schickſal: ja es kann nicht leicht ein politiſches Raiſonnement ſo albern ſeyn, daß es nicht vernůnftiger wåre als die Weltgeſchichte. Ob aber dieſer, wie mich důnkt, unlåugbare Satz, dem Schickſal oder der Vernunft zur Schande gereicht, das iſt eine andre Frage, deren Erörterung ſchwerer und weitlåuftiger werden důrfte.

land und Preuſſen den 16 Januar 1756 zu London abgeſchloſſen worden war. Der Wiener Hof erklärte hierauf, daß Frankreich unter dieſen Umſtänden nicht auf die Garantie der Preuſſiſchen Staaten dringen könnte, ohne ein ſehr gegründetes Mißtrauen gegen ſich zu erregen; und wenigſtens müßten die Niederlande durch eine Neutralitätsconvention gedeckt werden. Der Graf von Bernis fand die Forderung billig; Machault ſchämte ſich nicht, dawider zu ſtimmen, indem wir, wie er ſagte, im Fall wir gegen England den kürzeren zögen, uns an den Niederlanden entſchädigen könnten. Das Sonderbarſte dabey war daß ein Rath, der den König ſo augenſcheinlich beſchimpfte, vielen Gliedern des Ausſchuſſes, die anfangs dafür waren, daß man offenſiv gegen den König von Preuſſen agiren ſollte, ein Zug der höchſten Politik ſchien.

Auf die Klagen die der Herzog von Nivernois gegen dieſen Fürſten über ſeinen Traktat mit England führte, antwortete er daß ſein Bündniß mit Frankreich darunter gar nicht litte, daß er vielmehr bereit wäre dieſes zu erneuern, und daß er es nicht übel empfinden würde, wenn ſich Frankreich ſeinerſeits mit dem Wiener Hof verbände. Der Herzog von Nivernois erhielt Befehl wiederzukommen, und der Marquis von Vallory ging an ſeinen Poſten, mit der einzigen Anweiſung das Betragen eines Fürſten zu bewachen, den wir bereits als einen Feind anſehen müßten, mit welchem wir aber noch nicht in offnem Kriege ſtünden. Von einer andern Seite verſuchte der Herzog von Duras, bey der erſten Nachricht der Engliſchen Feindſeligkeiten und ohne Auftrag von unſrer Regierung, den Madrider Hof, an welchem er Geſandter war, zu bewegen daß er ſich gegen England erklärte. Sein Vorſchlag wurde ſehr übel aufgenommen, und um zu verhüten daß er uns nicht leichtſinnigerweiſe in falſche Maaßregeln verwickelte, erhielt er Befehl zurückzukommen.

Digitized by Google

kommen. Der Graf von Bernis wurde an ſeiner Stelle ernannt, indeſſen ließ ihn der Fortgang der Begebenheiten bald darauf zum Wiener Poſten beſtimmen; da aber ſeine Gegenwart in Frankreich ſelbſt noch nothwendiger war, um die Unterhandlung, die mit jedem Augenblick thätiger wurde, in allen ihren Zweigen fortzuführen, ſo reiſte er nicht ab. Der Graf d'Aubeterre reiſte von Wien nach Madrid an die Stelle des Herzogs von Düras, und der Marquis von Stainville, jetziger Herzog von Choiſeuil, wurde nach Wien geſandt.

Kaum hatte der König von Preuſſen den Londoner Traktat ratificirt, ſo forderte die Kaiſerin einen von uns über die Neutralität der Niederlande, der im Fall Preuſſiſcher Feindſeligkeiten für defenſiv gelten ſollte. Bernis, dem der König auftrug, dieſen Traktat aufzuſetzen, wollte in einer ſo wichtigen Sache nichts auf ſich nehmen, und verlangte die Vereinigung des Staatsraths zu einem Ausſchuß.

Ludwig der Funfzehnte, empfindlich über das Verfahren des Königs von Preuſſen, und Frau von Pompadour, von der Kaiſerin aufgeregt und von ihren Schmeichelenen berauſcht, wünſchte, daß der Traktat offenſiv wäre. Der Graf von Bernis war faſt der einzige, der ſich dawider ſetzte. Er fühlte, daß ſobald der Krieg nur einigermaßen ernſtlich würde, die ganze Laſt deſſelben auf uns zurückfallen müßte, daß wir keine Feldherren hätten, auf welche die Armee Vertrauen ſetzte, und daß unſre Finanzen in dem ſchlechteſten Zuſtand wären. Er ſtellte vor, daß wir noch immer Zeit haben würden, offenſive Maaßregeln zu ergreifen; daß es aber gefährlich wäre, ſich mit dem Wiener Hof noch weiter einzulaſſen als er es ſelbſt verlangte. Es gelang ihm endlich, die Empfindlichkeit des Königs aufzuhalten, den Eifer der Frau von Pompadour für die Kaiſerin zu mäßigen, der Hitze, mit welcher alles, was zur Armee gehörte, für den Krieg

Digitized by Google

ſtimmte, zu widerſtehen. Der Traktat wurde alſo abgeſchloſſen, ſo wie er gedruckt nachzuſehen iſt.

Der Graf von Bernis drang auf die Geheimhaltung des Traktats, weil er überzeugt war, daß der König von Preuſſen den Zeitpunkt vorausſehen würde, wo die Allianz nicht mehr defenſiv bleiben könnte, und daß er zu gut ausgerüſtet wäre, um ſich nicht ſeines Vortheils zu bedienen und die Königin von Ungarn anzugreifen. Zugleich verlangte er, als eine nothwendige Vorkehrung, daß man den König von Polen, Churfürſten von Sachſen, in Vertheidigungsſtand gegen Preuſſen ſetzte. Der ganze Staatsrath behauptete mit großem Eifer, die Geheimhaltung wäre der Würde des Königs nicht angemeſſen, der König von Preuſſen würde viel zu beſtürzt ſeyn, um jemals die Waffen zu ergreifen, und die Vorkehrungen zur Beſchützung der Sächſiſchen Länder würden einen ſehr unnützen Aufwand machen. Der Graf d'Argenſon war der einzige, welcher Bernis Meinung, daß man auf Sachſen ein Augenmerk haben ſollte, nicht mißbilligte, weil dabey Truppen in Bewegung kamen, was einem Kriegsminiſter immer recht iſt; aber den Vorſchlag der Geheimhaltung unterſtützte er nicht, weil die Publicität den Ausbruch fördern konnte. Sobald der Traktat bekannt wurde, war der Beyfall allgemein, und ging bis zur Trunkenheit, zumal als die Engländer ihren Verdruß darüber nicht verbargen. Jedermann erwartete, daß die Vereinigung der beyden erſten Mächte ganz Europa im Zügel halten würde. Man ſchlug ſogar in der Akademie vor, den Traktat zwiſchen dem Kaiſerlichen und dem Franzöſiſchen Hof zum Gegenſtand der Preisgedichte zu machen; und ich verhinderte es nur durch die Vorſtellung, daß man wenigſtens bey einer Sache, welche mit der Politik zuſammenhinge, vorher das Miniſterium befragen müßte; hierauf wählte man denn einen andern Stof.

Von

Von den Miniſtern bis zu den letzten Subalternen wollte jeder ſeinen Theil am Traktat beygetragen haben. Rouillé, der bloß Beyſitzer geweſen war, ſchlug ganz treuherzig vor, ihn Traktat von Joui zu nennen, weil auf ſeinem Landhaus Joui die Präliminarien feſtgeſetzt worden waren, was denn auch ſeinen ganzen Antheil daran ausmachte. Man lachte über die Prätenſion, und brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt. Er meinte aber auch, daß man nicht weniger thun könnte, als ſeinen Schwiegerſohn, den kleinen Beuvron, zum Herzog zu machen. Der König dachte indeſſen anders; und Rouillé mußte ſich mit einer Penſion von ſechszehntauſend Livres in ſeiner Familie zufrieden ſtellen.

Ich weiß, daß man ſeitdem ganz andrer Meinung geworden iſt; aber man bedenkt die Verſchiedenheit der Zeitpunkte nicht. Ohne über den Traktat ſelbſt urtheilen zu wollen, führe ich die Fakta an, und behaupte, daß bis zur Roßbacher Schlacht die Allianz ſich in ihrer Gunſt erhalten hat. Nunmehr wollen wir betrachten, wie und warum ſich die Dinge ſo ſehr geändert haben.

Anfänglich ſchien uns alles zu gelingen. Der Marechal von Richelieu erobert Minorka, la Galiſſonniere ſchlägt und zerſtreut die Engliſche Flotte unter dem Kommando des Admiral Bing. Man hat behauptet, daß der Angriff des Fort Saint-Philippe zu Mahon eine thörige Unternehmung war. Man würde ſich auch vielleicht nicht darinn eingelaſſen haben, wenn man eine genauere Kenntniß von der Sache gehabt hätte. Man hatte ſich auf einen Plan, den Spanien an die Hand gab, dazu entſchloſſen; aber man kannte den Zuſtand des Platzes nicht, ſeitdem die Engländer ihn im Beſitz hatten; und die Unerſchrockenheit der Franzöſiſchen Soldaten war es allein, was den Mängeln der Unternehmung abhalf. Indeſſen würkte dieſe Eroberung ſo ſehr auf die Engländer, daß ſie eine Landung in ihrer Inſel befürchteten, und die Franzoſen in London zu ſehen beſorgten. Auch wür-

de es nicht beym eiteln Schrecken geblieben ſeyn, wenn wir den Marechall von Sachſen und Dügue-Tronin noch gehabt hätten; aber dieſe Männer ſind von der Erde verſchwunden, ohne Nachfolger zu hinterlaſſen. Die Engländer zogen von ihren Unfällen einen Nutzen, der uns unbekannt geblieben iſt. Bing, der bloß unglücklich war, wurde als ſchuldig verurtheilt, und es wurde Kriegsrecht über ihn gehalten. Dieſes Beyſpiel von Strenge gab der Nation wieder Muth, machte ſie glauben, daß ſie bloß ſchlecht bedient worden wäre, und unterrichtete ihre Feldherren von der Nothwendigkeit, und vielleicht gerade dadurch, von den Mitteln glücklich zu ſeyn.

Was uns betrift, ſo waren ein Paar Lieder die angenehmſte Frucht unſers Siegs; der Anfang unſers Glücks war auch das Ziel deſſelben, und es folgte wenig mehr darauf als Unfälle und Demüthigungen.

Geldgierige, unerfahrne oder einbildneriſche Kabinetsfeldherren; unwiſſende, eiferſüchtige, oder übelgeſinnte Miniſters; Subalternen, die auf dem Schlachtfeld ihr Blut verſchwendeten, und am Hof vor den Ausſpendern der Gnaden krochen: das waren die Werkzeuge, deren wir uns bedienten.

Der einzige, welcher die Fähigkeit hatte, im Geiſt eines Syſtems zu handeln, in das er wider Willen eingegangen war, aber dabey doch der einzige, der im Stande war es zu verfolgen, weil er alle Triebfedern deſſelben geordnet hatte, wurde in die Unmöglichkeit geſetzt, ſie zu bewegen; der Graf van Bernis hatte mehr Gunſt als Einfluß, und man ließ es ihm an der thätigen Gewalt abgehen. Rouillé, neidiſch auf einen Mitarbeiter, den er ſich nicht entbrechen kann als ſeinen Meiſter anzuſehen, entzieht ihm die Kenntniß deſſen was auswärts vorgeht, und — ſo unglaublich wie dies ſcheint — fährt ſogar

fort,

Digitized by Google

fort, an allen Höfen im Geiſt des alten Syſtems zu handeln, ohngeachtet er ein Werkzeug des neuen geweſen war und ſogar den Ehrgeitz hatte, ſeinen Ruhm darin zu ſetzen.

Der König fühlte den Nachtheil dieſer Verſtimmung, und wollte den Grafen von Bernis in den Staatsrath eintreten laſſen, damit er ſich mit allem was in ſeinen Plan einſchlug, bekannt machen konnte. Dem kleinen Rouillé wird darüber Angſt, und der Monarch behält noch ſechs ganzer Monate, zum Schaden der Geſchäfte, einen Lükenbüßer vom Miniſter, deſſen ganzes Verdienſt war, ſich zum Gegenſtand des Mitleidens gemacht zu haben.

Der Graf von Bernis wünſchte aus der Wegnahme von Minorka den Vortheil zu ziehen, daß der Seekrieg geendigt und der Landkrieg verhindert würde; er ſchlug daher vor, England wiederum zur Reſtitution der Priſen, zugleich mit der Freylaſſung von Dünkirchen, anzuhalten, und dagegen die Zurückgabe von Minorka anzubieten. Die Engländer hätten ohne Zweifel den Vorſchlag angenommen; aber er wurde einſtimmig in unſerm Staatsrath verworfen. Die Meinung des Grafen von Bernis war, nur im Fall eines Angrifs von Seiten des Königs von Preuſſen offenſiv gegen ihn zu handeln; aber Friedrich ſah ſehr wohl ein, daß die Königin von Ungarn aus keiner andern Urſache ſich um Frankreich beworben hatte, als um in ihren Abſichten auf Schleſien nicht geſtört zu werden. Er kannte den perſönlichen Haß der Kaiſerin von Rußland, Eliſabeth, und ihre Zuneigung für die Königin von Ungarn. Es ließ ſich vorausſehen, daß dieſe beyden Fürſtinnen ſich vereinigen würden, und daß alsdann der Groll, den der Churfürſt von Sachſen noch vom letzten Krieg her gegen ihn hegte, ausbrechen würde. Er beſchloß ſeinen Feinden zuvorzukommen; er hatte hundert und funfzigtauſend Mann auf den Beinen, alle

wohl bewafnet und wohl diſciplinirt; der König Auguſt hingegen hatte die Schätze, womit er ſeinen erlittenen Unfällen abhelfen und ſich in Achtung hätte ſetzen ſollen, in Feten und unſchmackhaften Ergötzlichkeiten verpraßt. In dieſer Lage ließ der König von Preuſſen der Königin von Ungarn verkündigen, daß die Kriegsrüſtungen, die man im Reich vornähme, ihn beunruhigten, und forderte ſie auf, öffentlich zu erklären, daß ſie, wenigſtens in dieſem und dem folgenden Jahre, die Abſicht nicht hätte, ihn anzugreifen. Die Königin ließ zur Antwort geben, daß eine ſolche Erklärung zu unregelmäßig ſeyn würde, indem ſie einen beſtehenden Frieden zum Waffenſtillſtand umwandelte.

Auf eine ſo wenig bündige Antwort faßt der König einen ſchnellen Entſchluß. Sechszigtauſend Preuſſen rücken unter der Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig in Sachſen ein und bemeiſtern ſich der Stadt Leipzig; der König ſelbſt geht auf Dresden zu. Der König von Polen gibt ihm ſeine Hauptſtadt preis, und verſchließt ſich mit ſiebenzehntauſend Mann in dem Lager von Pirna, wo er ſogleich bloquirt wird. Der König von Preuſſen, der hierauf zum Feind des Reichs erklärt worden iſt, wendet ſich zur Antwort gegen Böhmen, liefert dem Grafen von Brown bey Lowoſitz eine Schlacht, gewinnt ſie, und kehrt ohne Zeitverluſt zu dem Lager bey Pirna zurück. Der König von Polen begibt ſich mit dem Kronprinzen auf die Feſtung Königſtein und verläßt ſeine Armee, die ſich als Kriegsgefangene ergibt, und, bis auf die Officiere, unter die Preuſſiſchen Truppen inkorporirt und vertheilt wird. Auguſt macht Friedensvorſchläge, die verworfen werden. Er bittet den Sieger, die Bedingungen vorzuſchreiben, Friedrich ſchlägt es aus, weil er nicht als Feind in Sachſen eingedrungen wäre, ſondern es bloß in Verwahrung genommen hätte. Auguſt bittet

bittet ihn, wenigſtens ſeine Garden wieder auszuliefern, Friedrich ſchlägt es ab, indem er die Mühe nicht haben wolle ſie wieder wegzunehmen. Alle Antworten des Königs von Preuſſen ſind höhniſch oder verächtlich, und Auguſts ganzes Betragen ſcheint den Sieger zu entſchuldigen. Der unglückliche Fürſt begnügte ſich endlich um Päſſe zu ſeiner Abreiſe anzuſuchen, und dies war die einzige Bitte, die Friedrich ihm bewilligte; er bot ihm ſogar Poſtpferde an.

Auguſt, aus ſeinen Erbſtaaten verwieſen, flüchtete ſich nach Polen, wo ihm die Republik ein demüthigendes Mitleiden bezeugte, ohne ihm den geringſten Beyſtand anzubieten. Die Königin von Polen hingegen zeigte alle Standhaftigkeit, die mit ihrer Lage vereinbar war. Sie ließ ſich nie bereden, Dresden zu verlaſſen, endlich aber erlag ſie dem Kummer und der Härte, die ſie zu erdulden hatte, und ſtarb.

Bis dahin hatten wir die Vollſtreckung des Traktats von Verſailles verzögert; da aber der Preuſſiſche Angriff uns keinen Grund mehr zum Aufſchub ließ, ſo wurden die vier und zwanzigtauſend Mann, achtzehntauſend Infanterie und ſechstauſend Cavallerie, welche im Traktat bedungen waren, beordert zu marſchiren. Der Graf von Bernis wollte, daß man genau dabey bliebe; das war aber nicht der Vortheil des Grafen d'Argenſon, welcher lieber alle Franzöſiſche Truppen in Bewegung geſetzt hätte, um ſein Departement zu erweitern. Unterſtützt von den Thränen der Dauphine, welche für ihren Vater um Rache ſchrie, ſuchte er den König zu überreden, daß eine Hülfe von vier und zwanzigtauſend Mann nicht hinreichend wäre, und daß man ſie alſo bloß ohne Nutzen aufopfern würde; daß ſie immer die größten Gefahren laufen würden; daß man ſie beſtändig würde rekrutiren müſſen, und daß man, ohne etwas vortheilhaftes für die Kaiſerin

oder

oder rühmliches für uns zu bewürken, durch mehrere Feldzüge Frankreich an Geld und Menſchen erſchöpfen würde; dahingegen, wenn man gleich damit anfinge große Hülfsmittel anzuwenden, man die Fortſchritte des Königs von Preuſſen aufhalten, und ihn zwingen würde, die Bedingungen, die man ihm auflegte, anzunehmen. Zwey Feldzüge wurde behauptet, wären hinreichend, um den Frieden auf dem feſten Lande wieder herzuſtellen, und um Frankreich ſowohl als der Königin von Ungarn die gegenſeitigen Vortheile ihrer Verbindung zu genießen zu geben.

Dem König gefiel ein Plan, der ſeinen perſönlichen Geſinnungen gegen die Kaiſerin und den König von Preuſſen angemeſſen war. Zuvor aber wollte er die Sache im Staatsrath unterſuchen laſſen. Dies geſchah im November 1756. Machault war d'Argenſons Meinung ſehr zuwider. Er wußte, daß eine Landarmee die Aufmerkſamkeit und die Sorge des Hofs immer vielmehr anzieht als die Marine. Die Hofleute ſelbſt dienen faſt alle zu Land, dahingegen die Seeofficiere ſich wenig am Hof ſehen laſſen, und damals noch mehr taugten, als ſie noch weniger dort erſchienen. Machault, der als Finanzminiſter dem Grafen von Maurepas für die Marine nichts hatte bewilligen wollen, fürchtete nunmehr ein ſchlimmes Beyſpiel gegen ſich ſelbſt gegeben zu haben. Er ſuchte zu beweiſen, wie gefährlich es ſeyn würde, ſich nicht hauptſächlich mit dem Krieg gegen die Engländern, unſre eigentlichen Feinde, zu beſchäftigen, und verſicherte, daß er wenigſtens ſechszig Millionen brauchte, um die Marine zu erhalten.

Der Graf d'Argenſon, mit Sechelles dem Finanzminiſter einverſtanden, bot fünf und ſechszig an. Machaults Beſorgniſſe wurden dadurch nicht gehoben, aber ſeine Einwendungen waren beantwortet, und die Mei-

Digitized by Google

nung des Grafen d'Argenſon fing an die Oberhand zu gewinnen. Noch wurde indeſſen nichts entſchieden, ſondern die politiſche Frage gelangte erſt an den Ausſchuß, damit der Graf von Bernis, der noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, darüber ſtimmen könnte. Er war nicht von d'Argenſons Meinung, und ſah den Nachtheil voraus, der aus dieſem Plan erwachſen konnte; aber die Neigung des Königs für die Kaiſerin, der leidenſchaftliche Eifer der Frau von Pompadour für dieſe Fürſtin, die ſie treuherziger Weiſe als ihre Freundin anſah, und deren Gönnerin zu ſeyn ſie ſich faſt einbildete; die Zudringlichkeiten des Prinzen von Soubiſe, des Grafen und nachherigen Marechals d'Eſtrees, des Herzogs von Richelieu, und aller derer, welche mehr Ehrgeitz als Selbſtgefühl hatten: dies alles überzeugte den Grafen von Bernis, daß wenn er die Vermehrung des Beyſtands nicht zugäbe und dadurch die einzige Möglichkeit ergriffe, ihr noch einige Schranken zu ſetzen, man ſie viel weiter treiben würde als der Zuſtand unſrer Finanzen es litte. Er ſuchte vergebens darauf aufmerkſam zu machen, wie wenig Zutrauen die Nation auf unſre Generale hätte; endlich gab er zu, daß man die Hülfe auf 45000 Mann hinauf triebe, unter der Bedingung, daß man es bey fremden Truppen bewenden ließe, deren Aufwand um die Hälfte geringer ſeyn würde als der einer Franzöſiſchen Armee. Die Kaiſerin wäre mit dieſer Vermehrung ſehr zufrieden geweſen; aber dem Grafen d'Argenſon war es daran noch nicht genug, die fremden Truppen ſtanden ihm nicht an, er wollte ſeine Klienten, ſeine Kreaturen unter den Hofleuten anſtellen, und ſein vorzüglichſtes Augenmerk ging auf die Klaſſe von ſubalternen Klienten, aus welcher er ein ganzes Heer von Lieferanten zog, deſſen Laſt der Staat noch lange nachfühlen wird.

So ſtufenweiſe und durch ſolche Kabalen gelangten wir dahin, dem Traktat dieſe unnatürliche Wendung zu

Digitized by Google

geben, und dem Privatintereſſe einiger Perſonen die Kräfte und die Finanzen des Königreichs aufzuopfern.

Das Oeſterreichiſche Miniſterium war in ſeinem Plan nicht getäuſcht wie wir, denn es hatte nichts anders gewollt, als uns unter dem bloßen Namen von Alliirten zu Hauptperſonen des Kriegs machen. Man muß eingeſtehen, daß ſeit Philipp dem Zweyten kein Hof ſeinem Ziel getreuer geblieben iſt. Wenn er von ſeinem Plan abzuweichen ſcheint, ſo geſchieht es nur, um durch einen Umweg wieder hineinzukommen. Der nämliche Geiſt und ein beharrliches Syſtem, das ſich den Umſtänden anzupaſſen, ſie herbeyzuführen und zu ergreifen weiß, ſind immer im Oeſterreichiſchen Kabinet ſichtbar geweſen.

Mit vielem Rechte konnte alſo der Kardinal Fleury ſagen, was ich eben in einem ſeiner Briefe aus der Zeit unſers Krieges mit den Oſterreichern (Junius 1741) leſe: „Die Königin von Ungarn iſt im Fall eines Handwerkladens, wo der Tod des Meiſters keine Veränderung macht, wenn die Geſellen die Arbeit fortſetzen; ſie handelt nach den nämlichen Eingebungen, und gerade wie ihre Vorfahren. In einem andern Brief ſagt er: Der Kaiſer iſt falſch, und haßt uns von Herzen. Er hat von dem Stempel des verſtorbenen Kaiſers Gebrauch gemacht, um nach ſeinem Tode verſchiedne Geſchäfte abzuthun; und das iſt erwieſen.

Während daß man ſich zum Krieg rüſtete, negocirte der Graf von Bernis, — denn Rouillé war nur dem Titel nach Miniſter — mit allen Europäiſchen Mächten. Rußland trat dem Traktat von Verſailles bey, ohngeachtet aller Gegenbemühungen Beſtuchefs, der ganz dem Engliſchen Hof angehörte, wo er als Page des Königs Georg des Zweiten erzogen worden war. Schweden be-

bewafnete ſich für die nämliche Sache. Man legte den Grund zu einer Waffenunion mit Dänemark. Man negocirte mit Baiern, Pfalz und Würtemberg. Der Reichstag verhinderte den König von Preuſſen, dieſen Krieg als einen Religionskrieg vorzuſtellen. Holland bekräftigte ſeine Neutralität. Dieſe Unterhandlungen wurden mit einer ſolchen Schnelligkeit und Geſchicklichkeit fortgeführt, daß ſie im April 1757 alle vollendet waren; und der üble Ausſchlag des Kriegs zog auch in der Folge, bis an den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, keine der contrahirenden Mächte von dem Bunde ab.

Nunmehr reiſte der Graf d'Eſtrees nach Wien, um den Plan der Kriegsverrichtungen zu verabreden. Hierbey fielen noch einige Schwierigkeiten vor; wir forderten von der Kaiſerin eine unbegränzte Entſagung auf die Engliſche Allianz; und ihre Abneigung dies zu thun, beſtärkte uns in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unſrer Forderung. Endlich willigte ſie ein, unter der Bedingung, daß ſich Frankreich ebenfalls auf immer von Preuſſen losſagte, was denn auf beyden Seiten beliebt ward. Hierauf kam die Frage von der Hanöveriſchen Neutralität. Der Graf von Bernis ſchlug ſie vor, und der König von England wäre um ſo weniger davon entfernt geweſen, als unſre Fortſchritte in Amerika ihn beſorgen ließen, daß die Engländer, zufolge ihres Rechts die Anwendung ihrer Finanzen zu beſtimmen, die Vertheidigung ihrer Kolonien der Sorge für ſeine deutſchen Staaten vorziehen würden. In der That hatte der Ausgang ihren Entwürfen auf Kanada nicht entſprochen.

Bradock hatte, in Verfolg ſchon ſeit 1754 aus London erhaltener Befehle, ſich Rechnung darauf gemacht, unſre Beſitzungen einzunehmen. Boſcaven war durch ähnliche Befehle vom April 1754 beordert, uns zur See anzugreifen. Dieſe Thatſachen, und viele andre

Digitized by Google

aus den vorhergehenden Jahren, beweiſen hinlänglich, daß die Engländer den Einbruch in Kanada ſchon längſt im Sinne führten; daß ſie entſchloſſen waren uns den Krieg zu erklären; und daß ſie das Loos deſſelben, gegen die Treue der Verträge, durch kombinirte Feindſeligkeiten in der alten und der neuen Welt ſichern wollten. Die erſten Würkungen dieſes Verfahrens waren folgende.

Jümonville, ein Franzöſiſcher Officier, bringt in Kanada den Engländern, mitten unter den Wilden, ihren Alliirten, gütliche Vorſchläge und Friedensworte. Er wird von den Engländern ſchändlich ermordet, im Angeſicht der Wilden, die über einen ſolchen Frevel gegen die Menſchheit und das Völkerrecht entrüſtet, größtentheils die Engländer verlaſſen. Einige von ihnen, wütend über die Barbarey, die man gehabt hatte, ſie zu ächten und einen Preis auf ihre Häupter zu ſetzen, brachen mit Feuer und Schwert in die Engliſchen Beſitzungen.

Der General Bradock fiel in dem Gefecht vom 5ten Julius; und die Papiere, die man bey ihm fand, enthüllten den Zuſammenhang der Engliſchen Projekte, die von verſtändigeren oder aufmerkſameren Miniſtern als die unſrigen vorausgeſehen worden wären. Der Marquis von Vaudreuil und der Marquis von Montcalm waren in den erſten Zeiten dieſes Kriegs in Kanada mit dem ausgezeichnetſten Glück gekrönt. Damals war es alſo ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Engländer zur Hanöveriſchen Neutralität verſtehen würden, um ſich bloß auf ihre eigne Vertheidigung einzuſchränken; aber unſre Regierung bildete ſich ein, daß der König, der nach der Engliſchen Verfaſſung Herr über Krieg und Frieden wäre, den letzteren erwählen würde, ſobald er ſich ſeines Churfürſtenthums beraubt ſähe; und dies hielt man für die Sache eines einzigen Feldzugs.

Dem

Digitized by Google

Dem Adel, welcher Dienſte ſuchte, und dem Kriegsminiſter, der nichts wollte als Krieg, ſchienen dieſe Schlüſſe untrüglich. Auch hätten ſie einigen Grund gehabt, wenn man anſtatt die Kräfte zu betrachten, auf diejenigen, die ſie treiben ſollten, mehr Acht gegeben hätte; wenn man anſtatt die Truppen zu zählen, ihre Anführer genau gegen einander gewogen hätte.

Der Einfluß, der dem Grafen von Bernis in den politiſchen Geſchäften gebührte, wurde weniger geſtört, nachdem er den 2ten Januar 1757 in dem Staatsrath Sitz und Stimme genommen hatte. Die kleinen unterirdiſchen Kabalen von Rouillé waren dem König endlich läſtig geworden, und einige Monate nach Bernis Eintritt in den Staatsrath gab Rouillé das Departement der auswärtigen Geſchäfte ab, von dem er ſich wohl bewußt war, nur den Namen zu führen. Damiens Unternehmung gegen das Leben des Königs begab ſich drey Tage nach dem Eintritt des Grafen von Bernis im Staatsrath. Ich werde mich aber hier nicht bey dieſem abſcheulichen Vorfall aufhalten, indem ich ihn einzeln behandelt habe *a*).

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem Parlement und dem Miniſterium hatten damals ihren höchſten Gipfel erreicht. Un-

a) Dieſer Theil von Düclos Memoiren fehlt in den Ausgaben, die wir bisher von denſelben haben. Herr Soulavie hat behauptet, daß ihn Herr Buiſſon untergeſchlagen hat, und er verſprach ihn in ſeiner Ausgabe zu liefern. A er aus den neuerlich bey Herrn Buiſſon erſchienenen Ausgaben der Memoiren von Maſſillon und von dem Herzog von Aiguillon, an welchen Herr Soulavie ſelbſt einigen Antheil genommen hat, ergibt es ſich, daß die beyden Herausgeber ſich wieder vertragen haben, Herr Soulavie gibt ſogar ſeine Memoiren von Richelieu wieder im Buiſſonſchen Verlag heraus, und ſo ſcheinen denn alle ſeine vorhergegangnen Beſchuldigungen und Verſprechungen gänzlich in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Oekonomiſche Köpfe wie Herr Soulavie, die mit der Maſke des Eifers für irgend eine Partey wuchern, ſind auch in unſrer Litteratur nicht ſelten.

Unmittelbar nach dem lit de juſtice vom 13ten December hatten die Chambres des Enquêtes und des Requêtes und ein Theil von der Grand'Chambre die Demiſſion ihrer Aemter eingegeben. Der Frevel vom 5ten Januar würde wahrſcheinlich alle Gemüther wieder genährt haben, wenn der erſte Präſident Maupeou und die vornehmſten Miniſters, d'Argenſon und Machault es ernſtlich gewollt hätten; aber dieſe drey Männer befolgten den Grundſatz des Tiberius: divide et impera. Drey Wochen darauf (den 2ten Februar) wurden die zwey Miniſters durch Hoffabalen entfernt. Niemals ſah man den Zeitpunkt ſo ungeſchickt ab, um zwey erfahrne Miniſters abzudanken, zumal wenn erwogen wird, wie ihre Nachfolger beſchaffen waren. Moras kam an Machaults Stelle, und der Marquis von Paulmy folgte ſeinem Onkel d'Argenſon. Das waren die vornehmſten Werkzeuge des Geſchäfts, an welches man zu gehen hatte.

Nachdem alle Einrichtungen gemacht, die Plane verabredet und die Operationen feſtgeſetzt waren, ließ man (1757) eine Armee nach Deutſchland abgehen; ſie ſtand unter den Befehlen des Marechal d'Eſtrees und der Prinz von Soubiſe kommandirte darinn eine Diviſion. Der Marechal rückte auf die Hanöveriſchen Lande zu, durchſchnitt ganz Weſtphalen, bemächtigte ſich der Stadt Emden, unterwarf Heſſen und ging über die Weſer ohne zu ſchlagen. Der Herzog von Cumberland, welcher die Engliſche Armee von der Braunſchweigiſchen und der Heſſiſchen verſtärkt, anführte, zog ſich immer vor dem Marechal zurück, und verſchanzte ſich endlich in einem vortheilhaften Lager bey Haſtenbeck. Vielleicht würde ihn der Marechal da nicht angegriffen haben, wenn die Klagen des Hofs, die Spöttereyen der Pariſer Cirkel, und die Warnungen, die er erhielt, daß man daran arbeitete, ihn zurückberufen zu laſſen, ſeiner Unentſchloſſenheit

heit nicht ein Ende gemacht hätten. Die Partey des Prinzen von Soubiſe, von den Kabalen ſeiner Schweſter, der Gräſin von Marſan, unterſtützt, ſchrie unaufhörlich gegen die Langſamkeit des Marechals, und forderte einen unternehmendern Feldherrn. Die wichtigſten Entſchlüſſe werden gewöhnlich am Hof durch die nichtigſten Albernheiten beſtimmt. Frau von Pompadour war ſehr unzufrieden, daß es der Marechal d'Eſtrees übel nahm, daß der Prinz von Soubiſe, welcher nur eine Diviſion kommandirte, ſeine Briefe ſtempeln ließ: armée de Soubiſe. Außer dieſem wichtigen Grund, hatte auch d'Eſtrees den albernen Stolz gehabt, über ſeine Operationen mit Düvernay keine Abrede nehmen zu wollen. Düvernay war Generallieferant, ein unentbehrlicher Mann, deſſen Geiſt ſehr fruchtbar an Auswegen war, und der den Krieg beſſer verſtand als die meiſten unſrer Generale. Düvernay war gegen dieſe lächerlichen Aeußerungen von Geringſchätzung empfindlich. Er ſtand in Achtung bey dem König, und war bey der Frau von Pompadour ſehr gut aufgenommen, indem er ihr zu einer Zeit Dienſte geleiſtet hatte, wo ſie in der Lage war, von ſehr vielen Leuten welche empfangen zu können. Der Marechal von Richelieu ſäumte nicht, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, und ſprang ſogleich hervor, um ſich anzubieten. Frau von Pompadour getraute ſich noch nicht, dem Prinzen von Soubiſe das Generalkommando zu geben und ihn an die Stelle des Marechal d'Eſtrees zu ſetzen; ſie würde alle Marſchälle von Frankreich und alle andern Generale, die älter im Dienſt waren als ihr Freund, vor den Kopf geſtoßen haben; aber unter allen widerſtand ihr der gerade am meiſten, der ſich jetzt vorſchlug. Sie war dem Marechal von Richelieu nie gewogen, weil er, ohne ihr gerade offenbar die Spitze zu bieten, immer auf eine gewiſſe leichte Art von ihr gegen den König geſprochen und geſucht hatte, ſie auf dem Fuß eines bürgerlichen

Digitized by Google

Geſchöpfs, das nicht an ſeiner Stelle war, einer vorübergehenden Galanterie, eines bloßen Zeitvertreibs, kurz einer Frau, die nicht dazu gemacht war, mit Anſtand am Hofe zu leben, von ihm betrachten zu laſſen. Das wunderbarſte iſt, daß dieſe Vorſtellungsart des Marechal von Richelieu ihm nicht eigen war, ſondern daß der ganze Hof lange Zeit keine andre kannte. Es ſchien als ob die Stelle der Maitreſſe des Königs Geburt und Glanz erforderte. Die Männer beeiferten ſich um die Ehre, dieſe Stelle zu beſetzen, und wo möglich durch eine Verwandte; die Weiber ſtritten ſich um den Vorzug.

Es fehlte wenig, daß ſie ſich nicht laut über die Ungerechtigkeit einer Wahl, die auf eine Bürgerliche gefallen war, beklagt hätten. Ich habe viele von den Damen im Anfang zweifeln geſehen, ob ſie anſtändiger Weiſe mit ihr umgehen könnten. Sie wählte ſich aber bald ſelbſt ihren geſellſchaftlichen Zirkel, und zog nicht alle dazu, die ſich darum bewarben.

Der Marechal von Richelieu war nun auch in Anſehung der Frau von Pompadour behutſamer geworden; jetzt ſuchte er ſich durch Düvernays Einfluß zu heben, bewarb ſich eifrig um ſeine Gunſt, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und Lobſprüchen, verſicherte ihm, daß er ſich ganz nach ſeinen Rathſchlägen richten wollte; und Düvernay, vielleicht eben ſo ſehr von Eigenliebe als von ſeiner Empfindlichkeit gegen d'Eſtrees geleitet, unternahm es, dem Marechal von Richelieu das Kommando zu verſchaffen. Er bat den Grafen von Bernis, ihm bey der Frau von Pompadour eine beſondere Audienz auszuwürken, und ſetzte hinzu, daß er ſein Projekt nicht lange gegen ihn geheim halten wollte, daß er es aber für den gegenwärtigen Augenblick verſchweigen zu dürfen wünſchte. Der Graf von Bernis drang nicht weiter mit Fragen in ihn ein, und verſchaffte ihm die Audienz. Bernis war

per=

perſönlich hierbey wohl unverdächtig, aber ſein Verhält- niß mit dem Marechal von Belle-Jsle ließ befürchten, daß er ihm mittheilen würde, was im Werke wäre, worauf dann Belle-Jsle, als ein Freund von d'Eſtrees, dieſem davon Nachricht geben würde. Man wird bald ſehen, wie alle dieſe kleinen Vorkehrungen nicht verhinderten, daß die Jntrigue ruchbar wurde.

Düvernay legte dem König, in Gegenwart der Frau von Pompadour und des Marquis von Paulmy, ſeinen Plan vor. Paulmy, ein kleiner Schatten von Miniſter, war nicht im Stand gegen Düvernay zu ſtreiten, noch vielleicht gar ihn zu verſtehen. Mehr gemacht, um in nächtlichen Saufgelagen eine Stelle einzunehmen, als in einem Staatsrath, war er hier nichts als Beyſitzer. Das Ziel war, den König von Preuſſen von der Oder- und Elbſeite anzugreifen. Die Franzoſen und die Kai- ſerlichen ſollten gegen Magdeburg, die Schweden und Ruſſen gegen Stettin rücken. Die Proviantirungen ge- ſchahen auf der Maas, dem Rhein und der Weſer. Man nahm alle Maaßregeln gegen die Unfälle der Kriege, welche in der Ferne geführt werden.

Der Plan wurde gut auseinander geſetzt, und ver- ſprach die glücklichſten und ſicherſten Folgen; der König billigte ihn ſehr. Für die Ausführung war Düvernays Zuziehung nothwendig, und da der Marechal d'Eſtrees nicht mit ihm ſympathiſirte, ſo mußte durchaus ein andrer General ernannt werden. Düvernay überzeugte den Kö- nig davon, und ſchlug ſogleich Richelieu vor. Er machte das Vertrauen geltend, daß der Sieger von Minorka den Truppen einflößen würde, deren Eifer unter dem Zauderer d'Eſtrees erkaltete. Um die Frau von Pompa- dour zu gewinnen, ſetzte er hinzu, daß der Prinz von Soubiſe 35000 Mann unter ſeinen Befehlen haben müßte, mit welchen er in Sachſen einfallen, den König von Preuſ-

ſen daraus verjagen, und ſich den glänzendſten Ruhm erwerben würde. Der Marechal d'Eſtrees, der perſönlich ſehr tapfer, aber unruhig iſt, hat immer furchtſam geſchienen, ſobald er en chef kommandirt hat. Weniger von dem Wunſch zu ſiegen begeiſtert als mit der Sorge für den Rückzug im Fall einer Niederlage beſchäftigt, fürchtete er immer, ſich zu weit einzulaſſen. Außerdem hielt ihn noch ein andrer Grund zurück. Der Marquis von Püiſieux, ſein Schwiegervater, und Saint-Severin waren ſeine Orakel für die Politik, und ſie hatten ihm ihre Vorurtheile gegen das neue Syſtem eingeflößt; nun taugt man freylich nicht für die Ausführung eines Plans, dem man nicht gewogen iſt. Er hätte aber handeln ſollen, oder ſich nicht um das Kommando bewerben. Der König, über Düvernays Entwurf faſt ſchon beſtimmt, theilte ihn dem Dauphin mit, und forderte ihn auf, darüber nachzudenken, und ihm ſeine Meinung ſchriftlich einzugeben. Der Dauphin unterſuchte den Plan mit vielem Scharfſinn, und auf ſeinen Bericht darüber ließ der König den Staatsrath zuſammenkommen; um aber alle Debatten über einen gefaßten Entſchluß zu vermeiden, brachte er die Sache nicht in Berathſchlagung, ſondern befahl, ſogleich zur Ausführung des vorgelegten Plans zu ſchreiten.

Der Marechal von Richelieu, welcher der Frau von Pompadour zum Vortheil des Prinzen von Soubiſe alles was ſie nur verlangte verſprochen hatte, wurde ſogleich ernannt, um die Stelle des Marechal d'Eſtrees zu beſetzen, und erhielt Befehl, das Kommando der Armee zu übernehmen. Wie geheim man aber bis dahin auch die Sache vor dem Marechal von Belle-Isle gehalten hatte, ſo hatte er, wo nicht alles, doch wenigſtens genug davon abgenommen, aus den geheimen Zuſammenkünften, aus den Bewegungen des Marechal von Richelieu, aus den

bit-

bittern Deklamationen der Gräfin von Marſan, und aus ſo vielen andern Indiſcretionen im Thun, die ſo viel und noch mehr verrathen als Worte. Dieſe Entdeckungen waren hinreichend, um ihn zu bewegen an ſeinen Freund d'Eſtrees zu ſchreiben, daß er nicht ſäumen dürfte, wenn er die Ehre des Feldzugs noch einärnten wollte, indem ſonſt ein andrer ſie ihm entziehen würde. Dadurch wurde d'Eſtrees veranlaßt, am 26. Julius die Schlacht bey Haſtenbeck zu liefern, die er hauptſächlich durch die Tapferkeit des Marquis von Brehan, des Grafen von Chevert und einiger åndern Officiere von Rang gewann. Die Folgen dieſes Siegs waren ſo beſchaffen, daß die feindliche Armee, in einem ſeit vier Wochen verſchanzten Lager bezwungen, ſich zwanzig Stunden weit vom Schlachtfelde zurückzog. Hameln, daß mit allem Mund- und Kriegsvorrath ausgerüſtet war, ergab ſich bey der erſten Aufforderung. Minden verlangte zu kapituliren, und Hanover ſchickte ſeine Magiſtratsperſonen, um die Kontributionen richtig zu machen.

Richelieu kam wenige Tage nach der Schlacht an, und er würde die Ehre davon gehabt haben, wenn er ſich nicht in Strasburg aufgehalten hätte, um dort galanter Weiſe die Herzogin von Lauraguais (Mailli) eine ſeiner Liebſchaften, die von einem Bad zurückkam, zu erwarten. Ich will hier eine edle Handlung aufbewahren, die zwar nur einen Privatmann betrift; aber ich werde leider nicht ſo viel ſonderbare Züge dieſer Art haben, daß ich befürchten könnte, den Leſer damit zu ermüden.

Brehan, Oberſter vom Regiment Picardie, trug durch ſein Beyſpiel ſo viel zum Siege zu Haſtenbeck bey, daß der Hof, welcher bis dahin ſeine Dienſte wenig erkannt hatte, ihm das Diplom zu einer Penſion von 2000 Livres ſchickte. Brehan antwortete, daß er nie

Belohnungen in Geld verlangt hätte, und daß er den König bäte, dieſe Penſion unter einige Officiere von ſeinem Regiment, die deſſen bedürftiger wären, zu vertheilen. Man wollte von ihm die Namen derer wiſſen, die ſich am meiſten ausgezeichnet hätten. Seine Antwort, die ich geleſen habe, lautet: „Keiner von uns hat ſich vor dem andern ausgezeichnet, ſie haben alle tapfer gefochten, und ſind alle bereit wieder anzufangen. Ich kann alſo bloß ihre Liſte nach der Ordnung der Anciennetät eingeben. Was mich betrift, da alles, was ich bisher verlangt habe, mir abgeſchlagen worden iſt, ſo ſind meine Dienſte vom 26ſten (dem Tage der Schlacht) zu gering, als daß ich mir ſchmeicheln ſollte, um derentwillen etwas zu erlangen. Mein Glück beſteht in der Achtung und der Freundſchaft der Soldaten, die niemand im Stande iſt mir zu rauben, und ich werde hinführo kein andres mehr ſuchen.

Der neue General zeigte ſich in Anſehung des Geldes weniger ſchwierig. Da man ſeine Gierigkeit in dieſem Punkt kannte, und bey den Truppen die niedrige Sucht nach Beute, die aus Soldaten Räuber macht, zerſtören wollte, ſo durfte der Feldherr nicht ſelbſt das ſchändliche Beyſpiel davon geben. Der Graf von Bernis hatte Auftrag gehabt, dem Marechal von Richelieu vor ſeiner Abreiſe vorzuſchlagen, daß er ſelbſt ſeinen Gehalt beſtimmen, und ihn ſo hoch als er wollte, anſetzen möchte. Richelieu verwarf durchaus jede Beſtimmung, und behauptete, um ſeinen Geitz mit einem Anſehen von Würde zu übertünchen, daß er auf keines von den Rechten der Feldherren, wie die Kontributionen, die Sauvegarden, u. ſ. w. Verzicht thun dürfte, und daß er ſich nicht wollte nachſagen laſſen, als ob er den Vorzügen ſeiner Stelle etwas vergeben hätte. In dieſer Stimmung

mung reiſte er ab, und kein General hat je ſo feſt darin beharrt. Nachdem er ſich die Ehre des Siegs hatte entgehen laſſen, beſchloß er, ſich wenigſtens durch die Koſten reichlich zu entſchädigen, durch alle erſinnlichen Wege bezog er ungeheure Summen aus Weſtphalen und dem Handveriſchen. Die Soldaten, durch das Beyſpiel angetrieben, und durch die Ungeſtraftheit frech gemacht, plünderten überall, und nannten ihren General unter ſich nicht anders als Papa Maraudeur, (le pere la maraude). Weit entfernt, ſich dieſer Räuberey zu ſchämen oder ſie nur zu verbergen, trug er bey ſeiner Zurückkunft in Paris die ausſchweifendſte Pracht zur Schau. Er glaubte einer von den Triumphatoren zu ſeyn, welche ehemals mit der Beute der Ueberwundnen prangten. Er ließ vor den Augen des Publikums das köſtliche Landhaus bauen, welches vom Volk noch bis dieſe Stunde das Handveriſche Pavillon genannt wird.

Nachdem der Marechal d'Eſtrees ſeinem Nachfolger das Kommando der Armee übergeben hatte, kam er zurück ohne abgerufen zu ſeyn, und erſchien am Hofe, mit jener edlen Beſcheidenheit, die dem gekränkten und ſiegreichen Verdienſt ſo ſchön anſteht.

Die Truppen, welche während der Feldzüge zur Wache des Königs zurückbleiben, gingen zuſammen hinaus, um den Marechal zu ſalutiren und zu bewillkommen. Seine Gegenwart brachte die feindliche Kabale aus der Faſſung. Aber er machte davon keinen Gebrauch. Er legte dem König über den Zuſtand der Armee ſeine Rechnung ab, und bat um die Gnade, auf ſeine Güter gehen zu dürfen, ohne den Kriegsminiſter zu ſehen, den er den Auswurf von Paulmy nannte. Der König ließ ihm in allem ſeinen freyen Willen.

Indeſſen benutzte der Marechal von Richelieu den Sieg ſeines Vorgängers, und drang in das Handveriſche

ſche ein, deſſen Hauptſtadt er durch den Herzog von Chevreuſe einnehmen ließ. So lange als dieſer in Hanover geweſen iſt, haben alle Einwohner ſich ſeines edeln Betragens zu erfreuen gehabt, und ſie haben noch nach ſeiner Abreiſe fortgefahren, ihm die gröſten Lobſprüche zu geben. Die Städte Braunſchweig und Wolfenbüttel unterwarfen ſich. Der Herzog von Cumberland, welcher immer vor dem Marechal floh, ließ ihm verſchiedne Vorſchläge thun, auf welche dieſer anfangs antwortete, daß er nicht als Unterhändler, ſondern als Feldherr abgeſchickt worden wäre. Seine Antwort wurde vom König gut geheiſſen, und ihm ausdrücklicher Beyfall bezeugt. Es wäre zu wünſchen, daß er in dieſen Geſinnungen beharrt hätte.

Kaum erfuhr er, daß ſein Betragen gebilligt wurde, ſo fing er an es zu ändern. Der Herzog von Cumberland, der ſich mit ſeinen erſchrocknen Truppen nach Stade geflüchtet hatte, und ſich auf dem Punkt ſah, vernichtet zu werden, ließ durch den Grafen von Lynar, Däniſchen Miniſter, der aber in Engliſchem Solde ſtand, mit dem Marechal eine Unterhandlung anſpinnen. Lynar bot die Vermittelung des Königs von Dänemark an, und gab dem Marechal die gröſten Lobſprüche über den Ruhm, der ſeiner wartete, den Krieg ohne Blutvergießen zu endigen. Man brachte ihm die glänzenden Namen des Friedensſtifters in Genua, des Erhalters dieſer Stadt, des Siegers von Minorka in's Andenken zurück. Der König von Preuſſen berauſchte ihn mit den nämlichen Schmeichelenen in einem Brief, deſſen Original ich geleſen habe.

Damals ſchrieb der Marechal an den Grafen von Bernis, daß er Willens wäre, die Hanöveriſche Armee in Bremen, Verden und Stade einzuſchließen; und er ſetzte hinzu, daß er dem Präſidenten Ogier, unſerm Miniſter in Dänemark, bereits davon Nachricht gegeben hätte.

hätte. Dieſer hatte, in der Ueberzeugung, daß Richelieu von unſerm Hof autoriſirt werden wurde, bey dem König von Dänemark in Verfolg dieſer Mittheilung gehandelt.

Wenige Tage nach dem Abgang dieſes Briefs an den Grafen von Bernis, (den 8. September) und ohne die Antwort abzuwarten, ſchloß Richelieu die berüchtigte Konvention von Kloſter Seven, durch welche die Franzoſen Meiſter vom Handveriſchen, Bremiſchen und Verdiſchen blieben; die Braunſchweigiſchen, Heſſiſchen, Sachſen-Gothaiſchen Truppen hingegen, und überhaupt alle Alliirten von Hanover ſich jede in ihre Länder zurückziehen, bis an das Ende des Kriegs in der vollkommenſten Neutralität beharren, und die Hanoveraner über die Elbe ziehen ſollten.

Hierbey iſt zu bemerken, daß weder der Herzog von Cumberland noch der Marechal von ihren Herren bevollmächtigt waren; daher brachte der Fortgang der Begebenheit auch bald dieſe Konvention auf ihren wahren Werth herunter, und machte ſie zu einem bloßen Spiel. Es iſt der gröbſte Fehler, den man in dieſem Krieg begangen hat, und die Quelle aller unſrer Unfälle. Der Wiener Hof und Schweden gaben ihr Mißfallen laut zu erkennen. Dies hätten wir ſelbſt auch thun ſollen, den Marechal abberufen, der bey den Engländern nicht einmal ſo gut weggekommen ſeyn würde, und einen wahren Feldherrn an ſeine Stelle ſchicken. Der Graf von Maillebois, welcher unter Richelieu diente, befolgte ſtillſchweigend alle ſeine Befehle und hütete ſich wohl einen Fehler zu verhindern, der nach dem natürlichen Lauf ſeinen Obern ſtürzen mußte, in deſſen Stelle er alsdann eingetreten wäre. So haben es überhaupt unſre kommandirenden Officiere während dieſes ganzen Kriegs gegen einander gehalten. Sie haben ſich alle entweder

als

als Ignoranten oder als ſchlechte Bürger gezeigt. Diejenigen aber, die vorausſetzten, daß die Konvention von Kloſter Seven Richelieus Fall nach ſich ziehen müßte, erwieſen unſrer Regierung zu viel Ehre. Der Graf von Bernis ſah deutlich, daß der Marechal ſich in eine Falle hatte locken laſſen; aber am Ende eines Feldzugs ſchien es kein andres Mittel zu geben, als das Verfahren des Generals zu bekräftigen, indem man, wenn daſſelbe nicht anerkannt wurde, den Feinden einen Vorwand verſchaffte, bey der erſten günſtigen Veranlaſſung die Konvention zu übertreten. Man ſchickte ihm alſo ungeſäumt die Vollmachten zur Ratifikation, und empfahl ihm dabey beſonders die nöthige Vorſicht zu gebrauchen, um die Vollſtreckung eines Vertrags zu ſichern, der nichts weiter als eine militairiſche Kapitulation hätte ſeyn ſollen, und der durch ſeine Thorheit eine politiſche Konvention geworden war, deren Ausführung von der Ehrlichkeit der Engländer abhing, da ſie ihrer Ratifikation bedurfte.

Als die Folgen dieſer Konvention ſo unglücklich wurden, daß man ſie dem Marechal zum Vorwurf machte, gab er vor, man hätte ihn zu lange auf unſre Ratifikation warten laſſen, und dadurch wäre man um alle Vortheile der Konvention gekommen. Wahr iſt es, daß in der Vergleichung zwiſchen dem Verfahren Frankreichs und Englands, welche unſer Miniſterium einige Monate darauf herausgab, dem Marechal von Richelieu wenig oder nichts zur Laſt gelegt wird; aber damals hatte man ein Intereſſe dabey, die Gültigkeit einer Konvention aufzuſtellen, deren Uebertretung man den Engländern vorwerfen wollte. Auch war die Schrift von Büſſy aufgeſetzt, einer Kreatur des Marechals, deſſen Sekretair er ehemals geweſen war.

Uebrigens kennt man ja das ſchonende Verfahren unſers Hofs gegen groſſe Frevler. Diejenigen, welche ihm

ihm Beſtrafung bewürken könnten, ſind ſich bewußt, daß ſie einer gleichen Nachſicht bedürfen, oder einſtens bedürfen werden.

Der Herzog von Dûras, durch welchen Richelieu dies ſchöne Werk nach Hof ſchickte, fand die beſte Aufnahme. Er bewarb ſich ſchon lange um die Stelle als erſter gentilhomme de la Chambre: ſollte man glauben, daß er in Rückſicht auf dieſe glorreiche Sendung den Vorzug vor ſeinem Konkurrenten, dem Herzog von Nivernois, erhielt, vor welchem er vielleicht aus Erkenntlichkeit für ſein Betragen gegen ihn bey andern Gelegenheiten hätte zurücktreten ſollen, und der nachher den ſchwerſten Frieden zu Stande gebracht hat, ohne einen andern Lohn dafür zu haben als die öffentliche Achtung?

Während daß wir in Deutſchland die Vortheile unſrer Siege aus den Händen ließen, ſuchten die Engländer ihre Unfälle wieder gut zu machen. Der Tod des Admiral Byng, welcher den 14. März vor den Augen des Volks hingerichtet wurde, überzeugte daſſelbe, daß die Niederlage von Minorka nur die Schuld eines einzelnen Dieners geweſen war.

Eine furchtbare Flotte, unter der Anführung des Admiral Hawke, die zwanzigtauſend Mann Landungstruppen unter den Befehlen des General Mordaunt trug, zeigte ſich den 21. September an den Küſten von Aunis, und warf die Anker am 23. bey der Inſel Aix, an der Mündung der Charente. Der alte Dû Barail, einer unſrer Viceadmirale, der ſeinem Vaterlande nur noch durch ſeinen guten Rath dienen konnte, lag ſchon lange unſerm Miniſterium an, dieſe Inſel in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er ſchlug Plane dazu vor, die nichts weniger als koſtſpielig geweſen wären; aber entweder achtete man nicht auf ihn, oder das Geld, was dazu erfordert wurde,

wurde, ſchien vielleicht bey irgend einer galanten Dame vom Hof beſſer angewandt. Wir haben die Folgen dieſer Vernachläßigung empfunden, und werden beym nächſten Krieg gewiß nicht daran denken, ihnen vorzubauen. Die Engländer nahmen ſich vor, die Magazine von Rochefort zu zerſtören, la Rochelle einzunehmen, und die ganze Küſte mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Sie hätten einen Theil ihrer Plane ausführen können; aber die Faſſung der wenigen Truppen, welche längs der Küſten zuſammengebracht wurden, hielt ſie entfernt. Sie getrauten ſich nicht zu landen, und kehrten den 1. Oktober nach England zurück, nachdem ſie einige verlorne Bomben geworfen hatten. Ich habe ſeitdem in London mit dem Lord Holderneß, der lange Miniſter war, darüber geſprochen; und er hat mir geſagt, daß von allen Unternehmungen auf unſre Küſten dieſe die einzige wäre, die er gebilligt hätte, und daß ſie hätte gelingen müſſen, wenn ſie beſſer geleitet worden wäre.

Auch in Kanada waren die Engländer nicht glücklicher. Der Marquis von Vaudreuil zerſtörte ihre Veſten am Ohio, und verbrannte viele Gebäude und Magazine, wo ſie für 15000 Mann Munitionen hatten. Er trug dem Marquis von Montcalm auf, das Fort Sankt George zu belagern, das mit allem verſehen war und von 3000 Mann vertheidigt wurde, die theils in der Veſte, theils in einem verſchanzten Lager an der Veſte poſtirt waren. Montcalm eroberte ſie fünf Tage nach Eröfnung der Laufgräben, und ſchleifte ſie ſogleich. Der Admiral Holbourne unternahm die Belagerung von Louisbourg, er wurde aber von einem ſo wüthenden Sturm empfangen, daß eines von ſeinen Schiffen von 70 Kanonen gegen die Felſen zerſchmettert wurde. Was von ſeiner Flotte am übelſten mitgenommen war, rettete ſich in den Kolonien; das übrige kehrte nach England zurück.

Bis

Digitized by Google

Bis dahin hatten wir Fehler begangen und unſer Glück zu benutzen verſäumt, wirkliche Unfälle hatten wir noch nicht erfahren. Die Lage der Sachen veränderte ſich bald. Der König von Preuſſen ließ ein Korps von Truppen zurück, um Sachſen zu bewachen, und rückte ſchon im Monat April gegen Böhmen. Den 5. May fand er ſich der Oeſterreichiſchen Armee gegenüber, ſie ſtand unter dem Kommando des Prinzen Karl von Lothringen, des Schwagers der Kaiſerin, welcher den Feldmarſchall, Grafen von Brown unter ſich hatte. Den andern Tag, am 6., grif er an der Spitze von 100000 Mann den Prinzen Karl an, der nur 50000 hatte. Der Sieg erklärte ſich für die Preuſſen, aber ſie konnten nicht verhindern, daß der Reſt der geſchlagenen Armee, 35 bis 40000 Mann an der Zahl, ſich in Prag hineinflüchtete, das ziemlich mit Munitionen verſehen war. Eine ſo zahlreiche Beſatzung ſchreckte den König nicht ab, und er belagerte die Stadt. Brown, ob er gleich in der letzten Schlacht tödtlich verwundet worden war, gab mit der größten Seelenruhe die Befehle zur Vertheidigung der Stadt; aber mit deſto mehr Thätigkeit trieb Friedrich die Belagerung. Er ließ eine ungeheure Menge von Bomben hineinwerfen, und ſo viel mit glühenden Kugeln ſchießen, daß alles in der Stadt entweder in Flammen ſtand oder umgeſtürzt wurde. Die Belagerung dauerte ſechs Wochen, als der Feldmarſchall, Graf von Daun, mit einer Armee, die er zuſammengetrieben hatte, zum Entſatz von Prag heranrückte. Als er im Angeſicht der Preuſſen ſtand, marſchirte er zurück, um einigen Truppen Zeit zu geben, zu ihm zu ſtoßen, und um nur einen Theil der Feinde gegen ſich zu locken. Friedrich nahm dieſe Manövre für ein Zeichen von Furchtſamkeit, und rückte mit dem Prinzen von Bevern dem Grafen von Daun entgegen, indem er dem Feldmarſchall Keith die Fortſetzung der Belagerung überließ. Daun, welcher

zu

Digitized by Google

zu Chozemitz vortheilhaft poſtirt war, erwartete unbeweglich den Anmarſch der Feinde. Sie griffen ihn zu vier verſchiedenenmalen mit Ungeſtüm an, und wurden viermal mit Verluſt zurückgeſchlagen. Als Daun beym fünften Angrif gewahr wurde, daß die Feinde erſchlafften und Terrein verloren, ergrif er den Augenblick, um ſelbſt auszufallen. Das that er mit ſolcher Gewalt, daß er ſie über einander ſtürzte, und gänzlich zerſtreute. Der König, außer Stand, ſeine Truppen wieder zu ſammeln, zog ſich eilig zurück.

Auf dieſe Nachricht geht der Prinz Karl heraus, greift den Feldmarſchall Keith in ſeinen Linien an, bricht in die Verſchanzungen, (den 20. Junius) tödtet mehr als 2000 Mann, und treibt das übrige in die Flucht. Sechs Tage darauf ſtarb Brown in Prag an den Wunden, die er beym Gefecht vom 6. May bekommen hatte, mit dem Troſt, ſeine Niederlage noch gerächt zu ſehen. Der König, welcher nun das Feld nicht mehr behaupten konnte, vertheilte ſeine Armee in Schleſien und in Sachſen, und räumte Böhmen. Auf dieſen Unfall folgten noch viele andre. Die Ruſſen überzogen Oſtpreuſſen. Der General Haddik drang an der Spitze eines Korps von Oeſterreichern im Brandenburgiſchen bis Berlin vor, das er brandſchatzte. Der Schrecken war ſo groß bey ſeiner Annäherung, daß die königliche Familie ſich in Gefahr glaubte, weggeführt zu werden und nach Spandau flüchtet; aber auch da fand ſie ſich noch nicht ſicher genug, und verſchloß ſich in Magdeburg.

Die Reichsſtände, welche die ſchnellen Fortſchritte des Königs anfänglich ſo beſtürzt hatten, daß ſie nicht wagten, Partey zu nehmen, beeiferten ſich jetzt ihr Kontingent zu liefern. Dieſe kombinirte Armee, unter dem Kommando des Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen, ſtieß

ſtieß in Sachſen zu der, welche der Prinz von Soubiſe anführte.

Auf einer andern Seite waren die Schweden in Preuſſiſch-Pommern eingerückt, wo ſie verſchiedne Plätze beſetzten.

Alles ſchien den Untergang des Königs von Preuſſen zu verkünden. Die verſchiednen Armeen, zwiſchen welchen er gedrängt wurde, und die nichts unternahmen, was ihm Gelegenheit geben konnte, ſeine militairiſchen Talente auszuüben, hätten ihn gezwungen, den Frieden unter jeder Bedingung, die man ihm aufgelegt hätte, zu erbitten. In dieſer ſchlimmen Lage war er, als er durch ſeine Schmeichelenen beytrug, den Marechal von Richelieu zur Konvention von Kloſter Seven zu verleiten. Kein Fürſt kennt die Menſchen ſo gut wie er, keiner verſteht ſich ſo ſehr auf die Kunſt ſie zu verderben, oder aus ihrer Verderbniß Vortheil zu ziehen a). Uebrigens bin

a) Das lezte war wohl eher Friedrichs des Großen Fall, als jene ſataniſche Größe, die wir mehr in den Idealen der Dichter als in der menſchlichen Natur finden. Man wird im Anhang einige Umſtände über die Verhandlung des Königs mit dem Marechal von Richelieu finden; es mochte dem innern Bewußtſeyn eines Friedrich wohl etwas koſten, ſich gegen einen Richelieu zu Schmeichelenen herabzulaſſen, aber das achtzehnte Jahrhundert war nicht mehr die Zeit jener ſtarren und einſeitigen Größe, die wir an manchen Helden des Alterthums bewundern, und der König hielt ſich nicht lange bey der Beſchämung auf, wo es darauf ankam, die Eitelkeit eines Gecken zum Werkzeug ſeiner Rettung zu machen. In dem Herzen Friedrichs des Großen war überhaupt manches, das den ausländiſchen Beurtheilern ſeiner Thaten und ſeines Karakters entgangen iſt; und dies war wohl am Ende auch das Eigenthümliche ſeiner Größe, oder wenn man will das nothwendige Kennzeichen des größten Mannes unſrer Zeiten: daß ſein öffentliches Leben eine Reihe von Widerſprüchen zwiſchen ſeinem Geiſt und ſeinem Herzen war. Heinrich der Vierte konnte ſo groß ſeyn als Friedrich der Zweyte, und argloſer und treuer ſcheinen. Erworbene Laune, deren Grund Menſchenverachtung war, und das Bewußtſeyn ſowohl als hauptſächlich der

bin ich unſern Feinden eben ſo viel unparteyiſche Gerechtigkeit ſchuldig als uns, und ich muß hier anmerken, daß der König von Preuſſen in den bedrängten Umſtänden, worin er ſich gefunden, niemals den Muth noch die Gegenwart der Seele, die dem Muth ſeine beſte Richtung gibt, verloren hat. Mitten in ſeinen Unfällen behielt er eine ſcherzhafte Laune, die einen Mann bewies, welcher nie aufhörte, ſich ſeines eignen Geiſtes zu erfreuen. Wenn ich von allem beraubt werde, ſagte er, ſo ſchmeichle ich mir wenigſtens, daß es keinen Souverain gibt, der mich nicht gern zum General ſeiner Armee nähme.

Er erfuhr, daß der König von England, beſtürzt über das Glück unſrer Waffen, einige Neigung zum Frieden zeigte, und er ſchrieb damals jenen ſtolzen Brief an ihn, den er ſelbſt öffentlich verbreiten ließ, worin er ihm ihre gegenſeitigen Verbindlichkeiten zurückruft, und von ſeiner Höhe herunter zu ihm ſpricht. Ich wünſchte ſeiner Moralität die nämlichen Lobſprüche geben zu können wie ſeinen glänzenden Eigenſchaften. Dieſe haben auf die Franzöſiſche Imagination einen ſolchen Eindruck gemacht, daß die meiſten unſrer Officiere, indem ſie gegen ihn zu Felde zogen, in ihren Reden nichts unterließen, was den Muth ihrer Soldaten erkälten konnte. Als Friedrich das Uebergewicht wieder gewonnen hatte, traf man in den Geſellſchaften, in den Zirkeln, auf den Spatziergängen, in den Schauſpielhäuſern von Paris mehr Preuſſen als Franzoſen an. Die wenigen, die noch am Franzöſiſchen Intereſſe Theil nahmen, durften ſich

der Inſtinkt der Ueberlegenheit brachten eine wunderbare Einheit in alle Inkonſequenzen des Königs hinein; aber um Friedrichs Karakter richtig zu ſchätzen, muß man ſehr viele Eigenſchaften als koexiſtirend denken, die man ſonſt unter verſchiedne Karaktere zu vertheilen und als ſpecifiſche Beſtimmungen derſelben anzuſehen pflegt.

ſich kaum getrauen damit laut zu werden. Aber freylich waren in dem vorhergehenden Krieg gegen die Königin von Ungarn dieſe Anhänger Friedrichs ebenfalls Oeſterreichiſch geweſen; dahingegen während der Unfälle Ludwigs des Vierzehnten wir zwar unſre Leiden empfanden, aber alle unſre Wünſche für unſer Vaterland waren. Man hörte nicht in Paris die Namen Eugens und Marlboroughs lobpreiſen. Vielleicht muß die Regierung ſich dieſe Veränderung ſelbſt zurechnen. Wenn ein Volk ſeine Achtung für einen Feind, ſo ſehr er ſie auch verdienen mag, zu laut äußert, ſo iſt es immer ein Zeichen vom Mißvergnügen der Nation. Das Miniſterium kann ſich allein darum anklagen; wenn es die Herzen der Unterthanen entfremdet, hat es das gröſte aller Verbrechen begangen.

Wenn ſich auch der König von Preuſſen nicht zu ſehr ſchmeichelte, mit ſo vielen mächtigen Feinden fertig zu werden, ſo unterließ er wenigſtens nichts, was ihm dazu verhelfen konnte. Er ſuchte die Proteſtanten zu überreden, daß dieſer Krieg ihre Religion ſehr nahe anginge. Ohngeachtet ſeiner Gleichgültigkeit, oder vielmehr ſeiner offenbaren Verachtung gegen alle Religionen, ſtellte er ſich doch als den Beſchützer des Proteſtatiſmus auf. Die Proteſtanten konnten ſich auch nicht gewöhnen, den Churfürſten von Sachſen dafür anzuſehen, ſeitdem der König Auguſt und nach ihm ſein Sohn ihren Glauben abgeſchworen hatten, um den vergänglichen Königstitel in Polen zu erlangen, den ihre Nachkommenſchaft nicht behalten wird.

Die Proteſtanten von der Reichsarmee zogen ungern gegen den König von Preuſſen zu Felde. Dieſer, noch immer im Beſitz von Sachſen, hatte ſeiner Armee wieder Muth eingeflößt, und hielt ſich im Vertheidigungsſtand, bis eine Gelegenheit erſchien, anzugreifen, wozu es denn bald kam.

Der Prinz von Soubiſe war bey dieſer Kampagne angewieſen, die Preuſſen bloß durch kleine Anfälle zu beunruhigen und zu ſchwächen, ohne ſich in ein ordentliches Gefecht mit ihnen einzulaſſen; und er war nicht ſehr geneigt, ſeine Befehle zu überſchreiten. Seit der Eröfnung des Feldzugs forderte er die Verſtärkung, die der Marechal von Richelieu verſprochen hatte ihm zu liefern. Dieſer eilte ſich aber damit nicht, und er traf, ohngeachtet der Wuth der Frau von Pompadour, alle mögliche Maaßregeln, um den Prinzen von Soubiſe ſcheitern zu machen. Nachdem er die Konvention von Kloſter Seven ſo ungeſchickt abgeſchloſſen hatte, ſorgte er noch ſchlechter für ihre Vollſtreckung. Anſtatt ſeine Kräfte zu dieſem Behuf beyſammen zu behalten, ließ er ſechs Bataillons und ſechs Eſcadrons unter Villemürs Anführung zurück, um 45000 Mann im Zaum zu halten, die gewiß auf die nächſte Gelegenheit lauerten, den Vertrag zu übertreten. Unter dem Vorwand, ſelbſt dem Prinzen von Soubiſe zu Hülfe zu kommen, marſchirte er vierzehn Tage bis Halberſtadt, und blieb ſechs Wochen dort. Ein Beweis, daß bey ſeinem Betragen eben ſo viel Unfähigkeit als Liſt zum Grunde lag, iſt, daß er dieſe ganze Zeit ſechs Meilen von Magdeburg, wo er wußte, daß nur zweytauſend Mann Rekruten zur Beſatzung waren, müßig blieb. Endlich entſchloß er ſich, dem Prinzen von Soubiſe dreyßig Bataillons zu ſchicken, behielt deren funfzig mit einem Korps von Kavalerie, und trennte das übrige, das er am Rhein einquartirte, unter dem Vorwand des mangelnden Proviants, den er verkauft oder verſchwendet hatte.

Seitdem der Prinz von Soubiſe mit ſeinen Truppen zur Reichsarmee geſtoßen war, wurden jene als bloße Hülfstruppen angeſehen, und er fand ſich dem General der Reichsarmee, dem Prinzen von Sachſen-Hildburg-

burghauſen, untergeordnet. Einmal wäre er bald von einer ſtreifenden Preuſſiſchen Partey aufgehoben worden, und ſie verfehlte ihn nur um eine Viertelſtunde. Es ſollte Frankreich nicht ſo gut werden; aber an dem Prinzen von Soubiſe hätte es allein zu entdecken, daß er von dem Gothaiſchen Hof und von dem Prinzen von Hildburghauſen verrathen wurde, indem letzterer im Herzen dem König von Preuſſen anhing, und vielleicht an ihn verkauft war.

Friedrich, dem nichts entging, urtheilte, daß er von der Reichsarmee, die aus diſharmonirenden Theilen beſtand, ſchlecht organiſirt und der gemeinen Sache wenig zugethan war, nicht viel zu befürchten hätte. Er rückte vor, indem er ſich immerfort vortheilhaft poſtirte. Indeſſen ſchrien Paris und der Hof gegen das furchtſame Betragen des Prinzen von Soubiſe. Seine Schweſter, die Gräfin von Marſan, hatte Mühe ihn in Schutz zu nehmen.

Der Ruf des Franzöſiſchen Feldherrn ſchreckte den König eben ſo wenig ab, als er unſern eigenen Truppen Zutrauen einflößte. Nach ſo vielen Siegen über die Oeſterreicher wünſchte Friedrich auch über die Franzoſen einen Vortheil zu gewinnen; aber eben deswegen wollte er es nicht zu leichthin auf den Zufall ankommen laſſen: er wußte wie vielen Einfluß der erſte Ausſchlag des Glücks, und ob er für oder wider uns falle, bey uns auf die Folge eines Kriegs hat. In dieſer Stimmung lagerte er ſich der Reichsarmee gegenüber, nachdem er die beſten Maaßregeln genommen und den vortheilhafteſten Poſten ausgeſucht hatte.

Sey es Unvorſichtigkeit oder hohe Einbildung oder Verſtändniß mit dem König geweſen, kurz der Prinz von Hildburghauſen wollte ihn angreifen. Man hielt öfters dar-

darüber Rath, und der Prinz von Soubiſe, ſeinen Anweiſungen getreu, war ſehr abgeneigt, das Loos der Waffen zu verſuchen. Revel, jüngerer Bruder des Herzogs von Broglio, hingeriſſen durch die ſeiner Familie angeborne Tapferkeit, unterſtützte mit großem Eifer die Meinung des Prinzen von Hildburghauſen. Soubiſe widerſtand noch. Was ihn entſchied war ein Billet, das er von dem Marquis von Stainville, nachmaligen Herzog von Choiſeuil, unſerm Geſandten in Wien erhielt, und durch welches ihm dieſer dringend zur Schlacht anrieth. Ich weiß dieſes von einem Miniſter, dem es Stainville in einem der Augenblicke von Indiſcretion, die ihm natürlicher ſind als die Aufrichtigkeit und durch welche er ſich zuweilen verräth, ſelbſt geſagt hat.

Der Prinz von Soubiſe ließ ſich alſo zur Roßbacher Schlacht bereden, und verlor ſie mit allen den Umſtänden, von welchen man ſo viele Berichte hat. Revel ließ ſich todtſchlagen, wie er es unmöglich fand zu ſiegen. Ich werde mich bey dieſer unglücklichen Begebenheit nicht aufhalten, noch die Verlegenheit der Höflinge, die Beſchämung der Günſtlinge, das Geſchrey des Publikums, den Unwillen der Patrioten ſchildern. Warum, ſo ſprachen noch die nachſichtigſten, warum ſchränkt ſich der Prinz von Soubiſe nicht auf den Ruf ein, in welchem er ſteht, ein rechtſchafner Mann zu ſeyn, beym König beliebt zu ſeyn, um welchen er es durch ſeine aufrichtige Ehrfurcht verdient, zugänglich, verbindlich, von aller Habſucht frey zu ſeyn; warum muß er den unſeligen Ehrgeitz haben, ein Kommando zu ſuchen, deſſen er unfähig iſt? Der einzige Troſt war, daß dieſer erſte Feldzug auch ſein letzter ſeyn, und daß er ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren laſſen würde. Man erinnerte ſich, daß nach der Niederlage von Ramillies Ludwig der Vierzehnte der Nation noch ſo viel Achtung erwieſen hätte, den Marechal

rechal von Villeroi zurück zu berufen, ohngeachtet er ihn perſönlich liebte, und die Frau von Maintenon ihn unterſtützte. Aber Frau von Pompadour hatte nicht die nämliche Diſcretion; ſie wollte durchaus ihren Freund bis zum Connetable erheben: indeſſen wurde hierzu wenigſtens ein einziger kleiner Sieg erfordert; und die Gunſt allein verſchaft keinen, außer am Hof. Man ſchämte ſich nicht, die Armee zu verläumden, um den Feldherrn zu retten. Die erwieſene Untüchtigkeit des Prinzen von Soubiſe verhinderte nicht, daß er im folgenden Jahr Marechall von Frankreich wurde, und fortfuhr zu kommandiren. Uebrigens verlor der König von Preuſſen Schleſien, während daß er zu Roßbach ſiegte. Der General Radaſti hatte Schweidnitz eingenommen, und der Prinz Karl, von Radaſti unterſtützt, grif am 22. November den Prinzen von Bevern an, brach in ſein verſchanztes Lager bey Breslau, machte eine Menge von Gefangenen, und zog zwey Tage darauf in Breslau ſelbſt ein.

Der König bricht mit einer unglaublichen Schnelligkeit an der Spitze ſeiner Armee auf, kömmt in Schleſien an, ſtößt zum Prinzen von Bevern, greift am 5. December den Prinz Karl bey Liſſa an, und gewinnt den vollſtändigſten Sieg. Das Gefecht dauerte nicht lange, aber gegen 40000 Mann wurden gefangen genommen oder auseinander getrieben, und Friedrich zog wieder in Breslau ein. Von dieſem Augenblick nahm der König die Sprache des Siegers an, und verkündigte Rache gegen die Reichsſtände, welche ihr Kontingent geliefert hatten. Insbeſondre nahm er ſich vor die geiſtlichen Churfürſtenthümer zu verwüſten, oder wie er es nannte, einen Gang auf der Pfaffenſtraße zu machen. Dieſe drey Staaten, die auf dem Reichstag mit zählen, können auf dem Felde nicht für einen gerechnet werden. Der Graf d'Argenſon, dem ſein Neffe Paulmi in ſeiner Verweiſung alles

was vorging, berichtete, ergrif dieſen Augenblick, um einen Aufſatz gegen den Traktat von Verſailles in Paris verbreiten zu laſſen. Der Aufſatz war ziemlich gut geſchrieben, und erhielt noch mehr Verdienſt durch die Umſtände, die man gewählt hatte, um ihn bekannt zu machen. Die kleine Anzahl derer, welche den Traktat nicht gebilligt hatten, zogen laut gegen diejenigen los, die ihn als ein Meiſterſtück der Politik betrachtet hatten *a*); andre vergaßen oder verläugneten ihre ehemaligen Lobeserhebungen; und der große Theil des Publikums, der nur nach dem Ausgang urtheilen kann, ſah ihn für die Quelle unſrer Unfälle an.

Der Graf von Bernis war, wie wir geſehen haben, nie einer von den lebhafteſten Anhängern des Traktats geweſen, ohngeachtet er ihn unterzeichnet hatte; als die erſte Nachricht von der Niederlage bey Roßbach ankam, urtheilte er, daß bey der Uneinigkeit im Staatsrath und der Unfähigkeit der Feldherren nichts gelingen könnte; und er erklärte ohne Umſchweife gegen den König ſelbſt, daß wir uns nicht ſchmeicheln dürften, den Krieg glücklicher zu führen als wir angefangen hätten, daß weder Frankreich noch Oeſterreich Anführer hätten, die ſie dem König von Preuſſen und dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig entgegenſetzen könnten, daß man alſo nicht ſäumen dürfte, den Frieden zu ſchließen, und günſtigere Umſtände abwarten müßte, um den Freundſchaftsvertrag, der demohngeachtet immer beſtehen könnte, wirkſam zu machen.

Frau von Pompadour, welche den Traktat als ihr Werk und die Kaiſerin als ihre Freundin anſah, widerſprach

a) Ich gebe dieſen Perioden, ſo wie er wahrſcheinlich heiſſen muß. Im Original iſt er unvollſtändig und ohne Sinn: überhaupt ſcheint der ganze Abſchnitt vom ſiebenjährigen Krieg ziemlich nachläßig, und nach einem fehlerhaften Manuſcript abgedruckt zu ſeyn.

Digitized by Google

ſprach dem Vorſchlag des Grafen von Bernis, gegen welchen ſie von dieſem Augenblick anfing kälter zu werden. Sie machte das gröſste Aufheben von der Schande und der Gefahr, die Kaiſerin zu verlaſſen, welche eben jetzt Schleſien faſt ganz wieder in ihre Gewalt bekommen hätte; denn die Schlacht bey Liſſa war damals noch nicht geliefert. Sie ſetzte hinzu, daſs Maria Thereſia in ihrer Empfindlichkeit ſich mit dem König von Preuſſen in Unterhandlungen einlaſſen, und mit den Engländern gegen uns gemeine Sache machen könnte. Der König, den die Schlacht bey Roſsbach mehr erbittert als niedergeſchlagen hatte, war zum Frieden nicht geneigt, und hatte dem Prinzen von Soubiſe einen Troſtbrief geſchrieben. Außerdem fühlte er, wie ſchwer es ſeyn würde, die Kaiſerin zum Frieden zu bewegen, oder ihr auch nur den erſten Vorſchlag zu thun.

Unter dieſen Umſtänden erfuhr man die Niederlage der Oeſterreicher bey Liſſa. Der Graf von Bernis nahm davon Anlaſs, dem König vorzuſtellen, daſs der Wiener Hof, in der Beſtürzung, worin er ſich jetzt befinden müſste, ſich vielleicht zum Frieden geneigter finden laſſen würde. Die Hanoveraner, die Heſſen und ihre Alliirten, durch unſre Unfälle und die Preuſſiſchen Siege aufgemuntert, brachen jetzt die Konvention von Kloſter Seven, und gaben dem Grafen von Bernis neue Gründe, auf den Frieden zu bringen. Da der Staatsrath ebenfalls dafür ſtimmte, ſo gab der König zu, daſs man die Unterhandlung mit der Kaiſerin einging. Wir werden die Folgen davon ſehen.

Der Marechal von Richelieu, welcher nunmehr die Folgen ſeiner Konvention einſah, und noch ſchlimmere beſorgte, ging auf einmal von der Hofnung zur Kleinmüthigkeit über. Er lieſs durch Dümeſnil, ſeinen Klienten, dem Prinzen Ferdinand eine Neutralität zwiſchen den

Preuſſen und Franzoſen für den ganzen Winter vorſchlagen. Die Kaiſerin nahm es ſehr hoch auf, ſchrieb darüber an den König, und es wurde dem Marechal unterſagt weiter zu gehen. Der König von Preuſſen unterließ indeſſen nicht, ſich des bloßen Vorſchlags zu bedienen, um ein Mißtrauen gegen uns einzuflößen, das unſre Ausſöhnungsplane noch vermehren konnten.

Richelieu ging nun mit den Truppen, die er bey ſich hatte, nach Halberſtadt ab, und rief diejenigen zurück, die er am Rhein in Winterquartiere vertheilt hatte. Kaum waren ſie angelangt, ſo kam ein Theil davon um, der die Länge der Märſche, und die Härte der Jahreszeit, im Monat December, nicht hatte aushalten können. Nachdem ſie beyſammen waren, hielt Richelieu Kriegsrath, um zu überlegen, was nun zu thun wäre. Alle Officiere wünſchten ſich Frankreich zu nähern und ſtimmten für die Räumung des Churfürſtenthums; Richelieu widerſetzte ſich allein, und marſchirte den 25. December gegen den Prinzen Ferdinand, der ſich zurückzog.

Die beyden Armeen rückten jetzt wieder in ihre Quartiere ein. Der Marechal berichtete mit ſeinem gewöhnlichen Vertrauen auf ſich ſelbſt, daß die ſeinigen unangreifbar wären, und kehrte wieder an den Hof zurück, wo die Furcht vor ſeiner Partey, deren Stärke die Weiber vorzüglich ausmachten, ihm eine beſſere Aufnahme verſchafte als man erwartet hatte. Indeſſen wurde er bald gewahr, daß er die nächſte Kampagne nicht mehr kommandiren würde, und er konnte, trotz der Artigkeiten die man ihm erwies, doch bemerken, daß man nicht zum Beſten gegen ihn geſtimmt war. Aber das öffentliche Gerede über ſeine Erpreſſungen gab ihm weder Reue noch Beſchämung; er reiſte nach ſeiner Statthalterſchaft von Güyenne, und verſchuldete noch dieſe Provinz durch die Koſten und den Aufwand von Pracht, womit er ſie zu

ſei-

ſeinem Empfang und Aufenthalt brandſchatzte. In Ermangelung der Siege verſchafte er ſich Triumphe.

Als er nach Weſtphalen abging, hätte er gewünſcht, daß ich ihm gefolgt wäre; aber der Graf von Bernis rieth mir davon ab, und erſparte ihm die Lächerlichkeit, einen Geſchichtſchreiber mitgenommen zu haben, der nichts als Ungeſchicklichkeiten aufzuzeichnen gehabt hätte.

Während daß man ſich bemühte, die Kaiſerin zu einer Ausſöhnung zu bringen, arbeitete der Graf von Bernis, auf den Fall, daß der Wiener Hof nicht zu überreden wäre, an der Stiftung einer Waffenunion mit Dänemark. Sie wurde durch den Präſidenten Ogier von Kabinet zu Kabinet, und ohne Zuziehung des Däniſchen Geſandten an unſerm Hof, betrieben. Die Bedingungen waren, daß wir dieſer Macht Oſtfriesland einräumten, nebſt ſechs Millionen Vorſchuß, die von den gewöhnlichen Subſidien abzuziehen waren. Als es zum Zahlen kam, ward der Generalkontroleur der Finanzen vollkommen wortbrüchig. Wir erlangten zwar dadurch den Vortheil, daß Dänemark verhindert wurde, die Anerbietungen der Engländer anzunehmen; aber die Sache machte unſrer Regierung keine Ehre.

Wir bewogen auch den Herzog von Mecklenburg, uns einen Durchzug über die Elbe und eine Kommunikation mit den Schweden zu geſtatten.

Schlechter als das unſrige konnte kein Miniſterium in Anſehung der Finanzen und des Kriegs beſetzt ſeyn; Moras war eine vollkommne Null, Paulmy ganz untüchtig und noch etwas ſchlimmeres. Sie ließen ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren, und zogen ſich zurück. Man hat mehrere Miniſters durch Kabalen oder durch den allgemeinen Haß vertrieben geſehen; dieſe wurden es durch die Verachtung, was ſie dann der Ehre des Exiliums beraubte.

raubte. Das Volk macht die Miniſters nicht, aber es ſtürzt ſie zuweilen. Die öffentlichen Beamten ſollten, anſtatt Angeber zu beſolden, treue Diener unterhalten, die ihnen von den Urtheilen des geſammten Volks *a*) Rechenſchaft gäben, ohne Einzelne zu verläumden.

Boulogne bekam die Generalkontrole, und der Marechal von Belle-Isle das Kriegsdepartement. Letzterer nahm den Generallieutenant Cremille zum Beyhelfer: einen rechtſchaffenen und unterrichteten Mann, Bruder von La Boiſſiere, dem Schatzmeiſter der Stände von Bretagne, wo man ſeinen Verluſt noch lange empfinden wird.

Um den Staatsrath in ſeinen verſchiedenen Theilen zu ſtärken, ſchlug der Graf von Bernis vor, den ehemaligen Siegelbewahrer Chauvelin und den Grafen von Maurepas von ihrer Verweiſung zurückzurufen; aber den erſten verwarf der König, den zweyten Frau von Pompadour. Der Graf von Bernis ſuchte es wenigſtens dahin zu bringen, daß Gilbert zu den Parlamentsſachen, in welchen er damals eine groſſe Rolle ſpielte, zugezogen würde; Frau von Pompadour ließ Berryer adjungiren, aus welchem ſie ihren Verwalter machen wollte. Gewiß iſt es, daß er ihre Geſchäfte auch viel beſſer beſorgte als die des Staats; ſpäterhin machte ſie ihn zum Miniſter von der Marine. In dieſem Poſten brachte er es durch lauter

a) Hier und weiter oben ſteht publik, wo ich Volk geſetzt habe. Die regenerirten Franzoſen ſagen *peuple*: aber der allgemeine Sinn einer öffentlichen Stimme, die ſich irren kann aber nie lügen, und der alle Staatsmänner die gröſte Achtung ſchuldig ſind, ſcheint mir von den Schattierungen in den Ausdrücken, welche nach den verſchiednen Zeiten wechſeln, unabhängig zu ſeyn; und ich habe daher das Wort, welches jenem allgemeinen Sinn entſpricht, um ſo mehr vorgezogen, als ich eine uns Deutſchen eigne Schattirung der Sache ſowohl als des Worts nicht kenne. Der Name Volk muß es nicht entgelten, daß es gegenwärtig ein *public* gibt, welches über das *peuple* richtet und oft ſehr damit unzufrieden iſt.

Digitized by Google

ter Grobheit dahin, daß er verabſcheut wurde, ohne nur die Ehre zu haben, daß man ihn fürchtete. Endlich wurde er Siegelbewahrer, zum Skandal der höheren Magiſtratur, zum Spott des Hofes, und ohne das mindeſte Verdienſt, um den Fehler ſeiner Geburt gut zu machen. Er iſt im Beſitz der Gunſt geſtorben, und war auch nicht dazu gemacht, ſie zu verlieren. Frau von Pompadour hatte ihn aus der Pariſer Polizey hervorgezogen, um ihn an den Hof zu verpflanzen, wo er immer fremd ſchien. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Stelle als Polizeylieutenant einen großen Anſpruch zur Gunſt der Frau von Pompadour gibt, der Geheimniſſe wegen, die man dadurch in Stand geſetzt wird, ihr zukommen zu laſſen. Ich glaube indeſſen, daß ein Polizeylieutenant durch die Dinge, die er ihr im Betref ihrer ſelbſt verbirgt, eben ſo viel Glück bey ihr macht, als durch alles, was er ihr ſonſt anvertrauen mag. Man behauptet, daß Berryer viel zur Ungnade des Grafen d'Argenſon beygetragen hat, durch Auffangung eines Briefes an die Gräfin d'Eſtrades, wo die Frau von Pompadour übel mitgenommen und der König nicht geſchont war.

Der Graf von Bernis gab ſich vergebliche Mühe, dem Herzog von Nivernois eine Stelle im Staatsrath zu verſchaffen; die gegründete Meinung, die man von ſeinen Fähigkeiten hatte, vermochte nichts über den fortwährenden Widerwillen der Frau von Pompadour gegen alles was durch Verwandtſchaft oder Freundſchaft mit dem Grafen von Maurepas in einiger Verbindung ſtand; und der Herzog von Nivernois war mit dieſem doppelten Flecken behaftet.

Obſchon der Graf von Bernis Befehl erhalten hatte, zwiſchen den Höfen von Wien und von Berlin den Frieden zu betreiben, oder uns wenigſtens von dieſem Kriege zu befreyen, ſo fühlte er doch, daß dieſer Befehl nichts

weiter

weiter als eine im Staatsrath erpreßte Erlaubniß war. Der Staatsrath und insbeſondre der Dauphin wünſchten den Frieden, aber der König war nicht ſehr dazu geneigt, und Frau von Pompadour war ganz dawider. Sie beſtand noch immer, gegen den öffentlichen Wunſch, darauf, daß ihr theurer Soubiſe kommandiren ſollte, und er glaubte noch die Schande von Roßbach zu tilgen.

Man hatte beſchloſſen, ihn mit einem Korps von 24000 Mann zum General Daun ſtoßen zu laſſen.

Der Graf von Clermont wurde beſtimmt, die Stelle des Marechal von Richelieu zu beſetzen. Man glaubte, daß ein Prinz vom Geblüt, deſſen Geburt man ehrte und der für ſeine Tapferkeit geſchätzt wurde, den Truppen Zutrauen einflößen, oder wenigſtens die Kriegszucht wieder herſtellen, und jenes Gepräge von Räuberey, das von dem Feldherren auf die Soldaten übergegangen war, auslöſchen würde. Mit dem Anfang vom Februar begab er ſich nach Hanover, aber außer Stand mit Truppen, die durch Krankheiten niedergeworfen waren, dem Prinzen Ferdinand die Spitze zu bieten, räumte er ſchon am 28ſten das Handveriſche, um ſich dem Rhein und dem Proviant zu nähern.

Der Prinz Ferdinand führte die Hanoveraner an, mit welchen ſeit dem Bruch der Konvention von Kloſter Seven die Heſſen und Braunſchweiger vereinigt waren.

Der König von England hatte dem Vertrag des Herzogs von Cumberland, ſeines Sohnes, ſeine Genehmhaltung verſagt, ohnerachtet der König von Dänemark die wechſelſeitigen Verſprechen in Verwahrung genommen hatte. Der Herzog von Braunſchweig, dem ſeinigen getreu, ertheilte ſeinem Sohn Befehl, ſeine Truppen zurückzubringen, und gab dadurch ſein Mißfallen an dem Bruch der Konvention laut zu erkennen. Aber der Prinz Ferdinand

Digitized by Google

dinand nahm keine Rückſicht auf die Befehle ſeines Vaters, und zwang die Braunſchweiger, ſich mit den andern zu vereinigen. Seine erſte That war die Einnahme von Harburg geweſen, wo Pereuſe ſich vortreflich vertheidigte, und entſchloſſen ſich unter den Ruinen zu begraben, von dem Prinzen die ehrenvollſte Kapitulation erhielt.

Indem die Franzoſen nach und nach ſo viele Plätze räumten, wuchs das Zutrauen der Feinde immer mehr. Der Prinz Ferdinand trieb den Grafen von Clermont bis über den Rhein, grif ihn bey Crevelt den 23. Junius an, und blieb Meiſter vom Schlachtfeld. Dieſe Schlacht war um ſo unglücklicher, als die Feinde ſelbſt das Feld geräumt haben würden, wenn ſich der Graf von Clermont nicht früher zurückgezogen hätte. Der Graf von Giſors, Sohn des Marechals von Belle-Isle, wurde bey Crevelt in ſeinem 25ſten Jahre getödtet. Es war ein Verluſt für die Nation; dieſer junge Mann wurde in einem Alter, wo die Beſten nur Hofnungen geben, ſchon für einen erfahrnen Krieger und für einen Staatsmann angeſehen.

Die vornehmſten Kriegsvorfälle, von welchen die Schriftſteller der verſchiednen Nationen und die beſondern Memoiren ſchon genug Umſtände liefern werden, will ich hier nur flüchtig darſtellen, und mich dafür über die Hofkabalen mehr ausbreiten, welche die wahren Triebfedern der größten Begebenheiten ſind, und von denen ich Gelegenheit gehabt habe, verſchiedenes zu erfahren.

Der Prinz von Soubiſe wollte den Prinzen Ferdinand nöthigen, wieder über den Rhein zu gehen und ſeinem Lande zu Hülfe zu kommen; er rückte daher in Heſſen ein, und ſchlug (am 23. Julius) ein Korps von Truppen, das der Prinz von Iſenburg anführte.

Er

Digitized by Google

Er erfocht am 10. Oktober bey Lauterburg einen andern Vortheil, und man nahm davon Anlaß, ihm den Marſchallsſtab zu geben. Dieſen Sieg hatte er hauptſächlich dem Generallieutenant Chevert zu verdanken, einem Officier, deſſen Abkunft ihn gezwungen hatte, ſein Glück ſelbſt zu machen, und dem die nämliche Ehre gebührt hätte, wenn diejenigen unter ſeinen Mitwerbern, die keinen andern Anſpruch als die Geburt haben, es nicht dahin gebracht hätten, daß man ihr den Vorzug über das Verdienſt zuerkennt. Wenigſtens muß ihn die Geſchichte entſchädigen, indem ſie ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Graf von Clermont war von ſeiner Niederlage ſo beſtürzt, daß er immer ſeine Armee zurückführen, und den Preuſſen die Niederlande preis geben wollte. Der König verbot es, und rief ihn von der Armee ab, unter dem Vorwand, ihm die Rückreiſe ſeiner Geſundheit wegen zu erlauben. Contades nahm ſeine Stelle, und um ſein Anſehen zu erhöhen, wurde ihm die Marſchallswürde gegeben.

Während dieſes ganzen Kriegs gab jeder Feldherr Anlaß, einen andern an ſeine Stelle zu wünſchen, ohne daß man wußte, wo ihn hernehmen. Wir waren auch zur See nicht glücklicher als zu Lande. La Clüe, der kein anders Verdienſt hatte als daß er Hofmeiſter des Herzogs von Penthievre, Admirals von Frankreich, geweſen war, erhielt das Kommando über ein mit allem Proviant verſehenes Geſchwader. Nachdem er ſich gegen ſechs Monate in Karthagena hatte blockiren laſſen, kehrte er mit der Hälfte ſeines Geſchwaders in Verwirrung wieder zu Toulon ein; was freylich nicht vorgefallen wäre, wenn ſich der Anführer und die meiſten ſeiner Officiere ſo tapfer betragen hätten als der Graf von Sabran. Ich habe den König, bey der Zurückkunft dieſes Officiers nach Verſailles, ihn dem ganzen Hof mit den

den Worten vorſtellen ſehen: hier iſt einer der erſten und der tapferſten Edelleute meines Reichs. Dieſe Aufnahme iſt unſtreitig eine koſtbare, und eines Franzoſen würdige Belohnung; aber keinem von den übrigen Officieren wurde das geringſte Zeichen von Mißfallen gegeben. Die Könige von England und von Preuſſen, die am 11. April dieſes Jahres ihr Bündniß wieder erneuert hatten, ſpannten alle ihre Kräfte, um Frankreich und Oeſterreich zugleich und von allen Seiten anzugreifen. Louisbourg, das im vorigen Jahr durch einen Meerſturm vor den Engländern geſchützt worden war, fiel in dieſem in ihre Gewalt. Dieſer Platz, für welchen ungeheure Summen verwandt oder wenigſtens ausgegeben worden waren, war ſo wenig befeſtigt, daß die Laſtthiere durch die Breſchen in den Mauern ſo leicht hineinkamen als durch die Thore.

In Europa erſchien der Admiral Anſon an den Küſten von Frankreich mit einer Flotte von 26 Linienſchiffen, zwölf Fregatten, einer Menge Brander und Bombengalioten, und hundert Tranſportſchiffen, die 16000 Mann unter der Anführung des Lords Marlborough trugen. Anſon blockirte mit zwanzig Schiffen den Hafen von Breſt, und Marlborough landete (den 7. Junius) in Cancale, rückte gegen Saint Malo vor, und bemächtigte ſich der Vorſtadt von Saint-Servan, die nur durch den Hafen von der Stadt abgeſondert iſt. Er verbrannte die Vorräthe von Stricken und Tauen, die Magazine und ungefähr achtzig Kauffarthey- und Kaperſchiffe; aber die Stadt getraute er ſich nicht anzugreifen, und auf die Nachricht, daß die Truppen aus der Provinz zur Hülfe kämen, ſchifte er ſich (den 10. Junius) wieder ein, wurde bis zum 22. durch den Wind in Cancale aufgehalten, und kehrte nach England zurück.

Die nämliche Flotte ſegelte kurz darauf wieder aus England ab, (am 30. Julius). Anſon blockirte den

Digitized by Google

Hafen von Breſt zum zweytenmal, und der Admiral Howe warf die Anker (am 6. Auguſt) vor Cherbourg, fing damit an, daß er die Stadt bombardirte, und ließ den folgenden Tag ſeine Truppen unter der Anführung von Bligh, der dem Lord Marlborough in dieſem Poſten gefolgt war, an das Land ſteigen. Bligh kam ohne Hinderniß in eine offene Stadt herein, nahm weg was er an Kanonen fand, verbrannte fünf und zwanzig bis dreyſſig Kauffahrteyſchiffe, zwang die Stadt, ſich durch eine ſtarke Brandſchatzung vor der Plünderung zu retten, verwüſtete die umliegenden Felder, und ſchifte ſich den 4. September zu Saint-Lunaire wieder ein, zwey Meilen von der Stadt, von welcher ſie durch den Fluß Rance getrennt waren. Die vorliegenden Forts verhinderten die Engländer gegen die Stadt etwas zu unternehmen; aber dafür plünderten und verwüſteten ſie die Felder mit der gröſten Grauſamkeit. Marlborough hatte nur die Strenge ausgeübt, zu welcher der Krieg berechtigt; aber Bligh betrug ſich als Räuber, und dieſem Charakter blieb er auch durch ſeine Flucht getreu. Ohngeachtet er eine ſtarke Armee, und in dieſer die Auswahl der Engliſchen Truppen hatte, unter andern ein Korps von Volontairs vom erſten Stand, in welchem der Prinz Eduard, Bruder des gegenwärtigen Königs, Georg des Dritten, ſelbſt diente; ſo ſchreckte ihn doch die Annäherung einiger Regimenter und der Milizen, die aus Küſtenbewohnern, und in der gröſten Eile zuſammengeraften Bauern beſtanden und von Bretagner Edelleute angeführt wurden. Er dachte an nichts, als ſich eiligſt wieder einzuſchiffen; und wenn der Herzog von Aiguillon, oberſter Befehlshaber in der Provinz, dem Eifer der Einwohner entſprochen hätte, ſo würde kein Engländer wieder auf die Schiffe gekommen ſeyn. Er fürchtete zu viel zu wagen, bey einer Gelegenheit, wo ein leicht zu erwerbender Ruhm ſich von ſelbſt darbot. Ich habe mich ſeiner immer zu loben gehabt,

Digitized by Google

habt, ich wünſchte, daß die Gerechtigkeit, die ich ihm wiederfahren ließe, mehr zu ſeinem Vortheil gereichte; aber ich habe größere Pflichten gegen die Wahrheit und das Vaterland. Als er nahe genug zum Gefecht ſtand, wollte er von dem Schrecken des Feindes keinen andern Nutzen ziehen, als ihn zum ſchnellſten Rückzug zu zwingen. Er wußte nicht, wie ſehr ein kühner Angrif die Furcht eines Feindes vermehren kann, der in ſeinen Schiffen eine Zuflucht zu finden glaubt, um davon zu gehen, ſich in Verwirrung dahinſtürzt, und ſein Heil nicht in der Verzweiflung ſucht.

Die Engländer eilten auf ihre Schiffe, und die Bretagner knirſchten, daß ihnen die Rache entging, die ſie an ihren Feinden nehmen konnten. Herr d'Aubigni, welcher unter dem Herzog von Aiguillon diente, müde, den Befehl zum Angrif zu erwarten, und ungeduldig, daß er ihn nicht erhielt, ließ endlich das Regiment Boulonnois vorrücken, um ins Handgemeng zu kommen. Die Bretagner Edelleute, welche ein Korps von Volontairs ausmachten, ſtießen zur erſten Reihe von den Grenadieren.

Als der Ritter de la Tour d'Auvergne, Obriſter vom Regiment Boulonnois, die Manoeuvre der Edelleute gewahr wurde, verließ er ſeinen Poſten in der Mitte, und bat ſie um die Erlaubniß, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Die Regimenter Brie, Marbeuf, das Bataillon Miliz liefen herbey. Die Franzoſen griffen die Engländer in ihren Verſchanzungen an, vertrieben ſie, ohngeachtet des Muſketenfeuers und des ſchweren Geſchützes, das aus der Flotte feuerte, aus ihren Poſten, jagten ſie bis in das Meer, warfen ſich bis an den Gürtel hinein, und hier wurde Mann gegen Mann gekämpft. Die Niederlage war blutig, mehr als 2000 Engländer wurden getödtet oder ertränkt, eine gleiche Anzahl, welche

 die

Flotte nicht mehr erreichen konnte, ſuchte zu entfliehen, indem ſie an den Felſen hinaufklimmte, aber ſie wurden nach dem Gefecht gefangen genommen.

Man ſah bey dieſer Gelegenheit was auch die leichteſte Täuſchung als ob ſie ein Vaterland hätten, über die Menſchen vermag.

Bey ihrem Einfall in Normandie, eine Provinz, die ſo gut, wie irgend eine andre trefliche Soldaten gibt, fanden die Engländer von Seiten der Einwohner nicht die mindeſte Gegenwehr. In Bretagne hingegen verſammeln ſich die Bauern; fünf und vierzig hinter Hecken gelagert, halten ein Korps von Engliſchen Truppen bey einer Paſſage auf, ſchneiden ihren Rückzug ab oder verzögern ihn, geben dadurch den unſrigen Zeit herbeyzukommen, und tragen zum Siege bey. Die Juriſten auf der Univerſität von Rennes bilden eine Kompagnie von Volontairs, bereden einen alten Officier, der die Kriegsdienſte verlaſſen hat, ſie anzuführen, und gehen auf den Feind zu. Bürger, Magiſtratsperſonen laſſen ſich im Kampfe todtſchlagen. Wenn der nämliche Geiſt überall, und zumal unter unſern Truppen geherrſcht hätte, ſo würde dieſer Krieg für die Nation rühmlich geweſen ſeyn, anſtatt daß ſie durch denſelben in der Meinung der Ausländer von ihrem Glanz verloren hat. Als die Kaiſerin unſre Niederlagen erfuhr, rief ſie aus: alſo nur gegen mich ſind die Franzoſen unüberwindlich! Die meiſten unſrer Officiere ſchlugen den Muth der Soldaten nieder, indem ſie ihnen den König von Preuſſen und den Prinzen Ferdinand unaufhörlich vorprieſen. Anſtatt ſich um ein gleiches Lob zu beeifern, anſtatt an ihnen nichts als Feinde und ehrwürdige Muſter zu ſehen, überließen ſie ſich einer ſchändlichen Schwelgerey, die jene Fürſten ſich wohl hüteten nachzuahmen; dafür litten aber ihre Soldaten den Mangel nicht, der die unſrigen zuweilen drückte.

Der

Digitized by Google

Der Graf von Bernis, welcher den Frieden nie aus den Augen verlor, wollte wenigſtens, wenn er es nicht durchſetzte, aus dem Zuſtand unſrer Finanzen die Mittel ermeſſen, die wir hätten, um die Koſten des Kriegs zu beſtreiten. Der König befahl dem Generalkontroleur Boulongne, dieſen Zuſtand mitzutheilen, der den Verwaltern der Finanzen ſelbſt oft unbekannt iſt. So wie er war, erſchreckte er den Grafen von Bernis. Er betrieb alſo und erhielt von der Kaiſerin die Einſchränkung der Subſidien auf die Hälfte, und die Quittung über das was von den alten rückſtändig war.

Zugleich unternahm er eine ſchwerere Operation, an welcher die Miniſters immer geſcheitert ſind: nämlich die Einſchränkung der Ausgaben vom königlichen Haus, (im Junius 1758.). Es gibt keine Art von Unordnung, die mehr Beſchützer findet. Jeder Knecht hat das Recht zu ſchreyen, und die Gewißheit, daß irgend ein Großer, der eben ſo ſehr Knecht iſt als er und mehr Anſehen hat, ihn unterſtützen wird. Ein Mißbrauch, oder gerade heraus, eine häusliche Räuberey, die durch die lange Dauer nur ſtrafbarer ſeyn ſollte, wird zum gültigen Anſpruch. Der König, ermüdet vom zudringlichen Geſchrey, hatte die Gefälligkeit, gegen ſeinen eignen Vortheil um Nachſicht zu bitten; es blieb bey nichtigen Einſchränkungen, über welche ſich die Höflinge luſtig machen, und die auch wirklich die Armuth mehr verkünden als ihr abhelfen. Der Graf von Bernis, der ſeit Rouille's Abgang Miniſter der auswärtigen Geſchäfte war, fand an dem Wiener Hof mehr Leichtigkeit für ſeine ökonomiſchen Plane als am Franzöſiſchen. Durch ſeine Bemühungen ließ man ſich dort eine zweyte Verminderung der Subſidien gefallen, deren Ehre ſich der Herzog von Choiſeul, ſobald er in ſeinem Poſten ſaß, um ſo ungeſcheuter anmaßte, als man die Gütigkeit hatte, ſie ihm zu laſſen.

Alle Einſchränkungen ſetzten noch nicht in den Stand, den Aufwand zu beſtreiten, und ſie brachten auch keine Feldherren hervor. Der Graf von Bernis beſchloß alſo, mit allen ſeinen Kräften an der Stiftung des Friedens zu arbeiten. Um aber die Frau von Pompadour nicht zu beleidigen, und um ſich ſogar ihres eigenen Beyſtandes zu verſichern, wenn es darauf ankommen würde, den König zu bereden, bewies er ihr, aber ohne ſie überzeugen zu können, in einer beſonderen Konferenz die völlige Unmöglichkeit, den Krieg forzuſetzen. Die Unterredung wurde lebhaft, er fand hier mehr Widerſtand als nachher bey der Kaiſerin ſelbſt. Vergebens ſtellte er ihr vor, daß alle Unfälle Frankreichs ihnen beyden allein zur Laſt gelegt würden. Oeffentlich wußte man nicht, daß er ſich dem erſten Vorſchlag des Traktats mit dem Wiener Hof widerſetzt hätte; öffentlich wußte man nichts von den Einwendungen, die er gemacht, den Vorkehrungen, die er getroffen, den vorläufigen Bedingungen, die er gefordert hätte, die ihm verſprochen und nicht gehalten worden wären: lauter Dinge, die der Unterzeichnung vorausgegangen wären. Oeffentlich wußte man nichts von den geheimen Artikeln des Traktats, die für Frankreich ſo vortheilhaft waren, und deren Erfolg bey andern Feldherren als die unſrigen nicht hätte trügen können. Die Miniſter, welche den Traktat am meiſten gebilligt hatten, läugneten es ab, ſeitdem der Ausgang ihren Hofnungen nicht mehr entſprach. Ohne wie ſie ſich ſelbſt zu widerſprechen, mußte man dem Strome nachgeben. Er ſtellte vor, alles was man öffentlich wüßte, wäre, daß er einen Traktat unterzeichnet hätte, deſſen Folgen ſo unglücklich ausſchlügen; er würde für deſſen einzigen Urheber angeſehen, und ſie, mit mehrerem Recht, würde beſchuldigt, ihn angegeben zu haben und den Krieg fortführen zu wollen, um dem Prinzen von Soubiſe das Kommando zu erhalten. Frau von Pompadour war ſo entfernt,

Digitized by Google

fernt, dieſen Gründen nachzugeben, daß ſie nicht einmal ohne Empfindlichkeit ſie anhörte; und als der Graf von Bernis zum Schluß noch äußerte, daß er entſchloſſen wäre abzugehen, wenn er den König nicht zum Frieden bereden könnte, indem er dem Vorwurf, daß er den Krieg fortſetzen wollte, nicht ausgeſetzt bleiben möchte; antwortete die Frau von Pompadour, er würde dadurch gegen die Dankbarkeit fehlen, und nach allen Gnaden, mit welchen er überhäuft worden wäre, ſeiner Ehre nicht einmal ein großes Opfer bringen. Der König, erwiederte er, und die Welt werden günſtiger davon urtheilen als Sie denken, ſobald ſie mich meine Abteyen und die Anwartſchaft auf den Kardinalshut aufgeben und nichts behalten ſehen, als das Priorat de la Charité, auf welches ich als Geiſtlicher durch meine bloße Geburt, ohne mich der geringſten Dienſte rühmen zu können, Anſprüche haben würde.

Nachdem der Graf von Bernis gegen die Frau von Pompadour alles gethan hatte, was er ihr ſchuldig war, ſprach er auch vor dem verſammelten Staatsrath mit der nämlichen Offenherzigkeit. Er zeigte, daß im gegenwärtigen Augenblick der Traktat nicht erfüllt werden könnte; daß indeſſen zwiſchen dem Franzöſiſchen und dem Wiener Hof das gute Verſtändniß immer noch fortdauern würde; daß aber durch den Bruch der Konvention von Kloſter Seven, durch die Verſchiedenheit der Generale, durch die Vernichtung der Marine die Sache auf beyden Seiten verfehlt wäre. Er ſetzte hinzu, daß die Armee unfehlbar hinter den Rhein zurückgehen würde; daß die Kaiſerin, bey dem Abgang der gewöhnlichen Subſidien, nicht anders als ſchwach würde agiren können, und daß es kein Mittel mehr gäbe, als Spanien zur bewafneten Vermittelung zu bewegen. Ohngeachtet der König geneigter ſchien, den Krieg fortzuführen, ſo ſtimmte doch

der geſammte Staatsrath und insbeſondre der Dauphin für den Frieden. Demnach gab der König dem Grafen von Bernis Vollmacht, dieſem Plan gemäß mit dem Wiener Hof zu negociiren.

Die Kaiſerin ſchmerzte es ſehr, ihren rachſüchtigen Geſinnungen gegen den König von Preuſſen ein Ziel ſetzen zu müſſen; da ſie aber unſre Gründe nicht beſtreiten konnte, ſo gab ſie ihre Einwilligung zu den Friedensunterhandlungen. Der Marquis von Stainville, unſer Ambaſſadeur in Wien, durch welchen die Sache bey der Kaiſerin betrieben wurde, hatte die Weiſungen des Grafen von Bernis gewiſſenhaft befolgt, ſo lange er ihn als den auserwählten Miniſter der Frau von Pompadour angeſehen hatte, und ihm nicht eingefallen war, daß ſie und der Graf von Bernis verſchieden denken könnten. Er hatte daher die Einwilligung der Kaiſerin erlangt und abgeſchickt; als er aber aus den Briefen der Frau von Pompadour abnahm, wie leid es ihr um die anfangs eingegangenen Verbindlichkeiten war, ſo begrif er, da ihm ſeine Lage zumal auch Gelegenheit gab zu ſehen, wie viel Zwang ſich die Kaiſerin zu dieſer Einwilligung anthat, daß die Gunſt des Grafen von Bernis anfangen müßte abzunehmen. Er wußte, mit welcher Leichtigkeit ſich bey der Frau von Pompadour eine leidenſchaftliche Zuneigung in Ueberdruß verwandelte. Er benutzte den Augenblick, und entwarf den Plan, den Grafen von Bernis, deſſen biegſamſtes Werkzeug er bis dahin geweſen war, zu ſtürzen, und ſich ſelbſt auf ſeinen Trümmern emporzuheben.

Er ſagte zur Kaiſerin, und ſchrieb es an die Frau von Pompadour, daß der Graf von Bernis den Muth zu leicht fallen ließe, daß die Lage noch nicht verzweifelt wäre, und daß wir keine Mühe haben würden, uns mit Vortheil herauszureiſſen. Dieſe Ideen entſprachen den

Digitized by Google

den Wünſchen beyder ſo ſehr, daß ſie den ſchnellſten Eingang fanden. Frau von Pompadour fand keine Schwierigkeit dabey, den König wieder zu einem Entſchluß zu bringen, den er ungern aufgegeben hatte. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg fortzuſetzen.

Der Graf von Bernis, überzeugt, daß man unſre Uebel nur verſchlimmern könnte, ſtellte dies vergebens vor. Da er nun nicht mehr mit Ehren das Werkzeug eines Syſtems, das er mißbilligte, bleiben zu können glaubte, ſo erbot er ſich, ſein Departement abzugeben, das in den Händen des Marquis von Stainville beſſer aufgehoben ſeyn würde: da er es ſo leicht hielte, den Dingen wieder eine gute Wendung zu geben, ſo wüßte er ohne Zweifel auch die Mittel, es dahin zu bringen.

Nach allen den kleinen am Hofe gebräuchlichen Falſchheiten, durch welche man diejenigen, die man entfernen will, zu bereden ſucht, daß man ſie behalten möchte, wurde feſtgeſetzt, daß der Marquis von Stainville das Departement der auswärtigen Geſchäfte übernehmen, der Kardinal Bernis hingegen — denn er hatte eben den Hut bekommen — mit dem neuen Miniſter gemeinſchaftlich handeln, und überdem die Parlamentsſachen insbeſondre zu beſorgen haben würde, indem die Streitigkeiten der Parlamente mit dem Hof beynahe ein eignes Departement nöthig machten. Der Kardinal Bernis fühlte wohl, daß ſelbſt der Schein der Einigkeit zwiſchen ihm, ſeinem Kollegen und der Frau von Pompadour nicht lange dauern würde. Er bemerkte, daß er ihnen im Wege war, und um ihnen die Sache leicht zu machen, ſuchte er ſich auf eine offene und freymüthige Art mit ihnen zu erklären; er ſprach von dem Zwang, in welchen er ſie ſetzte, erklärte, daß er, bey der Verſchiedenheit ſeiner Geſinnungen von den ihrigen, immer ſcheinen würde, ſie zu durchkreuzen, wenn er im Staatsrathe ſtimmte,

und ſchlug vor, als das beſte Mittel, um Freunde zu bleiben, ſich auf eine Zeitlang von einander zu trennen, weswegen er, unter dem Vorwand ſeiner Geſundheit, die es auch in der That bedürfte, den König auf einige Monate um Urlaub bitten würde.

Frau von Pompadour und Stainville, der gleich von ſeinem Eintritt im Staatsrath an Herzog von Choiſeul geworden war, verſchwendeten die innigſten Freundſchaftsbezeugungen, drangen in ihn bey ihnen zu bleiben; und wenige Tage darauf ließen ſie ihn exiliren.

Man ſollte denken, daß dieſe Treuloſigkeit überflüßig geweſen wäre, und daß es ihnen an einer freywilligen Entfernung hätte genügen können, aber dabey beruhigten ſie ſich nicht. Frau von Pompadour hatte oft geſagt, daß ſie den König niemals an einem Menſchen ſo lebhaften Geſchmack hätte finden ſehen, wie an dem Grafen von Bernis. Dies machte den Herzog von Choiſeul für die Folgen beſorgt. Die Marquiſe und er fanden alſo nichts rathſamer, um dieſen vorzubauen, als den Kardinal durch einen Brief vom König, den ſie zuſammen entwarfen, exiliren zu laſſen. Sie waren überzeugt, daß der König einen Menſchen, den er gemißhandelt hätte, nie wieder würde aufnehmen wollen; wenigſtens hat man davon kein Beyſpiel erlebt. Der Kardinal war mehrere Monate vor ſeiner Verweiſung, und ſelbſt vor Empfang des Huts, ſchon in petto in Ungnade gefallen; da er aber dem König ſchon öffentlich Dankſagungen über ſeine Bewilligung des vom Papſt Benedikt dem Vierzehnten gethanen Vorſchlages abgelegt hatte, ſo war es den Feinden des deſignirten Kardinals nicht mehr möglich, die Bewilligung zurücknehmen zu laſſen, noch Clemens den Dreyzehnten (Rezzonico) zu verhindern, daß er das Wort ſeines Vorgängers erfüllte, ohngeachtet alle prieſterliche Schändlichkeiten dazu angewandt

wandt wurden. Herr Girard, welcher unter dem Kardinal Fleury die Liſte der Benefizien hielt, und die Sollicitanten empfing, hat mir geſagt, daß man ſich von den Abſcheulichkeiten, welche die Konkurrenten gegen einander erfänden, durchaus keinen Begrif machen könnte. Bey den andern Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft findet man, was den Punkt der Rivalität betrift, nur Kinder in Vergleichung mit der geiſtlichen. Einige andre Urſachen trugen noch zur Verzögerung dieſes Schlags gegen den Kardinal Bernis bey. Die Geiſtlichkeit hielt über ein neues don gratuit eine außerordentliche Verſammlung, in welcher der Kardinal dem König ſehr viel Nutzen ſchafte; und die Geiſtlichkeit ſelbſt war ſo mit ihm zufrieden, daß ſie ein Erzbisthum für ihn verlangt haben würde, wenn er ſich nicht dawider geſetzt hätte. Außerdem war das Miniſterium willens, ein Edikt beym Parlament durchzuſetzen, durch welches ein neuer Zuſchuß herbeygeſchaft werden ſollte a); und da der Kardinal bey dem Parlament ſehr beliebt war, ſo beſorgte man durch die Verweiſung des einzigen Mannes, dem es die Wiedervereinigung ſeiner Mitglieder verdankte, ihm üble Laune zu machen.

Nach der Entfernung des Kardinals gab die Frau von Pompadour dem Herzog von Choiſeul ihr ganzes Vertrauen. Dieſer neue Miniſter, welcher die Geſchäfte wiederherſtellen und die Ehre unſrer Waffen aufrichten ſollte, that nichts weiter als den Krieg noch vier Jahre verlängern, um uns in neue Uebel zu ſtürzen, und mit einem ſchändlichen Frieden zu enden. Wenn er ſo viel Politik und Scharfſinn gehabt hätte als Ehrgeitz, ſo würde er die Maaßregeln benutzt haben, die der Kardinal bereits des Friedens wegen getroffen hatte, er würde unter erträglichen Bedingungen dieſen Frieden geſchloſſen haben,

a) Edit burſal.

haben, und wäre aus dem nämlichen Grund für unſern Erretter angeſehen worden, aus welchem man den von ſeinem Vorgänger unterzeichneten Traktat für die Quelle unſers Unglücks hielt.

Der Herzog von Choiſeuil hätte freylich alsdann die Verſprechungen, welche er der Kaiſerin und der Frau von Pompadour gethan hatte, zu verläugnen geſchienen; aber er hätte anführen können, daß er die Dinge beſſer beurtheilte, ſeitdem er ſie mehr in der Nähe erblickte; und er würde damit obendrein den Ruf eines guten Bürgers, der keine Scheu trägt, für das Wohl des Staats ſeine eigne Meinung aufzugeben, an ſich geriſſen haben. In der Welt wußte man damals noch nicht, daß der Kardinal kein andres Verbrechen begangen hatte als den Frieden zu wollen. Seine Ungnade war zu friſch, als daß ſie um ſeiner Rechtfertigung willen hätte zurückgenommen werden können; und dieſe Rechtfertigung ſelbſt hätte man nicht anerkannt, geſchweige denn eingeſtanden. Der Herzog von Choiſeuil hielt die Frau von Pompadour in einer ſolchen Verzauberung, daß es nichts auf der Welt gab, wovon er ſie nicht hätte überreden können: hatte er ſie doch überzeugt, daß er die ſchönſte Seele wäre, die ſie je gekannt hätte! denn ſo drückte ſie ſich über ihn aus, und man wird gleich ſehen, worauf ſich das gründete *a*). Ich habe ſchon erklärt, daß ich mich bey den kriegeriſchen Unternehmungen nicht aufhalten würde. An dieſen großen, traurigen und einförmigen Begebenheiten, mit welchen die Werke unſrer Geſchichtſchreiber erfüllt ſind, nehmen die Leſer nicht ſo vielen Antheil als die unglücklichen Opfer derſelben. Mir ſollen ſie bloß als Epochen dienen, um gewiſſe Triebfedern zu entwickeln, welche in die Geſchichte der Menſchheit einſchla-

a) Hier iſt wieder ein kleines Verſehen im Text, dem ich durch den bloßen Zuſatz eines Punkts, wie ich glaube, am beſten abgeholfen habe.

ſchlagen. In dieſer Hofnung werde ich jetzt das Verhältniß, den verſchiednen Standpunkt und den Charakter der vornehmſten handelnden Perſonen darſtellen.

Die Marquiſe von Pompadour hatte ſich durch Feten, durch Zerſtreuungen und durch das, was man insgemein Vergnügungen nennt, gegen den Ueberdruß des Königs gehalten, und ſchmeichelte ſich, durch die Staatsgeſchäfte zu regieren. Sie hatte wirklich an dem vorhergehenden Frieden einigen Antheil gehabt. Der König zog damals mit zu Felde, ſeine langen Abweſenheiten bekümmerten die Favoritin; ſie hatte alſo ihren eignen wichtigen Grund, den Frieden zu wünſchen. Aber in dem gegenwärtigen Krieg ließ der König ſeine Generale allein handeln, und Frau von Pompadour fand viel Vergnügen daran, bey der Wahl der Miniſter und Feldherren ihren Einfluß wirken zu laſſen, kurz aus einer Maitreſſe zum Zeitvertreib eine Staatsperſon zu werden. Ueberdem war dieſer Krieg ihr Werk, ſie hielt ſich für die Freundin der Kaiſerin, und es gehörte ein ſtärkerer Kopf als der ihrige dazu, dieſem Rauſch zu widerſtehen.

Der Herzog von Choiſeuil erkannte die ſchwache Seite der Frau von Pompadour, und wußte ſie gut zu benutzen. Er war aus einem vorzüglich bekannten Geſchlecht, ſeine Figur war klein und widrig, er hatte aber Tapferkeit, Verſtand und noch mehr Kühnheit. Als er in die große Welt eintrat, ſuchte er durch glückliche Abentheuer in der Liebe zu glänzen: ein Beweis, daß es niemanden gibt, der nicht Anſpruch darauf machen könnte. Zu gleicher Zeit ſtrebte er nach einem gewiſſen Ruf von Bosheit, zu welcher er trefliche Anlagen hatte, und auf die er ſich viel einbildete. Damit hält man die Dummköpfe noch immer in Reſpekt und macht ſich ihnen furchtbar. Indeſſen dienten ihm ſeine Handlungen hierbey noch mehr als ſeine Einfälle; über jene beklagte man

ſich

Digitized by Google

ſich, dieſe wurden nicht weiter nachgeſagt. Ich habe ihn von ſeiner Jugend an bis zu der Zeit, da er in das Miniſterium kam, gekannt und bin ziemlich viel mit ihm umgegangen. Eh er anfing eine Rolle zu ſpielen, habe ich ihn aus mehreren Häuſern entfernen ſehen; es fehlte wenig, ſo hätte man bezweifelt, ob er überhaupt dazu gemacht wäre, in der guten Geſellſchaft aufzutreten, ich habe ihn einmal darüber vertheidigen hören, ohngeachtet er einer ſolchen Vertheidigung gewiß nicht bedurfte; aber es war immer ſehr demüthigend für ihn, daß davon nur die Frage ſeyn konnte. Seine erſte Verbindung mit der Frau von Pompadour rührte von einer Verrätherey her, die er an der Gräfin von Choiſeul (Romante) beging, welche mit dem König eine vorübergehende Intrigue hatte. Sie hatte ihn bey dieſem Geſchäft zum Vertrauten und zum Führer genommen; und da er zu dieſer Art von Unterhandlungen mit einem beſondern Scharfſinn begabt war, ſo ſah er voraus, daß die Regierung ſeiner Kouſine nicht von langer Dauer ſeyn würde: daher er ſie denn der Frau von Pompadour aufzuopfern beſchloß. Dieſer gab er von allem Nachricht, theilte ihr die Briefe mit, welche zwiſchen dem König und der Gräfin von Choiſeul gewechſelt wurden, und ſchafte durch dieſe Liſt Mittel, das Zwiſchenreich abzukürzen. Dieß war der Urſprung ſeiner Gunſt bey der Frau von Pompadour. Der Graf von Bernis ſtand aber damals in ſo entſchiednem Anſehen bey ihr, daß der Herzog von Choiſeul, der noch die Zeit nicht abſah ihn anzugreifen, ſich um ſeine Freundſchaft bewarb.

Der Graf von Bernis iſt aus einem alten Geſchlecht, das eben ſo gut und ſo berühmt iſt als die Familie der Choiſeuls. Er war ſeit ſeiner Kindheit zum geiſtlichen Stand beſtimmt, und er fing ſeine Laufbahn mit dem gräflichen Kanonikat von Brioude an.

Nach-

Nachdem er einige Jahre ſeiner Jugend, bey den beſchränkten Vermögensumſtänden aller jüngern Söhne aus vornehmen Häuſern, die auf die biſchöfliche Würde losgehen, in dem Seminarium zu Sanct Sulpicius zugebracht hatte, trat er in das Kapitel von Lyon, blieb aber dort nur ſo lange als er brauchte, um aufgenommen zu werden, und kehrte wieder nach Paris.

Sein Stand, eine angenehme Figur, eine Phiſionomie voll der liebenswürdigſten Offenheit, viel Verſtand, viel Annehmlichkeit, eine geſunde Urtheilskraft und ein feſter Charakter, dieß alles machte, daß man ihn in allen Geſellſchaften zu beſitzen ſuchte. In dieſem Zirkel führte er ein ſehr angenehmes Leben, aber der Anſchein von Zerſtreuung mißfiel dem alten Kardinal Fleury, der ein Freund des Vaters war, und es übernommen hatte, für das Glück des Sohnes zu ſorgen. Er ließ ihn zu ſich kommen, und verſicherte ihm, daß er nichts zu hoffen hätte, ſo lange er, der Kardinal Fleury, leben würde. Der junge Abbe bückte ſich tief, antwortete: ich werde warten, Monſeigneur, und ging. Der alte Miniſter lächelte über die Antwort, wiederholte ſie ſogar gegen mehrere Perſonen, that aber weiter nichts, und ſchien nicht zu glauben, daß ein guter Einfall eine fette Pfründe verdiente.

Der Abbe Bernis fuhr indeſſen in der nämlichen Lebensart fort, und hatte ſich gegen ſeine Konkurrenten weiter nichts vorzuwerfen, als daß er in den Geſellſchaften beſſer aufgenommen wurde und nicht zu heucheln wußte. Seine Antwort an den Kardinal Fleury war luſtig, aber gut wurde ſie erſt, wenn er ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht ſah. Der alte Miniſter war geſtorben, und das Glück des Abbe Bernis ging immer nicht vorwärts. Er ſelbſt bekümmerte ſich im mindeſten nicht darum, und lebte in der Zuverſicht, daß unter den

Großen,

Digitized by Google

Großen, von denen viele ſeine Verwandten waren und ſich um ſeinen Umgang bewarben, einer oder der andere ſich finden müßte, der ihm mit Nutzen diente; aber keiner that etwas. Man begnügte ſich zu bemerken, daß nie ein Mann von Geburt die Eingeſchränktheit ſeines Standes mit ſo vieler Würde, ohne Verdruß und ſogar heiter ertragen hätte; er achtete aber auch nicht einmal darauf.

Der Zufall brachte ihn endlich mit der Frau von Pompadour in Verbindung, und ſie faßte für ihn die lebhafteſte Freundſchaft und Achtung. Der erſte Gebrauch, den er von einem ſo wichtigen Einfluß machte, war für andre. Er war von der Franzöſiſchen Akademie, und dieß war noch das einzige, was, ohne ihm gerade einen Stand zu geben, ihm doch wenigſtens ſtatt deſſen diente. Er leiſtete allen ſeinen Mitbrüdern alle Dienſte, zu welchen ſie ihm Veranlaſſung gaben, verſchafte vielen Wohlhabenheit, und riß einige aus der Dürftigkeit. Seine Freunde mußten ihn erinnern, doch auch ein wenig an ſich ſelbſt zu denken. Ein Beweis, wie wenig Ehrgeitz er hatte, iſt das Ziel, das er ſich hierin ſetzte. Boyer, vormaliger Biſchof von Mirepoix, hatte damals die Vertheilung der geiſtlichen Aemter; und niemals iſt ein Miniſter in ſeinem Departement ſo unumſchränkt geweſen, als dieſer armſelige Menſch, der von niedriger Herkunft war, eine unaufgeklärte Frömmigkeit hatte und durch die Protektion aller andächtiger Hofdamen aus dem Kloſter hervor zu einem Biſthum gezogen worden war. Die Kirche und der Staat leiden gegenwärtig unter den Subjekten, die er ſo albern gewählt hat.

Der König ließ ſich herab, ihm den Abbe Bernis zu empfehlen; Boyer konnte nicht umhin, auf eine Empfehlung zu achten, die er als einen Befehl hätte anſehen ſollen; aber er fand ein Mittel ſie zu umgehen. Er forderte den Abbe Bernis auf, Prieſter zu werden, und ver-

verſprach ihn alsdann bald zu einem Bisthum zu ernennen. Der Abbe antwortete, daß er in ſich nicht genug Beruf zu dieſem Stand fühlte, und mit einer bloßen Abtey zufrieden ſeyn würde. Boyer ſchlug ihm dieß ab, und ſtellte dem König vor, daß die Güter der Kirche durchaus nur denen, die wirkliche Dienſte darin thäten, gegeben werden könnten; dabey pries er aber die Offenherzigkeit des Abbe, der ganz und gar kein Heuchler wäre. Aus dem Erſtaunen, das er darüber bezeugte, ſchien es, als ob er nie andre geſehen hätte. Da der König nichts erlangen konnte, gab er dem Abbe eine Penſion von. 1500 Livres auf ſeine Chatoulle. Damit konnte er aber noch nicht den nothdürftigen Aufwand ſeines Standes beſtreiten, er ſuchte ſich daher noch einige einzelne kleine Beneſizien zu verſchaffen, und wenn er es auf 6000 Livres jährlicher Einkünfte hätte bringen können, würde er nie nach einem andern Glück geſtrebt haben. Er fand aber überall Hinderniſſe, wovon ich oft Zeuge geweſen bin; und ſo beſchloß er endlich ein großes Glück zu machen, da er zu einem kleinen nicht gelangen konnte, hier fand er denn die gebahnteſten Wege. Es gibt wenig Beyſpiele von ſo ſchnellen Fortſchritten. Er wurde zur Ambaſſade in Venedig ernannt, und erwarb ſich in dieſem Poſten die allgemeine Liebe und Achtung. Bald wurde er, noch während ſeiner Abweſenheit, zum Staatsrath gemacht. Der Marquis von Puiſieux, (Brûlart) damaliger Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, war ihm nicht zuwider, er haßte überhaupt die Leute von Stand nicht, weil er ſelbſt darunter gehörte. Saint Conteſt (Barberie), welcher dem Marquis von Puiſieux nachfolgte, war dem Abbe Bernis weniger günſtig, theils durch das Gegentheil des Grundes der Puiſieux beſtimmte, theils und hauptſächlich durch den geheimen Abſchen, den die Dummköpfe immer gegen Leute von Verſtand haben. Saint Conteſt ſtarb vor der Zurückkunft des Abbe, und that

für die Geſchäfte ſowohl als für die Geſellſchaft ſehr wohl daran. Sein Vater war ein Mann von Verdienſt, und ſonſt hatte man auch nichts anführen können, um den Sohn geltend zu machen. Ich werde mich bey ihm nicht weiter aufhalten, noch bey der zahlreichen Liſte derer, die ihm gleichen und die verſchiednen Stellen im Miniſterium erfüllt oder vielmehr beſetzt haben. Wenn man von allen die Portraits machen wollte, ſo würde es eine weitläuftige und wenig intereſſante Gallerie geben; ich werde ſie bloß erwähnen, wenn es die Begebenheiten erfordern. Während daß der Graf von Bernis noch in Venedig war, ließen ſeine Neider einige von ſeinen Jugendwerken drucken, die nach unſern Vorurtheilen in wichtigen Aemtern lächerlich dünken, bey den Engländern hingegen und den Italiänern, wo die Großen die Gothiſche Barbarey abgelegt haben, vielmehr Ehre machen. Bey uns thut ſich der albernſte von unſern vornehmen Herrn auf ſeinen Verſtand ſehr viel zu gute, ſtrebt mit Eifer nach dem Ruf deſſelben, und will ſogar im Verdacht großer Talente, die er aus Würde in ſich verſchließt, gehalten ſeyn. Das iſt es, was unſre Akademien mit ſo vielen unfähigen oder lächerlichen Subjekten überladet. Ich könnte einmal ihre Liſte geben, mit Anmerkungen.

Als der Graf von Bernis von Venedig zurückkam, gewann er, wie wir geſehen haben, den größten Einfluß in den Geſchäften. Die Sache des Huts verdient, daß ich mich dabey aufhalte, weil ſie in meine Abſicht einſchlägt, den Hof und die Menſchen zu ſchildern.

Unter den Poſten, die man dem Abbe Bernis beſtimmte, war auch die Polniſche Geſandtſchaft im Vorſchlag geweſen; der König wollte es aber nicht, entweder aus eignem Antrieb oder auf den Rath eines Miniſters, weil dieſe Geſandtſchaft dem Abbe die Ernennung

zum

Digitized by Google

zum Kardinalshut eher verſchaffen würde als es der König für rathſam hielte. Man iſt mit der Spaniſchen und der Polniſchen Geſandtſchaft ſchwieriger als mit andern. Die Hofnung der Grandezza in der erſten, und des Huts in der andern, kann die Geſandten zu einer unzweckmäßigen Gefälligkeit gegen dieſe beyden Höfe ſtimmen. Eine Negociation im Inneren des Reichs verſchafte dem Abbe Bernis den Hut noch früher als es Polen 1) gethan hätte. Die Streitigkeiten des Parlaments mit dem Hof waren nie ſo lebhaft geweſen als zu der Zeit, da der Graf von Bernis (den 2. Januar 1757.) in den Staatsrath eintrat. Dieſer Kampf zwiſchen dem Parlament und dem Miniſterium hat ſeit der Regentſchaft des Herzogs von Orleans angefangen, dauert noch fort und es würde ſchwer halten, vorauszuſagen, wenn und wie er endigen wird. Die Waffenſtillſtände, die von Zeit zu Zeit geſchloſſen werden, erſticken die heimliche Gährung nicht; bey jeder Gelegenheit bricht ein verborgnes Feuer wieder aus, ſey es über Angelegenheiten der Kirche oder Staatsgeſchäfte, über Unternehmungen der Geiſtlichkeit oder der Magiſtratur, über verſagte Sakramente oder einen Plan für die Finanzen, über die Wahl einer Superiorin für ein Spital, kurz über die armſeligſten Kleinigkeiten, die von der übeln Laune ergriffen und vergrößert werden. Der Zank, den der Graf von Bernis Auftrag hatte zu ſchlichten, war bey Gelegenheit des Lit de juſtice vom 13. December 1756 über die Einregiſtrirung zweyer Deklarationen vom 10. und eines Edikts von demſelben Monat, entſtanden.

1) Polen hat wie die andern katholiſchen Mächte das Recht, bey der Promotion der Kronen ſeine Ernennung zum Hut zu geben; aber es gibt ſie niemals mehr als einem Polen, nämlich dem Erzbiſchof von Gneſen, Primas des Reichs. Sobald dieſer Kardinal iſt, werden nur Fremde gewählt; der Grund davon iſt, daß die Senatoren den Kardinälen nicht den Vorſitz laſſen würden; nun hat ihn aber der Erzbiſchof von Gneſen ſchon als Primas, und der Hut thut alſo nichts weiter dazu.

Die Miniſters haben ſichs unter dieſer Regierung einfallen laſſen, die Lits de juſtice, ihres eignen Vortheils wegen, immer gegen den Willen des Königs, auf einander zu häufen, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern, ob die königliche Gewalt dabey ins Gedränge käme. In dem Lit de juſtice wovon die Rede iſt, kam es darauf an, ein unmögliches Stillſchweigen über Religionsſtreitigkeiten aufzulegen, und zwey Chambres des Enquêtes abzuſtellen. Das Parlament proteſtirte gegen die Eintregiſtrirung; die fünf Chambres des Enquêtes, die zwey Chambres des Requetes, und ein Theil von der Grand' Chambres übergaben dem Kanzler die Demiſſion ihrer Stellen, ſo daß an dem Tage das ganze Parlament nur aus den Präſidenten à mortier und zwölf Räthen von der Grand'Chambre beſtand. Dieſe baten bey dem König um die Wiedervereinigung ihrer Kollegen; der Miniſter antwortete durch den Mund des Königs, daß die Demiſſionen angenommen und mithin die Aemter vakant wären. Sechszehn von denen, die ihre Stellen niedergelegt hatten, wurden exilirt, und die Lettres de Cachet wurden ihnen durch Polizeywache überbracht, um ihnen zu zeigen, daß man ſie für nichts mehr als für bloße Bürger anſähe. Während dieſer Spaltung, am 5. Januar, geſchah das frevelhafte Unternehmen gegen die Perſon des Königs. Kein Umſtand konnte zur Wiedervereinigung des Parlaments günſtiger ſeyn. Sie würde vor ſich gegangen ſeyn, wenn man der Meinung des Präſidenten de Menieres, der ſo gutdenkend als Bürger wie aufgeklärt als Magiſtratsperſon war, gefolgt hätte. Aber der erſte Präſident und die Miniſters nahmen ſich dabey ſo ſchlecht, daß es unmöglich war, ſie bloß für ungeſchickt zu halten. Die Grand'Chambre, mit den Prinzen und den Pairs verſtärkt, richtete über den Mörder Damiens; aber alle Parlamentsgeſchäfte blieben länger als ſieben Monate unterbrochen. Einige

Räthe,

Digitized by Google

Räthe, auf welche die Furcht, oder das Bedürfniß oder die Eingebungen ihrer Verwandten würken mochten, forderten ihre Demiſſionen zurück; aber man war noch weit von der Ausſicht entfernt, wieder ein ordentliches Parlament zu haben. Das Murren des Volks, welches den übermüthigſten Miniſtern, ſelbſt wenn ſie vorgeben es zu verachten, doch immer Schranken ſetzt, beunruhigte den Hof. Die Verlegenheit der Regierung über die Demiſſionen war größer, als der Eifer derer, die ſie gegeben hatten, um ſie wieder zurückzunehmen. So ſtanden die Dinge, als der König dem Grafen von Bernis auftrug, an der Beſänftigung der verſchiedenen Parteyen zu arbeiten. Dieſer betrug ſich mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß der Frieden vollkommen hergeſtellt wurde, und das wiedervereinigte Parlament ſeine Verrichtungen endlich vornahm.

Der Römiſche Hof hatte damals mit der Republik Venedig einen Streit, welcher zu einem offenbaren Schiſma, zu einer gänzlichen Trennung führen konnte. Der Papſt Benedikt der Vierzehnte war ſo erſtaunt über die Klugheit, mit welcher der Abbe Bernis die Parlamentsſache beendigt hatte, daß er nach Frankreich an den Nuntius ſchrieb, er ſollte ſich mit Bernis über die Mittel, die Republik Venedig zurückzubringen, beſprechen. Der Graf von Bernis, welcher in Venedig die beſte Meinung von ſeiner Biederkeit zurückgelaſſen hatte, wurde ſogleich von der Republik bevollmächtigt. Er ſchonte das beyderſeitige Intereſſe ſo gut, daß die Sache zur Befriedigung der beyden Parteyen beygelegt und beendigt wurde. Der Papſt faßte ſo viel Achtung für das Ausgleichungstalent des Grafen von Bernis, daß er ſogleich an den Kardinal Tencin nach Lyon, und an den Marquis von Stainville, unſern Geſandten in Wien, der es vorher in Rom geweſen war, ſchrieb, und ſie um Rath fragte, ob es dem König Ver-

gnügen machen würde, wenn er dem Abbe Bernis den Kardinalshut proprio motu gäbe. Der Kardinal Tencin ſchickte dem König das Schreiben des Papſtes, ohne den Grafen von Bernis davon zu benachrichtigen; und was auch ſeine Abſicht dabey ſeyn mochte, ſo wurde es der gröſte Dienſt, den er ihm nur leiſten konnte. Der Marquis von Stainville holte die Befehle des Königs nicht einmal ein, ſondern folgte bloß ſeinem Eifer für einen Miniſter, den er für unerſchütterlich hielt, und der ohne Zweifel alles anwenden würde, um den zum Herzog zu machen, der ihn zum Kardinal gemacht hätte; er nahm es alſo ganz auf ſich, dem Papſt geradezu zu antworten, daß dieſe Promotion dem König unendlich ſchmeichelhaft ſeyn würde, und er ſchrieb dem Grafen von Bernis, was er gethan hätte. Dieſer zweifelte nicht, daß der König die ganze Sache als eine Kabale zwiſchen Stainville und einem ehrgeizigen, der ſeinem Fürſten die Einwilligung abdringen wollte, anſehen würde. Er verlor daher keine Zeit, um mit dem König ſelbſt zu ſprechen, und ihm zu ſagen, wie leid ihm der Vorgang thäte, wie ſehr er wünſchte Seine Majeſtät zu überzeugen, daß er nicht den mindeſten Antheil an dem Verfahren des Marquis von Stainville hätte, daß er es ſehr mißbilligte, und nicht das geringſte davon vorher gewußt hätte. Der König, durch den Kardinal Tencin von allen Umſtänden, die dem Abbe unbekannt waren, unterrichtet, ließ ihn ausreden, und antwortete ihm lächelnd: ſeyn Sie ruhig, Abbe, ich weiß, daß Sie keinen Antheil hieran haben. Will Sie der Papſt zum Kardinal machen, ſo wird er ja meine Einwilligung erſt verlangen müſſen; alſo noch einmal, ſeyn Sie ruhig. Der Graf von Bernis fand ſich durch dieſe Antwort ſehr erleichtert, und überließ das übrige dem Glück. Nachdem bald darauf der König ſeine Genehmigung gegeben hatte, gaben die Kaiſerin und der König von Spanien die ihrige, und der Papſt ließ dem

Gra=

Digitized by Google

Grafen von Bernis ankündigen, daß ſeine Promotion nächſtens vor ſich gehen würde. Am Hof war noch nichts davon ruchbar geworden, und der Abbe Bernis wollte es noch verſchweigen, um den Neid nicht aufzuregen; aber der Abbe Delaville, erſter Commis von den auswärtigen Geſchäften, verſicherte ihm, daß die Wirkung der Zuſage nicht beſſer geſichert werden könnte, als wenn er mit der öffentlichen Dankſagung ſo ſehr als möglich eilte; daß dieſe Publicität die ſtärkſte Schutzwehre gegen den Neid ſeyn würde; daß das Geheimniß ohnehin bald aufhören würde, und daß alsdann der Neid die Erfüllung des Verſprechens bis zum Tode des Papſtes aufhalten könnte, wo die Möglichkeit einträte, daß der Nachfolger ſich nicht daran bände, dahingegen, wenn der König die öffentliche Dankſagung angenommen hätte, ſeiner eignen Ehre an der Promotion gelegen ſeyn würde. Der Graf von Bernis folgte dem Rath und that wohl daran; denn als kurze Zeit darauf ſein Eigenſinn, auf dem Frieden zu beharren, ihn läſtig gemacht hatte, drang der König ſelbſt auf die Promotion, um alsdann freye Hand zu haben, den Miniſter der Maitreſſe aufzuopfern. Benedikt der Vierzehnte ſtarb in dem Augenblick, da die Promotion vor ſich gehen ſollte; aber Clemens der Dreyzehnte (Rezzonico) ſein Nachfolger, ehrte Benedikts Zuſage um ſo mehr, als er dem Grafen von Bernis zum Theil ſeine Würde verdankte. Cavalchini war der Erwählung nahe, als Bernis es durchſetzte, daß er ausgeſchloſſen wurde, und die Stimmen zu Rezzonico's Vortheil ausſchlagen ließ; dieſer, als ein Venetianer, ſetzte durch ſeine Erwählung dem Frieden zwiſchen dem Römiſchen Hof und der Republik das Siegel auf.

Die größten Hinderniſſe, die der Graf von Bernis zu bekämpfen hatte, kamen von Verſailles. Alles was der Neid der Miniſter, die Wuth der Prälaten, die Bos-

heit der Gleichgültigen vermochte, wurde gegen ihn angewandt. Man ging ſo weit, daß man dem Papſt die ſchmutzigſten Gedichte zukommen ließ, für deren Verfaſſer man den Grafen von Bernis ausgab. Die Verläumdung war ſo übertrieben, daß ſie dadurch ihre Wirkung verfehlte; der Papſt erklärte ſich öffentlich darüber.

Mitten unter allen den Minen, die man gegen ihn ſpielen ließ, und zu der nämlichen Zeit, wo er ſein Anſehen ſchon fallen ſah, erklärte der Graf von Bernis laut und vor dem geſammten Staatsrath, daß ihn die Verzögerung ſeiner Promotion weniger rührte, als der Mangel an Achtung gegen die Empfehlung des Königs; daß er alſo auf den Hut Verzicht thäte. Um ſeine Aufrichtigkeit außer Zweifel zu ſetzen, las er den Brief vor, durch welchen er es dem Papſt ankündigte, und übergab ihn dem König, mit der Bitte ihn genehm zu halten und zu deſſen Abſendung Befehle zu ertheilen. Der König nahm den Brief und erlaubte dem Grafen, wenn die Promotion nicht vor dem 3. Oktober geſchehen wäre, auf den Hut Verzicht zu thun. Ohne Zweifel wußte der König, was in Rom vorging, denn die Promotion geſchah den 2ten.

Dieß wäre denn genug von dieſer Hofkabale. Ich werde noch Gelegenheit haben, einige von dieſen niedrigen Ränken der Hofleute zu enthüllen; ſie halten ſie für Meiſterſtücke der Politik, weil ſie weder fähig noch würdig ſind, die Wahrheit und die Geradheit anzuwenden, durch welche denn doch die kleinliche Liſt immer zu überwinden iſt. Und wie viele habe ich ihrer bey andern Veranlaſſungen geſehen, die aus einer lächerlichen Eitelkeit und dem geheimen Bewußtſeyn ihrer Nichtigkeit ſich dafür ausgeben, daß ſie für das Große gemacht ſind, ohne einen andern Beweis dafür anzuführen, als das

treu=

Digitized by Google

treuherzige Geſtändniß, daß ſie auch nicht die geringſten Details faſſen können.

Auch bey unſern Unfällen, die unſre Feinde ſattſam bekannt machen werden, will ich mich nicht länger aufhalten.

Deſto zweckmäßiger wird eine kurze Ueberſicht unſerer Thorheiten ſeyn; denn dem Zufall haben wir eigentlich nichts zur Laſt zu legen. Wir werden hieraus ſehen, wie es zuging, daß ein Syſtem, welches, wie es auch beſchaffen ſeyn mochte, von dem ganzen Staatsrath, von der ganzen Nation gebilligt worden war, an welchem anfangs jedermann Antheil gehabt haben wollte, in der Ausführung verunglückt iſt a).

Zunächſt treffen wir auf Rouille's Eiferſucht; er kann es nicht vertragen, in einem Syſtem, deſſen Seele der Graf von Bernis iſt, ſich als bloßen Repräſentanten zu ſehen, und gibt als Miniſter der auswärtigen Geſchäfte unſern Geſandten an den fremden Höfen Inſtruktionen, die dem neuen Plan, wo nicht zuwider, doch wenig angemeſſen ſind.

Machault ſieht ebenfalls mit Verdruß an dem Grafen von Bernis einen Nebenbuhler, der die Gunſt des Königs und der Frau von Pompadour mit ihm theilt, und ſie ihm gar entreiſſen kann.

D'Argenſon, als Kriegsminiſter, hatte zum einzigen Augenmerk, den Wirkungskreis ſeines Departements zu erweitern. Er wollte ganz Frankreich zum Landkriege rüſten,

a) Der Mangel an Ordnung, und die häufigen Wiederholungen, welche man in dieſem Abſchnitt findet, geben einigen Anlaß zu befürchten, daß es nicht der reine Text von Duclos iſt, den Herr Buiſſon hier geliefert hat; indeſſen ſcheinen die Materialien ächt, und bloß die Stellung mag von fremder Hand daran verfälſcht worden ſeyn.

Digitized by Google

rüſten, und dadurch den Miniſter von der Marine ſtürzen. Kühn in ſeinen Entwürfen, furchtſam in den Mitteln ſie auszuführen, will er ſeinen Sohn zum General machen, getraut ſich aber nicht, ihn den ältern im Dienſt vortreten zu laſſen, worüber man doch nicht lange geſchrieen hätte, ſondern macht eine Menge von Generalen, welche die Armeen überladen, Verwirrung hineinbringen, die Proviantmagazine durch den Luxus verſchlingen und die Finanzen erſchöpfen. Alle Sachverſtändigen klagen ihn an, daß er das Militair zunichte gemacht hat. Es wird bald nöthig werden, einen Grad zu erfinden, der über den Marſchall von Frankreich ſey, weil dieſer zu gemein geworden iſt. Ohne für ſich ſelbſt geldſüchtig zu ſeyn, hat er den Staat durch die ungeheuren Reichthümer verſchuldet, die er in der Proviantirung, in den Lazarethen, tauſenden von ſeinen Kreaturen zugeſchanzt hat, die Räubereyen ſeiner Familie ungerechnet. Er hat ſo viel Verſtand, und der König hatte ſo viel Geſchmack an ihm bekommen, daß er ſich in ſeiner Stelle hätte erhalten können, zumal da keine moraliſchen Grundſätze ihn feſſeln, und das Gute wie das Böſe ihm gleichgültig iſt; aber er hat eine gewiſſe Schwäche, die ihn oft zum Werkzeug fremder Leidenſchaft macht, und ſeinen Sturz veranlaßt hat. Er wollte mit der Gräfin d'Eſtrades gemeine Sache machen, um die Frau von Pompadour zu verdrängen, der die Gräfin alles zu verdanken hatte. Er glaubte ſich in der Gunſt des Königs ſo geſichert, daß er die Marquiſe, als ſie ihm zuvorkam, abzuweiſen wagte. Das Spiel hat denn damit geendigt, daß ſie ihn am nämlichen Tag mit Machault exiliren ließ; dieſer fiel durch andre Veranlaſſungen, die mit dem Wohl des Staats eben ſo wenig in Verbindung ſtanden, als bey d'Argenſon. Der Graf von Bernis hatte den Muth vorzuſtellen, daß in der Lage der Dinge der Verluſt zweyer erfahrner Miniſters ſehr beträchtlich wäre.

Der

Digitized by Google

Der Graf d'Argenſon hatte Fähigkeiten, von denen er Gebrauch machte, wenn ſein Vortheil es zuließ. Machault, der weniger Verſtand und mehr Charakter hatte, wurde in der Marine geſchätzt und ſogar geliebt. Dieſer ſtolze und eiskalte Mann hatte die Seeleutr beſſer behandelt als irgend einer von ſeinen Vorgängern. Auch hatte er einen Vortheil, den dieſe nie gehabt hatten, nämlich Einfluß genug, um das Geld, was zu ſeinen Unternehmungen nöthig war, zu erlangen. Die Seeleute, die man ſonſt ſehr ſelten am Hof ſah, fingen an dort aufzutreten, und meiden vielleicht heutzutage dieſen Aufenthalt nicht genug, deſſen Luft ſchon jeder Art von Pflichten verderblich iſt. Sie nehmen davon einen Geſchmack am Luxus mit, der ſie verführt, das Geld vor der Ehre zu ſchätzen.

Dieſe zwey Miniſters wurden durch die untüchtigſten Subjekte erſetzt: Moras in der Marine, der Marquis von Paulmi für den Krieg.

Der Marechal von Belle-Jsle, welcher auf den Marquis von Paulmi folgte, unterdrückte zwar die geheime Zuneigung, die er immer für den König von Preuſſen gehabt hatte, aber ſeine gewöhnliche Indiſkretion hat bey Planen, deren Erfolg von der ſtrengſten Verſchwiegenheit abhängt, oft Schaden gethan.

Berryer wird mit der ganzen Plumpheit ſeines Charakters von der Pariſer Polizey an den Hof verpflanzt, und nimmt die Falſchheit, aber nicht die Abgeſchliffenheit ſeines neuen Aufenthalts an. Er bekömmt die Marine. Die Marquiſe von Pompadour, leidenſchaftlich für das neue Syſtem eingenommen, will es ausgeführt haben und verhindert die Mittel dazu. Sie wird auf den Grafen von Bernis eiferſüchtig, ſobald ſie ſieht, daß der König perſönliche Achtung für ihn hat. Er iſt der ein-

Digitized by Google

einzige politiſche Agent, und kann ſich von den nothwendigſten Dingen keine Kenntniß verſchaffen. Der Zuſtand der Finanzen wurde ihm erſt wenige Monate vor ſeiner Verweiſung mitgetheilt. Machault, Sechelles, Moras, Boulogne, alle Generalkontroleurs, die hinter einander gefolgt ſind, haben an nichts gedacht als ſich oder ihre Kreaturen zu bereichern.

So waren die vornehmſten unter den handelnden Perſonen beſchaffen, nun wollen wir die Werkzeuge betrachten. Der Marechal d'Eſtrees, der zum Feldherrn ernannt iſt, fürchtet ſich, von dem Prinzen von Soubiſe, welcher ein Reſervekorps anführt, durch die offenbare Gunſt der Frau von Pompadour verdrängen zu ſehen. Soubiſe, durch ſeine Rechtſchaffenheit aller Achtung werth, ehrfurchtsvoll gegen ſeinen Herrn, von welchem er geliebt wird, könnte am Hof das ganze Anſehen genießen, das einem Mann von ſeinem Stand gebührt, wenn er ſich nur mit dieſer anſtändigen Exiſtenz begnügen könnte; aber er will ohne militairiſche Talente Marſchall von Frankreich, wo möglich Connetable und Miniſter werden. Die Protektion hat ihn, ſeinen Ungeſchicklichkeiten zum Trotz, gerade ſo weit gebracht als es erfochtne Siege nur hätten thun können. Der Marechal d'Eſtrees gewinnt die Schlacht bey Haſtenbeck faſt gegen ſeinen Willen. Er fürchtet ſich zu weit einzulaſſen, er befolgt nur ſchüchtern einen Plan, gegen welchen er durch Puiſieux, ſeinen Schwiegervater, und durch Saint-Severin eingenommen iſt, weil dieſe ſich gegen ein Syſtem ſträuben, das den Aachner Frieden, ihr Werk, verbeſſert.

Auch die Ungeduld des Franzöſiſchen Hofmanns bey allen Kriegen, die ihn im Winter von Paris entfernen, iſt hier in Anſchlag zu bringen. Die Generale haben ihrer Bequemlichkeit wegen immer gewünſcht, den Krieg nach Flandern zu ſpielen. Die meiſten unſrer Officiere

ließen

ließen ſich ungern bey Operationen gebrauchen, die gegen den König von Preuſſen gerichtet waren; denn anſtatt ſeine Wachſamkeit und ſeine Oekonomie nachzuahmen, hatten ſie die Mode unter ſich aufgebracht, ihn bis zum Himmel zu erheben. Die Nation, welche durch die Schwäche und die wirklichen Fehler der Regierung ſchon längſt daran gewöhnt war, den Hof in allem zu tadeln, wird Preuſſiſch geſinnt, wie ſie im vorigen Krieg Oeſterreichiſch geſinnt geweſen war.

Mailleboïs, der für ſeine eigne und für des Grafen d'Argenſon, ſeines Onkels Rechnung, die Marquiſe von Pompadour haßt, übrigens ein Man von Geiſt und von Talenten, begünſtigt alle Fehler der Generale, um ſie zu verdrängen.

Der Marechal von Richelieu, Feind der Marquiſe, die ihn haßt, eiferſüchtig auf Soubiſe, in den Bettkammern der Damen zum Feldherrn groß gezogen, Beſchützer und Muſter im Großen der Maraudeurs, von dem gemeinen Soldaten, denen er das Beyſpiel gibt, geprieſen, beſungen von Voltaire, fühlt, daß er dieſem Fantom von Ruhm keine Wirklichkeit verleihen kann, pflegt mit dem König von Preuſſen Unterhandlungen, ſtatt ihn zu bekämpfen, und ſucht nichts als Geld zu erwerben, das Syſtem zu zerſtören, die Marquiſe verhaßt zu machen, den Grafen von Bernis zu verdrängen, zum Miniſterium zu gelangen, um durch die Intrigue zu herrſchen.

Gleichgültig oder gar mit Vergnügen ſieht Contades die Thorheiten andrer an, durch welche er das Kommando zu erhalten hoft. Er verliert eine Schlacht, die er hätte gewinnen ſollen; wenigſtens ſagte der König von Preuſſen, der beſte Richter in dieſem Fach, nachdem er die verſchiednen Lagen der Armeen unterſucht hatte, er begriffe nicht, wie Contades geſchlagen worden wäre.

Die=

Dieſer behauptet, er ſey verrathen worden. Zum Unglück für unſre Generale finden ſie bey ihren gegenſeitigen Beſchuldigungen Glauben und niemals bey ihren Apologien.

Broglio, dem das militairiſche Talent angeboren iſt, will jeden Mitwerber ſtürzen; und dieſer Geiſt iſt allen unſern Feldherren gemein geweſen. Sein Bruder, ein mit jedem Kollegen unverträglicher Mann, zwingt den Grafen von Saint-Germain, einen guten Officier, der aber eben ſo wenig andre zu dulden weiß, ſein Vaterland zu verlaſſen.

Wir haben uns zur See nicht beſſer aufgeführt wie auf dem feſten Lande. Sechs Monate lang haben wir unſre Schiffe der Engliſchen Seeräuberey preis gegeben, ohne es zu wagen, Repreſſalien zu gebrauchen.

Unſer Miniſterium wollte, wie es ſagte, unſre Mäßigung allen europäiſchen Mächten augenſcheinlich machen; aber die Mäßigung iſt die Tugend des Starken und die Schande des Schwachen. Als wir uns endlich zur Rache entſchloſſen, hatten wir bereits zehntauſend Matroſen eingebüßt. Der Sieg des Admirals la Galiſſonniere war für uns ein verlornes Beyſpiel.

Bings Aufopferung, ſie mochte gerecht ſeyn oder nicht, erſtickte das Murren der Engliſchen Nation, ſtellte den Geiſt ihrer Marine wieder her, und zeigte uns, was wir mit größerm Rechte hätten thun ſollen. An Frevlern hätte es uns nicht gefehlt.

Der Marechal von Conflans läßt unſre Flotte vernichten, während daß die Engliſche ihr höchſtens gleich iſt. Er verbrennt ein Schiff, das eine ſchwimmende Citadelle war; er wagt es, ſich deſſen wie einer Heldenthat zu rühmen. Was iſt ſeine Strafe? Daß er dem König nicht vorgeſtellt wird, und täglich der öffentlichen Verachtung

achtung Trotz bietet, die man ihm furchtſam zu verbergen ſucht. Er beklagt ſich über die Officiere, die unter ihm dienten, dieſe geben es ihm zurück, und dabey bleibt alles. Zur See und zu Lande nicht die mindeſte Nacheiferung; nur Prozeſſe, die ſchriftlich geführt werden. Die Maaßregeln werden überall ſo ſchlecht getroffen, wie ſchlecht ausgeführt. Die Tranſportſchiffe werden von der Flotte getrennt, weil es der kleinliche Stolz des Herzogs von Aiguillon nicht vertragen kann, ſich in Breſt untergeordnet zu ſehen. Darum ſtellt er die Tranſportſchiffe in Guiberon, wo er allein kommandirt, mag übrigens dadurch die Vereinigung auch noch ſo gefährlich werden! Ein ähnlicher Uebermuth des Herzogs von Aiguillon hat den Verluſt von Belle-Isle nach ſich gezogen. Die Stände von Bretagne ſahen die Wichtigkeit dieſes Platzes und warnten ihn ein Jahr vorher, für deſſen Sicherheit zu ſorgen, wobey ſie ſich erboten, den nöthigen Vorrath herbeyzuſchaffen. Mit einer kindiſchen Eitelkeit und einer bittern Ironie erwiedert er gegen die Deputation, der er Achtung ſchuldig iſt, er ſey den Ständen ſehr verbunden, daß ſie ihn ſein Metier lehren wollten. Er hatte es indeſſen doch nöthig, denn er ließ nachher Belle-Isle wegnehmen, weil die angebotenen Vorkehrungen unterlaſſen worden waren. Selbſt den Zeitraum von vierzehn Tagen, den die Niederlage der Engländer bey ihrer erſten Landung ihm ließ, hat er nicht benutzt, um Truppen in die Inſel zu werfen, welche nur vier Stunden vom feſten Lande liegt. Man hat oben geſehen, wie wenig Antheil er an der Affaire von Saint-Caſt hatte, auf welche jedoch eine Münze ihm zu Ehren geſchlagen worden iſt. Die neueren Münzen machen die alten ſehr verdächtig.

In unſern Kolonien verſtehen ſich die Statthalter und Intendanten nur, um das ſchändlichſte Monopo-

lium

lium zu treiben. Das allgemeine Geſchrey nöthigt endlich die Regierung, einige von ihnen in Unterſuchung zu nehmen; ein erkaufter Schutz rettet die meiſten, und diejenigen, an welchen durch einen ſchmähligen Tod ein Beyſpiel geſtiftet werden ſollte, kommen mit ſo leichten Strafen durch, daß niemand dadurch geſchreckt werden kann.

Die Vertheidigung von Pondichery wird einem geldſüchtigen Fremden, einem verſchobnen Kopf, Lally, anvertraut. Er kehrt ſeine Wildheit nur gegen die Unglücklichen, die er vertheidigen ſoll. Er liefert oder verkauft den Platz und ſchlägt ſogar die Kapitulation aus, welche der Feind anbietet. Die Verrätherey iſt ſo augenſcheinlich, daß man in Frankreich gezwungen iſt, ihn feſtzuſetzen. Haben wir nicht Schifskapitaine geſehen, die ſich dem Kampf entziehen mußten, oder außer Stand waren, darin zu beſtehen, weil die Waaren, mit welchen ſie handelten, ihre Schiffe ſo beſchwerten, daß ihre ſtärkſte Batterie dadurch unnütz gemacht wurde?

Ohngeachtet aller dieſer Fehler, ſo vieler Ungeſchicklichkeit, Dieberey, Kabale und Widerwärtigkeit mußte das politiſche Syſtem doch eine gute und feſte Anlage haben, da es bis zum Tod der Kaiſerin von Rußland, Eliſabeth, ſich unverſehrt erhalten hat. Der König von Preuſſen, mit Ruhm und Sieg gekrönt, urtheilte ſelbſt, daß ſein Untergang nur aufgeſchoben wäre, als der Tod dieſer Fürſtin ſeine bisherigen Feinde zu ſeinen Bundsgenoſſen machte.

Aber auch nicht am Franzöſiſchen Hof allein haben beſondre Rückſichten den allgemeinen Vortheil des Staats geſtört. Die Oeſterreicher waren der Allianz von ihrem Urſprung an ſo abgünſtig geweſen, als wir es nur nach unſern Unfällen haben ſeyn können. Die Kaiſerin ſelbſt hat ſich geirrt als ſie den Krieg in Schle-

ſien

ſien führte, unter dem Vorwand daß dies der wahre Gegenſtand deſſelben wäre. Ihr Groll gegen den König von Preußen hat ſie übereilt und ſie verhindert einzuſehen, daß wenn man Magdeburg und Stettin nahm, der König gezwungen war Schleſien für den Frieden zu bieten.

Ohngeachtet aber die Plane der Kaiſerin mißlungen ſind, ſo hat ſie doch immer einigen Ruhm davon gehabt, weil der Graf von Kauniz das politiſche Syſtem immer allein geleitet hat, und das Militair dieſem immer als Werkzeug untergeordnet geblieben iſt. Bey uns hingegen hat ein jeder, der gebraucht worden iſt, wo nicht an der Regierung Theil nehmen, doch die Regierung ſtören können.

Indeſſen hat das Wiener Kabinet zuweilen auch kleinen Hofrückſichten nachgegeben.

Der Prinz Karl hat das Kommando bekommen, weil der Kaiſer ſein Bruder war, und Daun, weil ſeine Frau die Favoritin der Kaiſerin war. Dieſem macht man die militäriſchen Talente nicht ſtreitig, aber ſeine Langſamkeit, ſeine Unentſchloſſenheit, die gegenſeitigen Schonungen zwiſchen dem Prinzen und dem General haben das Oberkommando oft in's Stocken gebracht, und dann haben die Subalternen die Armee angeführt.

Die Kaiſerin von Rußland wurde in ihrem Entwurf, den König von Preußen zu Boden zu werfen, durch den Hof ihres künftigen Nachfolgers durchkreuzt. Der Großfürſt unterrichtete den König von allen Maasregeln der Zarin, und da ſich die Alliirten ihre wechſelſeitigen Plane mittheilten, ſo erfuhr ſie der König aus Rußland.

Beſtuchef, der in London erzogen worden war, und ſich ganz den Engländern ergeben hatte, konnte eine Fürſtin, welche die Geſchäfte haßte, und ganz allein dem Vergnügen lebte, mit geringer Mühe beherrſchen und hintergehen. Eine vortrefliche Miliz, aber ohne Feldherren, ohne Kunſt für den Unterhalt, konnte durch ihren Muth allein nicht nützen.

In Schweden wurde der König durch ſeine Gemahlin beherrſcht, welche eine Schweſter des Königs von Preußen war und viel Aehnlichkeit mit ihm hatte; dieſe ſtörte alle Operationen.

Der Däniſche Hof ſchwankte beſtändig zwiſchen der Eiferſucht auf das Oeſterreichiſche Haus, auf die katholiſchen Mächte, und der Unruhe über den König von Preußen.

Im Reich wurden die Proteſtanten durch den König von Preußen und die Engländer aufgehetzt. Auch hätte man ſich darauf gefaßt machen und vorausſehen können, daß die Reichsarmee ganz Preußiſch geſinnt ſeyn würde. Man gab ihr noch obendrein den Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen zum Anführer, der faſt ein offenbarer Anhänger des Königs von Preußen war.

Die Königin von Spanien beherrſchte ihren Gemahl, Ferdinand VI, und hinderte ihn ſich zu erklären, als es noch für das Syſtem zuträglich hätte ſeyn können. Der Herzog von Choiſeul zog nachher Ferdinands Nachfolger, Karl III, durch den Familienvertrag auf unſre Seite; aber damals konnte Spanien nichts weiter, als ſeine Ohnmacht mit der unſrigen verbinden, und unſre Unfälle theilen.

Die Engländer fürchteten dieſe Vereinigung ſo wenig, daß ſie ſogar vor derſelben die Abſicht hatten, Spanien den Krieg zu erklären. Auch nannte man dieſe Allianz bey uns die Spaniſchen Grillen. *a*) Spanien hat ſeine Seemacht dabey zugeſetzt und unermeßliche Reichthümer, welche unſern Feinden die Mittel verſchaft haben, den Krieg fortzuſetzen, und die Bedingungen des Friedens gebieteriſch vorzuſchreiben.

Dies iſt das zuſammengedrängte Gemälde von dem Urſprung, dem Lauf und dem Ende dieſes Kriegs.

a) Les folies d'Eſpagne ſind ein altes und bekanntes Vaudeville.

Ende der Memoiren.

An-

Digitized by Google

A n h a n g

Digitized by Google

Digitized by Google

Anmerkungen zum erſten Theil.

I.

S. 17.

Die Spaniſchen Truppen wurden dem Prinzen von Vaudemont anvertraut.

Die Familienverhältniſſe des Prinzen von Vaudemont hätten ihn der Franzöſiſchen Regierung verdächtig machen, und von dem Kommando der Armeen ausſchließen ſollen; wenigſtens hätte nach dem natürlichen Gang der Dinge, nur die äußerſte Vorſicht und Delicateſſe in ſeinem Betragen den unvermeidlichen Argwohn, den ihm ſeine Geburt zuzog, auslöſchen können. Wir ſehen aber aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, daß er ſeine Verſtändniſſe mit den Feinden Frankreichs öffentlich zur Schau trug, und ungeſtraft, ja ſogar an Ludwigs Hof geehrt und belohnt, vor der Armee und der ganzen Nation als Verräther erſchien. Dieſer Grad von Frechheit auf der einen, und von Verblendung auf der andern Seite iſt indeſſen ſo unglaublich, daß der Aufſchluß des Räthſels vielleicht eher in jener unſichern, ſich ſelbſt verſtrickenden Politik, die immer von heimlicher Schwäche zeugt, zu finden ſeyn möchte. Aber die Entdeckung ſolcher Verwicke-

lungen, welche den verborgenen morſchen Faden der neueren Europäiſchen Geſchichte ausmachen, ändert an den allgemeinen Reſultaten — Elend der Nationen, Schwäche der Herrſcher, und Selbſtſucht ihrer Diener — nicht das mindeſte ab, und muß daher in einer gewiſſen Ferne billig verſchwinden.

Voltaire's Konnivenz mit dieſer Art von Politik verleitet ihn, in ſeinem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten alle dieſe grellen Unſchicklichkeiten, wie Vaudemont's Verrätherey, die Zweydeutigkeit des Herzogs von Savoyen, und die ſchändliche Aufopferung des großen Catinat, der vor beyden gewarnt hatte, zu ignoriren. Er windet ſich durch allgemeinere ſchnelle Zuſammenſtellungen bekannter Thatſachen, bis er das Verbrechen, Wahrheiten, die ſeiner Ueberzeugung heilig ſeyn mußten, zu bemänteln, glücklich überſtanden hat. Wir werden dieſe einzelnen Reticenzen nach und nach bemerken, und dadurch zum richtigſten Geſichtspunkt gelangen, um zugleich Ludwig den Vierzehnten und ſeinen Geſchichtſchreiber zu beurtheilen. Die Autorität des Herzogs von Saint-Simon, welcher Duclos auch am meiſten gefolgt iſt, ſcheint für alle parties honteuſes in der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die wichtigſte zu ſeyn; ſeine Urtheile ſind zwar leidenſchaftlich, und werden meiſtens durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe mit den in ſeinen Memoiren vorkommenden Perſonen beſtimmt, aber gekränkte Ehrſucht und Schmerz über unverdiente Zurückſetzung trieben

ihn

Digitized by Google

ihn an, Wahrheiten auszuſpähen und aufzuzeichnen, die kälteren oder zufriedenern Beobachtern entgingen.

II.

S. 31.

Die Königin von Spanien, erſte Gemahlin Philipps des Fünften.

Der große Vortheil der Memoiren iſt, daß ſie von hiſtoriſchen Karakteren durch einzelne Züge oft Darſtellungen liefern, die an Lebendigkeit und Individualität den dramatiſchen gleichen, und der ernſteren, mehr um die Humanität im Ganzen beſorgten Muſe der Geſchichte ſo gut wie die trockenſten Urkunden, nur als Quellen dienen dürfen. Eine ſolche Darſtellung von der Königin von Spanien enthalten die von Millot zuſammengetragenen Memoiren des Herzogs von Noailles. Größe, und zwar ſcharfbeſtimmte weibliche Größe, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes, mit wahrhaft königlichem Adel und heldenmäßiger Ausdaurungskraft verbunden, ſind die Hauptzüge dieſes merkwürdigen Karakters. Vielleicht hätte ſich Düclos entweder hier oder bey ſeiner nachtheiligen Schilderung der Prinzeßin dei Urſini mehr erinnern ſollen, daß ſie von dieſer Königin angebetet wurde, die er das Glück der Völker und das Beyſpiel der Fürſten nennt. Die Königin hatte zu viel Eigenſchaften, durch welche ſie dieſe ſchöne Lobrede wirklich verdient, als daß nicht etwas von ihrer Liebe dem Andenken ihrer

Favoritin zu gute kommen ſollte; aber freylich war der Einfluß der Prinzeßin dei Urſini auf die Spaniſche Monarchie zu unnatürlich und zu ſtaatswidrig, als daß die Königin für ihre ununterbrochene Abhängigkeit von dieſer Ehrgeitzigen, nicht der Entſchuldigung bedürfen ſollte, daß ſie Fürſtin und Weib war, und Spanien ſowohl als ſich ſelbſt der Tyranney des Franzöſiſchen Hofs oder ſeiner Agenten zu entziehen glaubte, indem ſie beyde in die Feſſeln ihrer durch den Widerſtand andrer Ehrgeitzigen theurer gewordenen Freundin warf.

III.

S. 32.

Todesfälle in der Familie Ludwigs des Vierzehnten, und daraus entſprungener Verdacht gegen den Herzog von Orleans.

Voltaire's Scepticiſmus iſt nirgends beſſer angebracht, und der Wahrheit und Weisheit, die den Geſchichtſchreiber leiten müſſen, würdiger, als bey den zweydeutigen und unentſchiedenen Vergiftungsgerüchten, welche ſo manchen Theil der Geſchichte verdunkeln. Es gibt vielleicht keinen Menſchen auf der Welt, an deſſen Tod nicht irgend einem andern Menſchen gelegen ſeyn ſollte, und jeder, der im Grabe liegt, kann eben ſo gut dafür gehalten werden, durch menſchliche Bosheit und Eigennutz vor der Zeit hinein befördert worden zu ſeyn, als jedes Kind, das geboren wird, dafür gehalten werden kann, die Frucht

Digitized by Google

einer Sünde zu ſeyn. Solche theologiſche Präſumtionen dürfen aber die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit nicht beſtimmen; die Leichtgläubigkeit, die über dieſen Punkt von einem Jahrhundert auf das andere forterbt, und mit welcher die Menſchen ſich entweder über ihren Abſtand von den Großen der Erde tröſten, oder an den Tragödien ergötzen, die ihrer Meinung nach auf jenen erhabnen Gerüſten, zu welchen ſie nie ungeblendet hinaufſchauen, aufgeführt werden: dieſe Leichtgläubigkeit legt dem Geſchichtſchreiber die Pflicht auf, jede unerwieſene Vergiftungsgeſchichte für unwahr zu erklären, weil außer einigen trügenden Wahrſcheinlichkeiten, keine vor der andern etwas voraus hat, und a priori gefühlt und eingeſehen werden muß, daß unter der Menge, die allerwenigſten Grund haben können. Der Charakter des Herzogs von Orleans hat ſo viel Böſes und ſo viel Gutes, ja ſogar Großes, daß er aus ſich ſelbſt den Aufſchluß gibt, wie er zwar jener nächtlichen und niedrigen Verbrechen unfähig, zugleich aber vollkommen dazu gemacht ſeyn konnte, einer feindlichen Kabale den Namen davon herzugeben. In der Volksmeinung geſchah folgender Schluß: wer die Religion und die Sitten offenbar und ungeſcheut beleidigt und höhnt, der kann gar wohl in acht Tagen drey nahe Verwandte, die ihm im Wege ſtehen, mit Gift vergeben. So unvernünftig und nur den Heuchlern vortheilhaft dieſer Schluß auch iſt, ſo mächtig wird er doch zu allen Zeiten ſeyn, und ſo mißlich wäre es die Vorurtheile, auf welchen er beruht, anzutaſten,

bis andre Bande gefunden worden wären, um zügelloſe und übermüthige Große oder Mächtige von der Meinung einer ſklaviſchen und unaufgeklärten Menge abhängig zu machen. Auch ſcheint ein dunkles Gefühl einem trotz aller Entſtellung doch natürlichen Trieb der Menſchen oft die ſonderbare Wendung gegeben zu haben, daß ſich Völker gern mit ihrem König verbündeten, um an deſſen nahen Verwandten die Schuld der Anwartſchaft auf den Thron zu rügen.

Die Geſchichte hat mehrere Beyſpiele von ſolchen hölliſchen Geweben, wie dasjenige war, mit welchem die Parten des Herzogs von Maine den Herzog von Orleans umſtrickt hatte; wir verdanken es aber den Memoiren, die wir über dieſen Theil der Geſchichte haben, das von keinem Anſchlag der Art ein ſo deutliches und beſtimmtes Bild zurückgeblieben iſt, und es verlohnt ſich der Mühe, dieſes Bild zu ſtudiren, um crimine ab uno die Methode und die Wirkungen ähnlicher Komplotte, denen man weniger auf den Grund kam, kennen zu lernen. Der Herzog von Saint-Simon, ein Todfeind der maineſchen Partey, gibt übrigens nicht undeutlich zu verſtehen, daß er an die Vergiftungen glaubt, aber den Duc du Maine ſelbſt für den Urheber derſelben hält; doch kann es nichts unweiſeres und ungeſchickteres geben, als ſolche Recriminationen, die anſtatt das Verbrechen unwahrſcheinlich zu machen, nur die Zahl der Verdächtigen häufen, und der Bösartigkeit der Menſchen eine neue Beute hinwerfen, ohne ihr die erſte zu entreiſſen.

Ohne

Ohne dem Urtheil vorzugreifen, das die Geſchichte einſt in ihrer Impaſſibilität über einen Nachkommen des Herzogs von Orleans fällen wird, ſind doch einige gemeinſchaftliche Züge eines Familienſchickſals, das dieſes Haus betroffen hat, belehrend genug, um bey dieſer Gelegenheit ausgehoben zu werden. Der Platz, den das Haus Orleans durch die Geburt einnahm, hatte es ſeit Jahrhunderten zum Mittelpunkt aller Oppoſition in Frankreich gemacht, und durch dieſes Verhältniß war in demſelben eine gewiſſe freyere Denkungsart *) gleichſam erblich geworden, die es vor allen Franzöſiſchen Fürſtenhäuſern voraus hatte. Wir ſind weit entfernt, dem jetzigen gewesenen Oberhaupt des Hauſes Orleans ſolche inſtinktartige, mit dem Blut ſeiner — des Kutſchers nicht zu erwähnen — putativen Väter überkommene Grundſätze zum Verdienſt anzurechnen; es dünkt uns aber, daß ſie bey der Rolle, die er vom Anfang der Revolution geſpielt hat, als mitwirkender Umſtand nicht vergeſſen werden dürfen. Bey den natürlichen Verhältniſſen des Hauſes Orleans entſtanden öfters Lagen, in welchen es ſich unter keiner Bedingung von Verdacht, und von jenen mächtigen Verläumdungen, die auf einem unleugbaren, allgemein angenommenen Grund beruhen, rein halten konnte; und wir finden, daß die allgemeine Wuth des Vorurtheils, die nach den ſchwärzeſten Verbrechen haſcht, um ihren Gegenſtand damit zu belaſten, kaum jetzt in Europa ſo ſchwer auf Philipp Egalité fällt, als ſie während der Regierung Ludwigs des

Vier-

*) S. dieſe Memoiren, Th. I. S. 170.

Vierzehnten in Frankreich auf ſeinen Vorfahren, den nachmaligen Regenten, gefallen war. So wenig dieſe Zuſammenſtellung als Rechtfertigungsgrund für den Ehr-Namen- und Hoſenloſen Philipp gelten kann, ſo beweiſt es denn doch, daß ſeine Verbrechen ſich vielleicht nicht ſo ſehr über das Verhältniß ſeiner Geburt hinaus erſtreckt haben, als ſeine Unfähigkeit und die Niedrigkeit ſeiner Geſinnungen Anlaß gegeben haben, zu verbreiten. Sehr natürlich war es, daß das einzige populäre Fürſtenhaus in Frankreich unabläßig darnach ſtrebte, ſich in die ungeheure Maſſe einer Volksrevolution, von ihrem erſten Entſtehen an, einzuflicken und einzuniſten, und daß ſeine Mittel dazu im Verhältniß mit dem Unerhörten und Beyſpielloſen dieſer Revolution bleiben, ja ſogar als ungleichartige Zuthat manchen Zug derſelben entſtellen mußten. Aber nicht weniger natürlich war es, daß man auf einer andern Seite dieſen Umſtand benutzte und nie von dem Syſtem abwich, eben die gefährliche und doch verführeriſche Revolution um allen Ruf zu bringen, indem man jenes Haus und deſſen verachtetes Oberhaupt als Rädelsführer und Hauptfiguren in derſelben, das Volk hingegen in ſeiner Wuth und Größe als Werkzeug eines mit Recht verabſcheuten Ehrgeitzes, um alle legitimen Anſprüche, die ihn hinderten, mit allen Geſetzen und aller Ordnung zugleich zu zerſtören, aufſtellte. Das Haus Orleans ſcheint für dieſen Augenblick von dem empörten Meere verſchlungen worden zu ſeyn; wenn es ſich aber auch noch länger und heftiger darauf bewegt hätte, ſo hätte es doch immer

für

für den unparteiiſchen Beobachter nicht höher in Anſchlag kommen dürfen, als jedes andre Ungeheuer, deſſen beſchränkten Krais der Ocean duldet.

IV.

S. 39.

Mademoiſelle Chouin.

Es könnte blos für die Sittengeſchichte der damaligen Zeit einiges Intereſſe haben, genauer nachzuforſchen ob zwiſchen dem Dauphin, Ludwigs des Vierzehnten Sohn, der nie zur Regierung kam, und der Mademoiſelle Chouin eine Gewiſſensehe ſtatt gehabt habe oder nicht. Wahrſcheinlich wird das erſte allerdings durch die Aehnlichkeit dieſes ganzen Verhältniſſes mit dem Verhältniß des Königs und der Frau von Maintenon, und durch die ſtillſchweigende Anerkennung dieſer Aehnlichkeit in dem Betragen der beiden letzteren. Daß ſich Voltaire dagegen auflehnt, mag ſeinen Hauptgrund in dem Namen der Pſeudo-Dauphine haben, der ſeinen poetiſchen Ohren viel zu abſcheulich klang, um der Beſitzerin deſſelben die Ehre einzuräumen, daß ſie auf irgend eine Weiſe mit dem Dauphin vermählt geweſen wäre. Folgendes Portrait der Mademoiſelle Chouin aus den Deutſchen Originalbriefen der Herzogin von Orleans würde ihn freylich, wenn er es gekannt hätte, mit ihrem Namen nicht ausgeſöhnt haben:

„Sie ſahe aus wie ein Doguin, war klein, hatte kurze Beine, ein rund Geſicht, hatte eine kurze aufgeworfene

worfene Naſe, groß Maul voll fauler Zähne ſo brav ſtunken, daß man ſie eine Kammer lang riechen konnte, ꝛc." — denn der Schlüß dieſer kräftigen Beſchreibung enthält einige ſo wenig empfindſame Details aus der Liebesgeſchichte dieſes Pars, daß wir uns nicht getrauen, ſie der Herzogin von Orleans nachzuſchreiben.

V.

S. 44.

Der Tod des Herzogs von Bourgogne war ein Trauerfall für die ganze Menſchheit.

Die Geſchichte hebt uns das Andenken mehrerer präſumtiven Thronerben auf, an welchen die Völker mit den ſüßeſten Hofnungen hiengen, bis ein vorzeitiger Tod ihnen den Ruhm zuſicherte, daß ſie das Glück ihrer Unterthanen gemacht haben würden wenn ſie zur Regierung gelangt wären. Das omnium judicio dignus imperii niſi imperaſſet des Tacitus iſt nicht dazu gemacht, bis zur Zerſtörung dieſer frommen Täuſchung auf die Menge zu wirken, die hierin wie in ſo vielen andern Dingen ſich mit ſolchen Täuſchungen ihre Feſſeln zu erleichtern gewohnt iſt. Dem Philoſophen aber iſt die Unterſuchung wichtig, ob denn wirklich ein feindſeliges Verhängniß der Menſchheit ſo viele vortrefliche Regenten in ihrer Blüthe entriſſen hat, und ob die beſten Regierungen denn wirklich diejenigen geweſen wären, zu denen es

durch

durch den grauſamen Muthwillen des Schickſals nie gekommen iſt.

Der Herzog von Saint-Simon, welcher vor der Regentſchaft nie am Hofe aufkam, und in dem kurzen Zeitraum der zwiſchen dem Tode des erſten Dauphin und des Herzogs von Bourgogne verſtrich, auf dieſen ſeine ehrgeizigen Hofnungen gegründet zu haben ſcheint, ſpricht von ihm mit einer Art von Anbetung und mit der Uebertreibung, die allen ſeinen Urtheilen, ſie mögen günſtig oder nachtheilig ſeyn, anhängt. Wenn alſo ſeine Memoiren ſelbſt den Stoff hergeben, für den Fall, daß der Herzog von Bourgogne regiert hätte, auf ein ungewiſſeres Glück zu ſchließen als ſich die Nation verſprach, ſo iſt das Zeugniß eines von den Tugenden dieſes Fürſten begeiſterten Zeitgenoſſen hierinn gewiß das unverwerflichſte. Der Herzog von Bourgogne war mit neroniſchen Anlagen geboren; ein knechtiſcher Bigotiſmus, der ſich zu dieſen geſellte, konnte aus ihm eines der ſchändlichſten Ungeheuer bilden, mit welchem jemals die Geduld der Völker geprüft worden iſt. Doch war Kraft in ſeinem wilden Uebermuth, Geiſt in der ſtolzen Ueberlegenheit, mit welcher er alles was ſich ihm näherte in den Staub zu treten ſchien, und die religiöſe Richtung die er überdem bekommen hatte, gab Mittel an die Hand ihn zu bändigen. Einer der merkwürdigſten Männer des ſiebzehnten Jahrhunderts, Fenelon, bemächtigte ſich ſeiner als es noch Zeit war, und unterjochte ihn ſo, daß die Veränderung im Karakter des Herzogs von Bourgogne unter dir erſten

Wun-

Wunder der Erziehung gerechnet wurde. Fenelons Karakter iſt von dem Herzog von Saint-Simon mit auſſerordentlicher Kraft und Wahrheit geſchildert: ein Mann von dem ſanfteſten und zugleich umfaſſendſten Geiſt, zuſammengeſetzt aus tiefer Menſchenkenntniß und unbegränzter Schwärmerey, liebenswürdig und edel bis in den geringſten Details ſeines häuslichen Lebens, ſirenenartig anziehend, voll des kühnſten und conſequenteſten Ehrgeizes, aber dabey mit einer ſo zarten Moralität begabt, daß er auf dem Wege nach glänzenden und weltlichen Zielen nur nach dem Ideal einer reinen, überirdiſchen Tugend zu ſtreben ſchien — dieſer Mann hätte den Franzöſiſchen Staat regiert, wenn der Herzog von Bourgogne Ludwig den Vierzehnten überlebt hätte, und es ſcheint alſo wirklich ein Verluſt für die Menſchheit, daß dies ſchöne Reich nicht der Abdruck eines ſolchen Geiſtes hatte werden ſollen.

Als der Herzog von Bourgogne durch den Tod des erſten Dauphin der nächſte Thronerbe wurde, lebte Fenelon von ihm entfernt, und auf ſeinem Erzſtift, Cambrai in einer Art von Verweiſung. Er hatte mit einer berühmten Schwärmerin der damaligen Zeit, Madame Güyon, ſich für eine miſtiſche Idee von reiner Gottesliebe bis zum Märtirerthum verbündet, und hatte dadurch einigen ſeiner Zunftgenoſſen, die eben ſo ehrgeizig und in der Wahl ihrer Mittel weniger zart und gewiſſenhaft als er waren, Anlaß gegeben ihn von dem Hofe des Königs zu entfernen, dem man noch zum Ueberfluß den Tele-

mach

mach des Erzbiſchofs von Cambrai als eine verſteckte Satire auf ſeine Regierung vorzuſtellen gewußt hatte. Ludwigs des Vierzehnten Liebe zum Deſpotiſmus verblendete ihn ſo ſehr, daß er ſich nicht ſchämte, mit den erdichteten Tirannen und böſen Miniſtern in Fenelons Roman offenbar gemeine Sache zu machen, um zweifelhafte Anſpielungen durch ſeine Empfindlichkeit zur treffenden Allegorie zu ſtempeln. In Cambrai ſah man nunmehr die ehrwürdigen und mehr als menſchlichen Hirtentugenden der erſten Biſchöfe, im innigſten Bunde mit allen geſellſchaftlichen Reizen des vollendeten Hofmanns und des aufgeklärten Kopfes, wieder aufleben, und der Verungnadete, Verläumdete, Verſpottete ſammelte dort nach und nach durch ſeine unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit den Hof, die Armee, und das Land zu ſeinen Füßen: ja er wußte ſogar die Eiferſucht des Königs durch den bloßen Zauber der Tugend dergeſtalt einzuſchläfern, daß dieſer es dabey bewenden ließ, Fenelons Triumph zu ignoriren.

Außer der allgemeinen Achtung und Liebe die ſich Fenelon zu erwerben gewußt hatte, übte er aber noch eine entſchiednere Herrſchaft über eine kleine Anzahl von Gläubigen aus, die mit unbegränztem Vertrauen und andächtiger Ergebung ihn als ihren Meiſter anerkannten. Die Hauptperſonen in dieſer heimlichen Gemeinde waren der Herzog von Bourgogne, und zwey Franzöſiſche Große, die ſeine beſtändigen Geſellſchafter waren: der Herzog von Beauvilliers, ſein ehemaliger Hofmeiſter, und

der Herzog von Chevreuſe. Die an unvollendeten Geiſtern, an widerſpruchsvollen Karakteren ſich immer erweiſende Allgewalt des Myſticiſmus war das große Erziehungsgeheimniß geweſen, durch welches Fenelon den harten Hof, den er am Herzog von Bourgogne fand, bezwungen und zu ſeiner Håndewerk umgeſchaffen hatte. Doch konnte es nicht fehlen daß dieſe aus der zweyten Hand empfangne Tugend, die weder Grundſatz noch Naturell war, ſondern durch Gehorſam und Glauben kůnſtlich hervorgebracht und beiſammen gehalten wurde, wenn ihr der belebende Geiſt ihres Schöpfers gebrach, oft in Kleinlichkeit und Uebertreibung ausartete. Fenelon mußte daher, von Beauvilliers und Chevreuſe unterſtůtzt, in der Ferne unablåſſig darůber wachen, daß der religiöſe Schwårmer nicht dem kůnftigen Regenten Abbruch thåte, und die Franzöſiſche Nation nicht mit Ekel und Unwillen den lockern Grund ihrer Hofnungen entdeckte. Die Herzogin von Orleans hat wirklich in ihrem ſchlichten und plumpen Menſchenverſtand geurtheilt, daß alles „was der Dauphin de Bourgogne Gutes an ſich hatte, von ſeinem Pråceptor, und was nicht gut war, von ihm ſelber war.“ Ausgemacht ſcheint es indeſſen daß in Fenelons Geiſt, bey der Bildung ſeines königlichen Zöglings, mit den eigennůtzigen Wůnſchen ſeines Ehrgeitzes auch wirklich

„Das

„Das kühne Traumbild eines neuen Staats" *) zuſammenſchmolz, und daß die Ausführung groſer und wohlthätiger Ideen ihn am Herrſchen eben ſo ſehr intereſſirte, als das Herrſchen ſelbſt, wie zweydeutig auch manches ſeyn mochte was er für das letzte that. **) Auch lag es in der Vielſeitigkeit eines ſo groſen Karakters, daß jene übervernünſtige Schwärmerey, wenn ſie auch vielleicht nicht bloß Maſke oder Unterjochungsmittel war, ihn nicht, wie es bey jedem nicht ganz auſſerordentlichen Geiſt nothwendig geſchehen muß, der Begeiſterung für das wahrhaft menſchlich Gute und Edle unfähig machte. Kein ſchrecklicheres Schickſal könnte alſo für einen ſolchen Menſchen erdacht werden, als wenn er am Ziel ſeiner Bemühungen keine andern Früchte eingeerntet hätte, als geſcheiterte Hofnung und Reue, wenn eine menſchliche Schwachheit, ein zurückgebliebner natürlicher

*) Nach einer Unterredung, die Ludwig XIV einſt mit Fenelon gehabt hatte, erklärte jener, daß er ſich mit dem ſchönſten und chimärenreichſten Geiſt in ſeinem Reich unterhalten hätte. Und wenn man den Herzog von Saint-Simon über dieſen ganzen Theil der Geſchichte ſeiner Zeit nachlieſt, ſo iſt es nicht dieſer Zug allein, der an Philipp II. den Marquis von Poſa und Don Carlos in Schillers unſterblichem Werke erinnert.

**) Man kann es z. B. nicht ohne Schmerz leſen, daß ſich Fenelon mit dem Abſchaum alles Pfaffendeſpotismus, dem Pater Tellier, liguirte um durch den Sturz eines ſtreng rechtſchaffnen Prieſters, des Kardinal von Noailles, ſich Platz am Hofe zu machen. Uebrigens könnte dieſer Zug allein abhalten, in einen unbedingten Enthuſiaſmus für Fenelon einzuſtimmen.

Digitized by Google

Trieb in der königlichen Maſchine, die er für ſeine groſzen Entwürfe eingerichtet hatte, dieſe vielleicht über ſeinem Haupt zuſammengeſtürzt hätte. Die Gemahlin des Herzogs von Bourgogne, eine Prinzeßin von Savoyen, wird von Dûclos geſchildert: ſie war für ein Weib wenigſtens eben ſo liebenswürdig als es Fenelon für einen Propheten und für das Oberhaupt einer ſchwärmeriſchen Sekte nur ſeyn konnte, und die ganze ehemals wüthende Sinnlichkeit ihres Gemahls war in die blindeſte Liebe für ſie übergegangen. Sie ſchien nichts als eine kindiſche bezaubernde Thörin, und war der tiefſten ränkevollſten Politik fähig; ſie liebte ihrem Gemahl nicht, beging ſogar öftere Untreue an ihm, und war ſeine einzige Freude, der rührende Gegenſtand ſeiner unbegränzten Zärtlichkeit. Herrſchſüchtig und ſich in ihrer beſonnenen Unbeſonnenheit einer unwiderſtehlichen Macht bewußt, wie hätte ſie wohl die Gewalt der Regierung ruhig in Fenelons Beſitz gelaſſen? und wie hätte dieſer wohl in dem ſonderbaren Kampf beſtanden?

Die trocknen Formeln der Religion und ihre miſtiſchen Abarten waren von jeher gleich wirkſame Mittel, um Fürſten an ihre eigne Schwäche und Unfähigkeit, und durch dieſe wiederum an eigennützige Rathgeber und Günſtlinge zu feſſeln. Die Anwendung, welche Fenelon von dieſem Mittel machte, ſcheint es in dieſem einzelnen Fall zu rechtfertigen und zu adeln; aber welche Dauer konnte er ſich von einer Tugend verſprechen, die nichts weiter

war

Digitized by Google

war als unnatürliche Spannung, von einer Größe, die auf Irrthum und Geiſtesarmuth, von Regierungsgrundſätzen, die auf außerweltliche Fantome gebaut waren? Wenn Böſewichter, und was immer das Schlimmſte geweſen iſt, eingeſchränkte Böſewichter, ohne an der Form etwas zu ändern, bloß den Geiſt tödteten, und es dem König in ſeiner Ermüdung, Schwäche und Menſchlichkeit bequemer machten, indem ſie ſtatt der Ideen von allgemeinem Wohl ihm wirkliche ſowohl als phantaſtiſche Befriedigungen der Selbſtſucht unterſchoben; ſo konnte ſein Reich ein kaum bemerktes Opfer unſichtbarer Geiſter werden, das Glück ganzer Generationen für eine Univerſalmedicin oder den Stein der Weiſen kein ungleicher Preis dünken, und Feſlon mit ſeinem weiſe erdachten Werk den Fluch der Menſchheit verdienen.

VI.

S. 75.

Die Prinzeßin dei Urſini und gelegentlich Frau von Maintenon.

Folgende Schilderung der Prinzeßin dei Urſini aus den Memoires de Noailles kann als ein Beyſpiel von hiſtoriſcher Mäßigung angeſehen werden:

„Die Geſchichte hat ihr Andenken nicht genug geſchont, und ihre achtungswürdigen Eigenſchaften zu wenig gekannt. Ihre Fähigkeiten umfaßten die eigentlichen

Staatsgeſchäfte ſo gut als die Intriguen; ſie verband edle Geſinnungen mit den Kleinlichkeiten der Eitelkeit, viel wahren Eifer für ihre Herren mit ängſtlicher Sorge um Hofgunſt; ſie hatte weniger Tugend *) und Annehmlichkeiten als Frau von Maintenon, aber mehr Stärke des Geiſtes und mehr Karakter. Wenn man ihr manches zur Laſt legen kann, ſo muß man bekennen, daß ſie auch große Dienſte geleiſtet hat. Sie war die Rathgeberin, die Stütze einer jungen unerfahrnen Königin, die von ihren Völkern angebetet wurde, die den Muth des Königs über die gefährlichſten Stürme erhob, und die ſich mit ihm zugleich ihre ganze Regierung hindurch am Rande des Verderbens befand. Es war damals ſo ſchwer in Spanien zu regieren, daß die Umſtände einen großen Theil der Vorwürfe, die auf die Prinzeßin dei Urſini gefallen ſind, entgelten ſollten. Sie war hoffärtig, ehrgeitzig, ränkevoll: wie viele unter den gerühmteſten Miniſtern gibt es wohl, auf welche dieſe Züge nicht paßten? Aber ihr Muth und ihre Entſchloſſenheit trugen viel dazu bey, Philipp den Fünften unter den dringendſten Gefahren auf dem Thron zu erhalten."

Dieſer Schilderung gegenüber ſtellen wir das Portrait der Frau von Maintenon, von der nämlichen Hand entworfen:

„Die Marquiſe von Maintenon hatte vielleicht Künſte angewandt, um den Grund ihrer Erhebung zu legen, aber viele

*) Man muß nicht vergeſſen, daß es ein Geiſtlicher iſt, der hier ſpricht, und von der rechtgläubigen Favoritin einen ſimboliſchen Ausdruck braucht.

viele vortrefliche Eigenſchaften machten ſie deren würdig. Es iſt heut zu Tage außer Zweifel, daß ſie durch eine geheime Ehe mit dem Monarchen verbunden war. Eben ſo unzweifelhaft wird es durch ihre eignen Aufſätze, daß eine aufrichtige Frömmigkeit, rein in ihrem Urſprung, zuweilen kleinmüthig in ihren Wirkungen, die Seele ihres Betragens geweſen iſt. Uneingennützig und beſcheiden auf dem höchſten Gipfel des Glücks, erhielt ſie zwar in den Geſchäften, vorzüglich der Kirche, zu vielen Einfluß, aber ſie fürchtete ſtets ihre Gewalt zu mißbrauchen. Man wirft ihr vor, daß ſie die Verdienſte der Menſchen nicht recht geſchätzt, und manche wichtige Poſten an Unfähige vergeben hat; aber ſie zog bey ihnen ihre Rechtſchaffenheit mehr in Erwägung als ihren Mangel an Talenten, oder glaubte dieſe in jener zu finden; ihre Irrthümer ſelbſt hatten einen ehrwürdigen Grund, und welche Lobeserhebungen würde ſie ſich nicht zugezogen haben, wenn der Ausgang ihrem Eifer für das Wohl des Staats entſprochen hätte?"

Es iſt nicht zu leugnen, daß ein gewiſſer Grad von Furchtſamkeit und von Schwäche, hauptſächlich bey dem Zweyten dieſer beyden Portraits den Verfaſſer abgehalten hat, die beſtimmteren Züge ſeines Originals nachzubilden. Wenn man aber zu einem Bilde von der Frau von Maintenon bloß die Züge zuſammenſtellte, die uns die Herzogin von Orleans und der Herzog von Saint-Simon überliefert haben, ſo liefe man ſicherlich Gefahr, der Wahrheit

heit noch weniger getreu zu bleiben, als es Millot mit den lauen und blaſſen Farben der Menſchenfurcht gewe ſen iſt: angenommen ſogar, daß jene niemals durch Haß verleitet worden wären, von dieſer berühmten Frau alles Schlimme, bloß darum weil es ſchlimm war, zu glauben. Saint-Simon macht ſeiner eiferſüchtigen Wuth gegen die Menſchen, die ſeinen Planen im Wege geſtanden hatten, in ſeinen Memoiren Luft, ohne ein einzigesmal ſeines perſönlichen Grolls gegen ſie zu erwähnen; aber die Herzogin von Orleans hat es kein Hehl, daß ſie mit der Frau von Maintenon in beſtändigen Zänkereyen lebte, weil ihr deutſcher Fürſtenſtolz ſich nicht unter die Herrſchaft einer kaum adlichen Königin ſchmiegte, und ſie iſt dabey noch ehrlich genug, um einmal ſelbſt zu geſtehen: „das Weib ſey von Anfang nicht ſo bös geweſen, ſondern immer böſer geworden.“ Solche Kleinigkeiten ſind es die das Gleichgewicht im Urtheil über hiſtoriſche Karaktere wiederherſtellen müſſen, damit die gegenwärtigen Zeitumſtände die Geſchichtſchreiber nicht an Billigkeit und kaltem Blut wieder einbüßen laſſen, was ſie an Freyheit und Kraft gewinnen. Die Aufklärung hat in Frankreich den Schleyer weggezogen, der ſo lange Zeit das ſogenannte große Leben verbarg, und nun ſchleppt ein jeder ſeine ehemaligen Götzen im Koth herum, alle nachtheiligen Zeugniſſe aus den unlautern Quellen ihrer in zu nahen Verhältniſſen mit ihnen geſtandenen Zeitgenoſſen werden als Orakelſprüche aufgenommen, und man bedarf wirklich der milderen nach gewiſſen Rückſichten abgemeſſenen Urtheile

eines

Digitized by Google

ines Millot oder Voltaire, um in der Stimmung nicht irre zu werden, welche zur Ausübung der hiſtoriſchen Gerechtigkeit erforderlich iſt.

Wenn freylich Millot auf ſein Gewiſſen befragt worden wäre, was er unter der aufrichtigen, in ihrem Urſprung reinen Frömmigkeit eines Weibes verſtünde, das ehemals galant geweſen war, und in einem reiferen Alter das erſchöpfte Herz und den abnehmenden Geiſt eines mächtigen Königs mit alltäglichen Weiberkabalen und jeſuitiſchen Kaſuiſtereyen umſtrickte; wenn er ſich kathegoriſch hätte erklären müſſen, wie ein zu großer Einfluß in den Geſchäften, beſonders der Kirche, ſich bey der Frau von Maintenon mit einer wahren Furcht ihre Gewalt zu mißbrauchen, vereinigen ließe, und ob er im Ernſt ihre eigenhändigen Aufſätze — künſtlich ausgearbeitete Briefe, in denen ſie nach ihrer Art repräſentirte, und ſich den Karakter machte, unter welchem ſie in der Meinung der Welt zu paſſiren wünſchte — für unzweifelhafte Zeugen ihrer inneren Seele anſähe; wenn Voltaire den Beweis hätte führen müſſen, daß er ohne Ueberwindung und ohne Unredlichkeit ſo ſäuberlich mit der bigotten Urheberin der theologiſchen Verfolgungen in Frankreich verfahren wäre, ſo würden beyde ohne Zweifel in keiner geringen Verlegenheit geweſen ſeyn. Indeſſen trafen bey der Frau von Maintenon ſowohl als bey der Prinzeßin dei Urſini nur die nothwendigen Folgen einer durch die Schwäche ihrer eigentlichen Verwahrer überkommenen Gewalt ein; daß ſie herrſch-

ten war ihr gröſstes Verbrechen, was ſie thun muſsten, um ſich auf der gefährlichen Höhe zu erhalten war Nothwendigkeit, und um nichts ſchlimmer oder haſſenswürdiger als daſs ſie hinaufgeſtiegen waren. Von den beyden Favorittinnen hatte die Prinzeſſin unſtreitig das meiſte Genie, was auch wohl zunächſt die Urſache ſeyn mag, warum ſie fiel und die andre ſtehen blieb. Frau von Maintenon war eine gewöhnliche Frau von Verſtand, ſie hatte gerade ſo viel Karakter als nöthig war um keinen zu haben, wo er nicht angebracht war, ihre Politik war lange Bedürfniſs geweſen und endlich Gewohnheit geworden, Erſatz durch Einfluſs und Thätigkeit bräuchte ſie für den einförmigen Zwang und die Abhängigkeit mit welchen ſie das ſelbſtſüchtige Herz eines an Geiſt und Sinnen veralterten Königs erkaufte, Hoheit und Güte konnte ſie in ihrem Umgang mit der Welt, in ihren zwiſchen reſignirter Knechtſchaft und heimlichem Emporſtreben immer abwechſelnden Verhältniſſen nicht behalten haben: wie hätten alſo ihre Regierungsarbeiten in's Groſse gehen, und allgemeines Wohl umfaſſen können? die Menſchheit lag ihr zu weit, ihr Verſtand ſpielte mit theologiſchen Grübeleien und geiſtlichen Stiftungen, und nach den engſten konventionellen Begriffen von Rechtſchaffenheit, Tugend und Frömmigkeit, mit welchen kleine weibliche Rache und Verfolgungsſucht gar wohl zu vereinigen waren, maſs ihr Gewiſſen und ihr Geiſt die Monarchie ab, die das Schickſal ihr zugeworfen hatte.

Die

Digitized by Google

Die kurze Schilderung, die Dûclos in unſern Memoiren S. 156. von ihr macht, iſt ein wahres Muſter jener männlichen Freyheit, die den Schriftſteller nicht berauſcht, ſondern ſeinen Blick heller und ſein Urtheil leidenſchaftloſer macht. Ein ſchreckliches Bild, und das worinn ſie die verhaßteſte Rolle ſpielt, geben die letzten Augenblicke Ludwigs des Vierzehnten, wo dieſer ſonſt allmächtige Monarch auf ſeinem Todbett das Gefühl, ſich ſelbſt überlebt zu haben in ſeiner ganzen Bitterkeit empfängt, und vergebens nach der nemlichen Frau ſchmachtet, der er ſeine königliche Ehre und den Ruhm ſeiner Regierung aufgeopfert hat, und die zweymal ihn verläßt ehe noch ſeine Augen geſchloſſen ſind. Aber das Abſcheuliche dieſes Gemäldes fällt mehr auf das Leben der großen Welt überhaupt, als auf die unglückliche Sklavin, die in dem Augenblick wo ihre Rolle ausgeſpielt war, es nicht erwarten konnte die drückende Larve abzuwerfen und die traurige Poſſe zu enden. Dieſer grelle Ausbruch von Egoiſmus dürfte nur dann befremden oder indigniren, wenn das Verhältniß zwiſchen einem Ludwig und einer Maintenon *) je von etwas anderm gezeugt hätte; aber die

*) Wir haben wirklich in ganz neuern Zeiten — ſi parva licet componere magnis — ein Seitenſtück zu der Flucht der Frau von Maintenon nach Saint cyr, vor dem Tod ihres Gemahls und Königs, erhalten; und es iſt merkwürdig daß die feine Prüderie einer Franzöſin aus dem glänzenden Siecle de Louis XIV. doch keine ſo guten Ausreden gefunden hat, als die Empfindſamkeit eines Deutſchen Schriftſtellers und Ehe-

die tragiſche Criſis in welche er fällt, macht das Ganze von einem unauslöſchlichen Eindruck.

VII.

S. 115.

D'Agueſſeau, und die Janſeniſten-Händel in Frankreich.

D'Agueſſeau verlor während der Regentſchaft den Ruf von unerſchütterlicher Tugend, den er ſich durch ſeinen kräftigen Widerſtand unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten oder vielmehr des Pater Tellier erworben hatte. Damals, ſagt Voltaire, hatte d'Agueſſeau jenen Muth des Geiſtes noch, den die Jugend giebt. Dies iſt ein einfaches, aber tiefes Wort, eine von den reifen und hellen Ideen die, bey einem Kopf wie Voltaire, aus der künſtlichen Mäſſigung ſelbſt entſprangen, mit welcher er die Frevel einer Regierung behandelte, von der er nun einmal verbunden war ein ſchönes Gemälde zu liefern. Dieſe wiſſentlichen Verſchönerungen wurden in ſeiner lebhaften und poetiſchen Fantaſie ſo gut zu Wahrheiten wie die Karactere und Situation in ſeinen Trauerſpielen, und durch Widerſpruch ſtiegen ſie endlich in ſeiner Eitelkeit zu Glaubensartikeln. So weit kann jedoch dieſe Illuſion kaum

Ehemanns. Der Deutſche Patriotismus wird es uns Dank wiſſen, daß wir dieſen Vorzug unſrer Nation vor der Franzöſiſchen, ſelbſt in ihrem ehemaligen nie genug zu beweinenden Flor, entdeckt haben.

kaum gegangen ſeyn, daß ſie ſeine ſündliche Apathie, ſelbſt die theologiſche Tirannei zu beſchönigen, vor ſeinen eignen Augen verborgen, und daß er ohne zu errôthen, um den Pater Tellier zu karakteriſiren, den für einen Voltaire wirklich poſſirlichen Euphemiſmus gebraucht hätte: dieſer Beichtvater ſey ein allzuheftiger Mann geweſen. Aber abgekühlt wie er es ſeyn mußte, um ſich über die Gegenſtände ſeines bitterſten Haſſes ſo glimpflich zu äuſſern, gewinnt er zuweilen an Weisheit wieder, was er im Ganzen durch ein ſo trügeriſch-geſchmeicheltes Gemälde an philoſophiſcher Ehre verliert. So kann man z. B. folgende Prophezeiung in ſeinem Siecle de Louis XIV., bey Gelegenheit der Janſeniſten Händel, nicht ohne einen gewiſſen ſehr gemiſchten Schauder leſen: „was lächerlich geworden iſt, kann nicht mehr gefährlich ſeyn. Der Streit wird ſein Weſen verändern; den Menſchen kann es nie an Vorwänden abgehen um einander zu ſchaden, wenn ſie auch keine Urſachen mehr dazu haben; und ſo wird ſelbſt die Religion vielleicht noch helfen die Dolche zu ſpitzen.“

Die Jeſuiten hatten Ludwig dem Vierzehnten das Vorurtheil eingeflößt, daß der Janſeniſmus die Grundfeſten der königlichen Gewalt erſchütterte. Wie das eigentlich durch Eine Meynung über Sätze der ſcholaſtiſchen Theologie mehr geſchehen konnte als durch eine andre, darauf ließ ſich der König weiter nicht ein; genug er verfolgte, und im Verfolgen ſelbſt mußte er wohl ganz deutlich erkennen,

daß die Jeſuiten ihm nicht zu viel geſagt hatten, ſo wie die Janſeniſten auch auf dieſem Wege das werden mußten wofür ſie ihre Gegner ausgeſchrieben hatten, und was ſie zuverläſſig, wenn ihr Syſtem unter dem Schatten der königlichen Gewalt hätte gedeihen und um ſich greifen dürfen, weder mehr noch weniger geweſen wären als die Jeſuiten. In der Mitte des laufenden Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, konnten ihre ſchändlichen Charlatanerien (Siehe S. 96. Note a.) geradezu auf Empörung des Pöbels führen; aber neben dieſem letzten Aufſtreben eines plumpen Fanatiſmus ſtieg die neuere Philoſphie in die höhe, verſchmähte ſelbſt die Mittel nicht, durch welche ſie in der großen Welt und an den Höfen Fuß faſſen konnte, gewann den großen Sieg über die Jeſuiten, und bereitete die Revolution, in welcher denn aber auch die für erſtickt gehaltenen Greuel des Fanatismus Gelegenheit fanden unter veränderten Geſtalten und Namen wieder aufzuleben. So möchte freylich der Janſeniſmus in der Geneſis der Franzöſiſchen Revolution eine wichtigere Rolle ſpielen als man ſich zeither erinnert hat, und ſo möchte es durch den Lauf der Zeiten vielleicht dahin gekommen ſeyn, daß ſich in manchem Jacobinerclub Janſeniſten und Jeſuiten — vor kurzem noch pariter jacentes — der guten Sache des Herrſchens und Wohllebens zu Ehren, brüderlich umarmen. Man erwäge die deutſchen Hypotheſen über den Jeſuitiſmus im Martiniſmus; verſchiedne nicht unerhebliche Anekdoten von Caglioſtro's letztem Aufenthalt in Paris, die ſich

durch

durch die Emigration unter der Hand verbreitet haben; die myſtiſchen Winkelverſammlungen in Frankreich die gleich zu Anfang der Revolution durch Journale und Reden als democratiſche Klubs auftraten; die chronologiſche Nothwendigkeit mehrerer Berührungspunkte zwiſchen den heutigen geſchwornen, nicht geſchwornen, und atheiſtiſchen Fanatikern auf der einen, und den älteren ſtreitenden Sekten auf der andern Seite; man bedenke daß die bewundernswürdige und eigenthümliche Konſequenz jeder geiſtlichen Innung weit weniger die Subtilitäten ihres beſondern Symbols, als den Zweck jedes Symbols, die Hierarchie, feſthält, und folglich immer bereit ſeyn wird, dieſem Zweck zu Ehren, jene Subtilitäten mit andern, den Zeitumſtänden angemeſſeneren, und hiernächſt auch die Gegner, gegen welche ſie das Feuer und Schwert der Propaganda richtet, mit andern die entweder durch gleiche Abſichten oder gar durch Redlichkeit und Wahrheitsliebe entſtehen, zu verwechſeln. Man kann ſelten irren, wenn man von gleichen Wirkungen auf gleiche Urſachen ſchließt, wie tief ſich dieſe auch hinter den entgegengeſetzteſten Namen verborgen haben mögen. Die Septembriſirer der neueren Zeiten ſind die Convulſionnaires der älteren, die Telliers und Boyers von ehedem ſtehen heute in den Robespierre's und Chapot's wieder auf, und nur einige wenige Worte, der ſiegenden Vernunft entwandt um ſie von neuem zu ſtürzen, machen den Unterſchied zwiſchen dem atheiſtiſchen Schreier auf der Rednerbühne des Nationalconvents, und dem Einſiedler Peter, dem

Spa-

Digitized by Google

Spaniſchen Großinquiſitor, oder dem Grafen Caglioſtro. Man würde auch, wenn man deshalb auf Entdeckungen ausgienge, zuverläſſig auf mehrere ganz materielle Analogien ſtoßen. Freylich müßte man in einer ſo beſchränkten hiſtoriſchen Hypotheſe nicht den Aufſchluß der ganzen Franzöſiſchen Revolution gefunden zu haben glauben; Mirabeau würde z. B. dadurch weder zum Betrüger noch zum Betrognen, die Eroberung der Baſtille, ſelbſt in ihrer Eigenſchaft als königliches Schloß, *) bliebe ein unſterbliches Denkmal deſſen was Begeiſterung vermag, die Grundſätze der Conſtitution und die Verkündigung der Menſchenrechte würden um nichts leichter zu widerlegen, **) Gleichheit der Rechte würde noch immer, auch zwi-

*) Cf. Burke.

**) Inſofern ſie nämlich die Expoſition, den erſten Akt der Revolution machten, denn an und für ſich enthielten ſie ſo viel Widerſprüche und Schwächen, daß ſie bloß als Brücke zur Wiederkehr der willkührlichen Gewalt oder zu einer zweiten Revolution dienen konnten. Herr Rehberg hat dies, nebſt vielen andern Dingen — nach Maasgabe der Umſtände bald a priori bald a poſteriori — in ſeiner Unterſuchungen ſehr ſiegreich erwieſen. Nur daraus, daß Herr Rehberg die ganze Franzöſiſche Revolution ſo ſchlechthin als ein Recenſendum anſieht und behandelt, entſteht zuweilen ein heimliches Grauen: ob eine ſo unerbittliche Strenge nicht vielleicht die Geiſter der Erſchlagenen in ihrer Ruhe aufſtören möchte? Sonſt aber könnte es ſehr nützlich ſeyn, die Erſchaffung der Welt, oder die großen Völkerwanderungen, oder die Reformation und den dreißigjährigen Krieg zu recenſiren. Der Geſchichtſchreiber bildet ſich ſchon etwas darauf ein, daß er ſich bemüht mit der Nothwendigkeit und dem Gange des Schickſals vertraut zu werden: wie

zwiſchen Rieſen und Zwergen, zwiſchen Dummen und Klugen, Armen und Reichen, ja ſogar Fürſten und Unterthanen, die natürliche Grundlage aller Geſetzgebung, und bürgerliche Freyheit das edelſte Ziel menſchlicher Kräfte ſeyn; indeſſen könnte dieſe Spur auf den Beweis führen, daß es nichts als ein dreyhundertköpfiger Ravaillac oder Damiens war, was Ludwig den Sechszehnten auf das Schaffot brachte.

VIII.

S. 146.

Louvois.

Voltaire will es nicht Wort haben, daß Louvois unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft von der Arbeit mit dem König, plötzlich geſtorben ſey. Er brauchte, ſagt Voltaire, das Balarüker Waſſer, und wollte mitten im Gebrauch deſſelben arbeiten: dieſer übertriebene Eifer verurſachte ſeinen Tod. Dieſer Status morbi iſt überhaupt nicht ſehr bündig und klar; und die Gerüchte welche bey Louvois Tod Vergiftung argwöhnen ließen, ſcheinen ſo viel Grund gehabt zu haben und ſo verbreitet geweſen zu ſeyn, daß dieſe politiſche Wendung bey Voltaire zu ärgeren Deutungen

wie viel erhabner aber und ehrenvoller iſt nicht das Amt des Recenſenten, der das große Fatum ſelbſt die Finger herhalten läßt, und zuſchlägt bis es gut thut — mag er noch ſo lange zuſchlagen müſſen, er hat doch das Seinige gethan!

Digitized by Google

gen Anlaß geben könnte als die Sache verdient. Ludwig der Vierzehnte und die Marquiſe von Maintenon waren höchſt wahrſcheinlich eines ſolchen niedrigen und bey ihrer Macht unnöthigen Verbrechens nicht fähig, aber Louvois hatte ohnedem Feinde genug, deren gereizte Ohnmacht dem unempfindlichen Deſpoten endlich doch wohl gefährlich werden konnte. Voltaire hat die Unverſchämtheit von Louvois zu ſagen, qu'il étoit incabable de nuire; aber er war der weltliche Tellier Ludwigs des Vierzehnten, und in mancher Rückſicht ein Stifter jenes modernen Miniſterial-Deſpotiſmus, der für einen auf die Zeit, wo man den Poſten beſetzt, ganz allein eingeſchränkten Ehrgeiz, überall Verwirrung und Verderben ausſäet.

IX.

S. 448.

Wilhelm der Dritte ſagte von Ludwig dem Vierzehnten: wenn ich ſeine Freundſchaft nicht erlangen kann, ſo will ich wenigſtens ſeine Achtung erzwingen.

Dieſe Aeußerung des Königs von England läugnet Voltaire auch. Der Beweis daß etwas nicht geſagt worden ſey, iſt freylich etwas ſchwer zu führen, aber Voltaires Kritik gründet ſich in der Geſchichte Ludwigs des Vierzehnten überhaupt blos auf eine gewiſſe aus der Luft gegriffene und willkührlich angenommene Analogie. So eifert er auch gegen die Meynung daß Ludwig der Vierzehn-

zehn-

zehnte gegen den Lord Stairs die Th. I. dieſer Memoiren, S. 92. angeführte Aeuſſerung gethan habe. Jene Worte haben vielleicht mehr Größe in ihrer Bitterkeit als manche von den prunkvollſten Repräſentationen des nämlichen Monarchen, aber Voltaire fühlt dieſe Größe nicht, und führt das Zeugniß eines Miniſters, woraus höchſtens abzunehmen wäre, daß er jenen Auftritt nicht wußte oder ignoriren wollte, als einen unwiderleglichen Beweis an, daß keine Silbe daran wahr seyn könne. Es war der nämliche ekle und beſchränkte Geſchmack, der Voltairen gegen alle eigenthümlichen Schönheiten des Genies unempfindlich, und für die treffenderen individuellen Wahrheiten der Geſchichte unglaubig machte. Unausſtehlich mußte ihm vollends die karakteriſtiſche Aeuſſerung des Lord Stairs seyn, die am angeführten Orte vorkömmt, und für die hiſtoriſche Darſtellung, für den allgemein praktiſchen Nutzen der Geſchichte mehr Werth hat, als die kunſtreichſten Extrakte von Feldzügen und Negociationen.

X.

S. 165.

Ludwig der Vierzehnte, und gelegentlich Voltaire.

Dieſer ganze Abſchnitt, der eine Karakteriſtik Ludwigs des Vierzehnten enthält, macht unſerm Verfäſſer um ſo mehr Ehre, als es heutzutage nicht mehr darauf ankömmt

Digitized by Google

von der Verderblichkeit jener berühmten Regierung überzeugt zu ſeyn, ſondern es weit dringender iſt, das Gute und das Böſe, an dem Menſchen wie an dem König, bey Ludwig dem Vierzehnten genau gegen einander abzuwägen, und jenes der demokratiſchen Wuth, deren Gegenſtand ſein Andenken geworden iſt, zu entreißen, dieſes aber auf die einfachſten und allgemeinſten Grundzüge zurückzuführen, damit es der Nachwelt beſſer fruchte als durch unbändige oder bombaſtiſche Deklamationen geſchieht. Inſofern Voltaires Schilderung darauf angelegt war, die öffentliche Meinung irre zu führen, die Sache des Volks länger verrathen zu laſſen, durch die verdächtige Stimme penſionsluſtiger ſchöner Geiſter, ehrgeiziger Großen, oder eitler und kurzſichtiger Patrioten das Geſchrey der Menſchheit und den Unwillen der freien Denker zu erſticken, inſofern war es allerdings ein nothwendiger Schritt bey einer Revolution wie die Franzöſiſche daß jenes lügenhafte Gemälde von Hofglanz und Fürſtenpracht durch die ſchauderhafteſten Darſtellungen von Volkselend und Herrſcherfreveln verdrängt wurde. Auf die Geſchichte dürfen aber zufällige Bedürfniſſe der Zeit und der Umſtände keinen Einfluß haben; ſie kann daher jenes Gemälde, das einen großen Kopf zum Urheber hat, mit Abſonderung deſſen was Beſtechungen mancher Art dabey verſchuldet haben, wieder hervorſuchen, und eher zur Grundlage ihres Urtheils nehmen, als leidenſchaftliche oder in unſern Zeiten verdienſtloſe Schmähungen.

Digitized by Google

Da überhaupt ein jedes Ding nicht blos nach allgemeinen Beziehungen, ſondern auch nach ſeinem eignen inwohnenden Werth geprüft werden muß, ſo könnte bey jedem eigentlich demokratiſchen Schreier gegen Ludwig den Vierzehnten die Erinnerung nichts ſchaden, daß es unter der Regierung dieſes Königs wenigſtens keine Demokraten gab. Daß aber dieſes für eine monarchiſche Regierung ein weſentlicher Vorzug war, den jener vor den nachfolgenden hatte, wird ſelbſt ein Curage nicht läugnen, ſobald er bedenkt daß weder bey den zwey lezten Königen von Frankreich noch bey ihrem Hofe noch bey ihrem Miniſterium mehr Demokratiſcher oder Revolutions-Sinn herrſchte als bey Ludwig dem Vierzehnten, ſeinem Hof und ſeinen Miniſtern.

Ludwig war zwar ſelbſt nur ein gewöhnlicher Menſch, in welchem Erziehung und Vorurtheil die natürlichen Fehler ſeines Stands, Stolz und Egoiſmus, tief eingegraben hatten; aber er hatte in der Beſchränktheit ſeines Geiſtes doch ein gewiſſes Ideal von königlicher Würde, das in manchen Stücken mit dem abſtrakten konſtitutionellen Begrif eines oberſten Volksrepräſentanten, eines premier fonctionnaire public, mehr Uebereinſtimmungen hatte, als wenigſtens er ſelbſt ſich je einfallen ließ. Er erfüllte daher die große Pflicht des Vorſtehers einer Monarchie, indem er dem Staat auf lange Zeit Einheit gab. Er vollendete gegen die unruhige und aufrühreriſche Ariſtokratie der älteren Zeiten das von Richelieu angefangne, und un-

ter Mazarin eine Weile unterbrochne Werk, ohne die blutige Vehemenz jenes tiranniſchen Prieſters. Große Geiſter verſchmähten es nicht, ſich ehrerbietig und gehorſam unter dem Namen eines Königs zu ſammeln; denn ihr Egoiſmus war wahre Ruhmbegierde, die in einer unumſchränkten, durch ſie kraftvollen monarchiſchen Regierung mehr Spielraum fand als in den kurz vorhergegangnen zwecklosen Unruhen der Fronde. Durch Werkzeuge wie Turenne, Conde, Vauban, Colbert, und mehrere andre blühte die Monarchie im Krieg wie im Frieden. Aber in einer ſehr langwierigen Regierung verſchwanden nach und nach und unerſetzt dieſe Werkzeuge, der königliche Name überlebte den Geiſt für deſſen Inhaber er ſich lange hatte halten dürfen, und ſo wurde er wiederum von kleinlichen und eigennützigen Böſewichtern ſelbſt zum Werkzeug gemisbraucht. Sich zum Mittelpunkt des Hofs, und den Hof zum Mittelpunkt des Staats zu machen, das war Ludwig dem Vierzehnten in der erſten Epoke ſeiner Regierung, durch das zufällige Zuſammentreffen großer Talente gelungen; aber ſein Deſpotiſmus, welcher ſonſt, von kräftigen Stützen emporgetragen, Monarchenkraft und Größe des Staats geſchienen hatte, ſank jetzt, ohne daß er es gewahr wurde, zu der neueren Ariſtokratie herab, welche die Fürſten zu Nichts, den Hof aber zu Allem machte, und die Revolution herbeygeführt hat. Die verderbliche und verhaßte Tiranney übermüthiger, böſer, ſelbſtſüchtiger, unfähiger Miniſters trat für ein ganzes Jahrhundert an die Stelle der Täuſchung, oder wenn man will,

der

der in der Spekulation nicht ganz unſtatthaften politiſchen Fiktion, durch welche ein deſpotiſcher König die Repräſentation des Staats auf den höchſten Grad von Vollkommenheit bringen kann. Aber freylich müſſen alsdann die hellen und einfachen Grundſätze von Staatsglückſeligkeit den Geiſt und die Richtſchnur des mit dem Staat innigſt vereinten Deſpoten ausmachen, er ſelbſt muß ſo zu ſagen eine Konſtitution ſeyn; eine Regierung hingegen, deren Grund ſo wankend war, als das künſtliche Gerüſt auf welches ſich ein Menſch wie Ludwig der Vierzehnte geſtellt hatte, konnte zwar eine Weile meteoriſch leuchten und blenden, aber ſie gab den erſten Stoß zum politiſchen Umſturz Frankreichs.

Würklich fehlte Ludwig dem Vierzehnten nichts weiter als ein großer Menſch zu ſeyn; denn König war er im höchſten Grad, in jedem Sinn dieſes Worts, in jeder böſen und guten Würkung dieſer Eigenſchaft. Daher läßt ſich an ihm das vollſtändigſte und allſeitigſte Bild eines Königs abſtrahiren; und alles was den Einfluß der königlichen Würde auf den Staat, und auf den Menſchen der ſie beſitzt, betreffen kann, jede Empfindung der Bewunderung, des Mitleidens, des Unwillens, die der Stelle eines Königs in allen ihren pſichologiſchen und politiſchen Beziehungen gebühren kann, findet ſich in der Geſchichte Ludwigs des Vierzehnten erſchöpft. In dieſer Rückſicht ſind die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, bey allen ihren Fehlern, einer von den koſtbarſten

Digitized by Google

Schätzen welche die Litteratur aufzuweiſen hat, weil ſie mit unkünſtlichen, aber wahren und in ihrer Art einzigen Zügen dieſes lehrreichſte aller Bilder ausmachten.

Die Zeitgenoſſen, welche das Hohngelächter und die Flüche der Nation in das Grab des großen Königs hinunterſchallen hörten, ahndeten bey dem entſetzlichen Anblick nicht, welche Folgen davon die Zukunft entwickeln würde; denn ſie ſahen das nämliche Volk ſeiner Verzweiflung vergeſſen, und jauchzend dem königlichen Knaben huldigen, in welchen die Schwäche, die Härte und die Selbſtſucht ſeines Ahnherrn, unvergütet durch den Geiſtesadel, welchen Ludwig der Vierzehnte doch auch ſeinem Geſchlecht verdankte, zur verächtlichſten Miſchung aufwuchſen. Auch dieſen ließ die unverſtandene Nemeſis ohne Strafe in das Grab ſeiner Väter taumeln, und ſeinen Nachfolger, empfangen von gleichem Jubel, die Regierung antreten, die mit dem Schaffot enden ſollte. Auf das wenigſt ſchuldige Haupt ſchüttete ſie das Maas der Schmach, das andre geſammelt hatten, und in der menſchlichen Vorſtellung ahndet ein geheimer Schauder einen verſchlingenden Abgrund unter den Füßen der Böſewichter, die das, auch ſtraffällige Werkzeug ihrer dunkeln, aber raſtloſen Vergeltung waren.

Auch Voltaire hätte ſich ſchwerlich herabgelaſſen, durch ſein Gemälde von der Regierung Ludwigs des Vierzehnten der Konvenienz höherer Stände, mit welchen er ſich

ſich gern und bey der Franzöſiſchen Lebensart leicht ver- mengte, zu fröhnen, wenn er vorausgeſehen hätte, daß der Ausgang eines Jahrhunderts, über deſſen Geiſt er zu herrſchen glaubte, ſeine Schwäche ſo gewaltthätig blos- ſtellen würde. Er wußte es ſelbſt gewiß nicht, daß er mit ſeiner zügelloſen und ſektirenden Freygeiſterey auf der einen Seite dazu beytrug eine Stimmung zu bilden, welche ſeine loyaliſtiſchen und ariſtokratiſchen Nebenſchliche auf der andern Seite ad abſurdum reduciren würde. Sein Haß gegen die Religion und gegen die Geiſtlichkeit war mit vieler Perſönlichkeit vermiſcht, weil ſich jene in ſeinem Vaterland ohne Unterlaß zwiſchen ihm und dem Thron geſtellt hatten. Wenn ihn Laune und Fantaſie zuweilen verleiteten, auch des Throns nicht zu ſchonen, ſo kann man mit Sicherheit behaupten daß in ſolchen Fällen bey ihm nur der Verſtand mit dem Karakter davon lief; denn er bedurfte des Throns, und haßte die Gleichheit ſo herz- lich wie ein Edelmann, was er zu ſeyn auch keineswegs verſchmähte. In einer merkwürdigen Prozeßſache, die als eine Epoke der Gährung angeſehen werden kann, aus welcher endlich das Reich der Sansculottes hervorgegan- gen iſt, nahm Voltaire mit würklich kollegialiſchem Eifer die Partei des Adels.

Ein Graf von Movangies wurde von einer nie- drigen, zu Paris in einem fünften Stockwerk wohnenden Familie wegen eines anſehnlichen, und durch ſeine eigen- händige Unterſchrift bekräftigten Darlehns in Anſpruch ge-

nommen; der Graf und ſeine Anhänger behaupteten, daß eine Bande von Gaunern ſeine Leichtgläubigkeit und die Unordnung ſeiner Finanzen benutzt hätte, um ihn durch eine Kette von Betrügereien in dieſen Handel zu verſtricken; wichtige Präſumtionen ſtritten für ihn, aber unter dieſen ſtützte man ſich vorzüglich auf Eine, die weder philoſophiſch noch unbeſchränkt erfahrungsmäßig war: daß nämlich ein Edelmann, ein Graf, ein Offizier von einem ſo hohen Grad in den Armeen des Königs unmöglich Leute ohne Namen, ohne Anſehen, ohne Rang betrogen haben konnte, ſondern vielmehr mußte von dieſen betrogen worden ſeyn. Der erſte und der letzte Stand nahmen in dieſer Sache Partey, und mit einer Heftigkeit die mit als ein hiſtoriſcher Beweis gelten kann, daß die Franzöſiſche Revolution nicht völlig ex abrupto und wie es für manche Zuſchauer das Anſehen haben mochte, ſo zu ſagen aus Nichts entſtanden iſt. Voltaire ſchrieb für den Grafen von Morangies mehrere fliegende Blätter, in denen er jenes rein ariſtokratiſche Argument bis zum Ekel, und mit der naivſten Ueberzeugung wiederholte. Was würde aber der Vertheidiger des Grafen von Morangies geſagt und gethan haben; wenn er den Triumph des Fauxboury Saint - Antoine über Verſailles, der Sans - culottes über die Cordons bleus geſehen hätte? Sicherlich würde er nicht, wie manche ſeiner Brüder in der Aufklärung, das Opfer einer großmüthigen Täuſchung geworden ſeyn, und er hätte ſich gehütet in ſeiner Perſon die Philoſophie und die Vernunft in das Gedräng zwiſchen der Barbarey

Digitized by Google

des Vorurtheils und dem Fanatiſmus der Neuerungsſucht, zwiſchen der Erbitterung des Deſpotiſmus und der Wuth der Anarchie, kommen zu laſſen. Dieſem ehrenvollen Poſten war er nicht gewachſen, und eher hätte alle Freyheit auf Erden verderben mögen, ja eher hätte der Päbſtliche Hof den Faden der Univerſalmonarchie wieder aufnehmen mögen, ehe Voltaire mit Leuten die nicht einmal ſchreiben konnten, hätte deliberiren ſollen!

XI.

S. 186.

Karakter des Herzogs von Noailles.

Ein großer Theil dieſer Schilderung iſt, jedoch mit einigen Milderungen, aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon gezogen. Nirgends hat ſich Saint-Simon in ſeinen weitläuftigen Uebertreibungen ſo gefallen, wie in den Stellen wo er von dem Herzog von Noailles ſpricht: als ob ihm der Athem vor lauter Heftigkeit ausgienge, weiß er ihn endlich mit nichts mehr zu vergleichen, als mit dem Satan ſelbſt, mit der Schlange durch welche Eva verführt ward. Da aber Noailles als Miniſter und als Feldherr im Ganzen weniger Böſes als Gutes gethan hat, ſo muß von den Hyperbeln des Herzogs von Saint-Simon, hinter denen man würklich eines von den großen und auf ewig merkwürdigen Ungeheuern, welche die Natur kaum einmal in Jahrtauſenden ſchaft, vermuthen ſollte, ein Beträchtliches abgezogen werden,

und

Digitized by Google

und auf Saint-Simons eigne Rechnung kommen. Saint-Simon und Noailles waren zu Anfang der Regentſchaft, wo ihre beiderſeitigen Prätenſionen gegen einander anſtieſſen, abgeſagte Feinde geworden; der ſtolze und heftige Saint-Simon hatte ſogar öffentlich erklärt, daß er dem Herzog von Noailles alles Böſe zufügen würde was in ſeiner Macht ſtünde; und der letzte hatte wahrſcheinlich, ohne eine ſolche pathetiſche Erklärung — deren Abſtich gegen ſeine Anſprüche auf chriſtliche Frömmigkeit Saint-Simon weniger fühlte, als man es aus den bittern Vorwürfen von Heuchelei, die er ſeinem Gegner macht, folgern ſollte — das nämliche im Herzen gelobt, und gehalten. Den ſonderbarſten Kontraſt macht daher die verſchiedne Behandlung der nämlichen Gegenſtände in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und in den Memoiren des Herzogs von Noailles, die Millot aufgeſetzt hat. Millot, der ſchon durch den Auftrag die von Noailles hinterlaßenen ſchriftlichen Aufſätze in ein Ganzes zu bringen, in einer gewiſſen Abhängigkeit von der Familie der Noailles ſtand, ſpricht von ſeinem Helden als von dem Tapferſten, Einſichtvollſten, Uneigennützigſten, Frömmſten aller Franzöſiſchen Groſſen, belegt aber freylich dieſe Urtheile, wie wir ſchon oben bei Gelegenheit ſeiner Schilderung der Frau von Maintenon bemerkt haben, auch wieder vorzüglich mit Briefen und andern Aufſätzen des Herzogs, die von ſeinem Verſtand, von ſeinen politiſchen Verhältniſſen, von den Rückſichten die er zu beobachten hatte und wußte, mehr zeugen als von dem Innern ſeines Karakters. Der hier

Digitized by Google

von Düclos angeführte Zug, daß er, durch ſeine Frömmigkeit ein Schooskind der Frau von Maintenon, Philipp dem Fünften in ſeinem drückenden Wittwerſtand eine Maitreſſe vorgeſchlagen und aus dem übeln Erfolg dieſer Negociation zu ſpät eingeſehen hätte daß das Gewiſſen des Königs ſtärker war als ſein Temperament, wird z. B. von Millot gänzlich ignorirt; er ſpricht mit einiger Verlegenheit von der Ungnade des Herzogs von Noailles am ſpaniſchen Hof, und ſetzt hinzu: man wüßte den Grund der Klätſchereien nicht, die ſie veranlaßt haben müßten. Die nämliche Verſchiedenheit findet ſich auch bei Gelegenheit der Th. I. S. 220. unſrer Memoiren erzählten Anekdote von Louvile, welcher durch den Kardinal Alberoni verhindert wurde Philipp den Fünften zu ſehen, dem er im Namen des Engliſchen und des Franzöſiſchen Hofs einen für Spanien höchſt vortheilhaften Vorſchlag zu thun hatte. Noailles war gegen Louvile's Sendung an den Spaniſchen Hof geweſen, daher iſt bei Millot von der frechen Tirannei des Spaniſchen Miniſters kaum die Rede, der ganze Vorfall gewinnt eine andre Geſtalt, und Louvile's leichtſinniger Karakter ſcheint ganz allein den übeln Erfolg dieſer Unterhandlung veranlaßt zu haben. Daß in Millots Memoiren von der in den unſrigen Th. I. S. 259. aus Saint-Simon gezogenen, höchſt auffallenden Ungerechtigkeit des Herzogs von Noailles nicht die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt, da Millot durch ſein ganzes Werk ſich nicht einen Zug, nicht eine Modifikation erlaubt hat, wobei auch nur die Möglichkeit einer ſolchen unchriſtlichen

und

Digitized by Google

und unmoraliſchen Handlung auf die Rechnung des Herzogs von Noailles kommen könnte. Die Darſtellung des Auftrits hat indeſſen bei dem Herzog von Saint-Simon eine ſolche innere Wahrheit, daß wir der Begebenheit, in der Maaße wie ſie Dûclos aufgenommen hat, vollkommenen Glauben beimeſſen; im Ganzen aber führt die Vergleichung ſolcher ganz entgegengeſezter Schilderungen von den nämlichen Menſchen und Handlungen, und die Unterſuchung der Verhältniſſe, durch welche dieſe Verſchiedenheiten entſtehen, auf manche fruchtbare Grundſäze für die Kritik der Geſchichte, und für die Beurtheilung unſrer eignen Zeitgenoſſen, denen es bevorſteht einſt auch hiſtoriſche Karaktere zu werden.

An.

Digitized by Google

Anmerkungen zum zweyten Theil.

XII.

S. 45.

Karakter des Herzogs von Richelieu.

Düclos hat an mehreren Stellen ſeiner Memoiren des Herzogs von Richelieu erwähnt, aber ſtets mit einer kalten Geringſchäzung die etwas eigenthümlich humoriſtiſches hat, und wahrſcheinlich nicht ohne die Abſicht auf die Lobgeſänge und andern Poſaunenkünſte anzuſpielen, womit Voltaire den nämlichen Richelieu der Nation zum Helden aufdringen wollte. Voltaires Korreſpondenz enthält hierüber einige treffende Züge; d'Alembert, deſſen Karakter in weit größerem Einverſtändniß mit ſeinem Geiſte ſtand, ſucht Voltairen in ſeinen Briefen zuweilen an ſeine Würde als Denker und Philoſoph zu erinnern, er ermahnt ihn von ſeinen gewiſſenloſen Schmeicheleien gegen einen Menſchen abzuſtehen, der, ſagt d'Alembert, ſelbſt von ſeinen eignen Küchenjungen verachtet würde. Voltaire aber bemüht ſich, mit gutmüthiger Schwäche, die Nachſicht ſeines Freundes, und an der Stelle ſeines Unwillens ſein Mitleiden wegen gewiſſer Verhältniſſe, die ihn einmal ohne Rettung an Richelieu binden, zu erwek-

ken.

ken. Dieſe geheimen Aufſchlüße ſind äuſerſt wichtig um die Stellen in Voltaires hiſtoriſchen Werken zu ſchätzen, wo er des Herzogs von Richelien erwähnt; und wie manche Helden ihrer Zeit mag es wohl geben, welche die Nachwelt weniger getäuſcht haben würden, wenn man von den Umſtänden unter welchen ſie von den ſogenannten Stimmen der Fama dafür ausgegeben wurden, eben ſo gute Nachrichten gehabt hätte!

So vortreflich und karakteriſtiſch die leichte Verachtung iſt, mit welcher Dûclos in ſeinem Verhältniß als Zeitgenoße und naher Beobachter, den Herzog von Richelieu abfertigt: ſo hat dieſer Mann doch in der öffentlichen Meinung eine Wichtigkeit gehabt, die ihm in der moraliſchen Geſchichte des laufenden Jahrhunderts einen nicht unanſehnlichen Plaz anweiſt. Er war als Feldherr zuweilen glücklich, ſein Name verwickelte ſich mit der militairiſchen und politiſchen Geſchichte ſeiner Zeit; das ungeheure Regiſter ſeiner Siege über das andre Geſchlecht und das übermenſchliche Alter, zu welchem er gelangte, würkten mit jenen Umſtänden zuſammen auf die Imagination ſeiner Zeitgenoßen, und gaben ihm einen trügeriſchen Schein von Auſſerordentlichkeit, hinter welchem die ſcheußliche Verderbtheit ſeines Herzens, die Niedrigkeit ſeiner Geſinnungen, der Unzuſammenhang und die Flachheit ſeines Verſtandes, zum weſentlichen Schaden der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit im Ganzen, ihrem verdienten Urtheil entgiengen,

Noch

Noch immer pflanzt ſich durch Memoiren, durch Vies privées, durch Vies ſecretes dieſe verderbliche und armſelige Bewunderung fort; noch immer leiht die Welt dem Faunenleben, der ſataniſchen Bosheit, den kleinlichen Ränken, der zügelloſen Menſchenverachtung dieſes ſelbſt über allen Ausdruck verächtlichen Menſchen ein gefälliges Ohr. Die Geiſt- und Sittenloſigkeit aller ſeiner Thaten erweckt noch immer, ſtatt der tiefſten Indignation, ein müſſiges Erſtaunen über gewiſſe Unbegreiflichkeiten, die denn doch zur einen Hälfte blos in die Arkana der Naturgeſchichte einſchlagen, aber auf die Stimme der Moralität keinen Einfluß haben ſollten, und zur andern Hälfte, wenn dieſe Stimme darüber gehört würde, keine Räthſel mehr, ſondern ſchlechtweg Infamien heiſſen müßten. Daß ein Mann wie Richelieu ſich einen gewiſſen Alcibiadesruf anmaßen konnte, zeugt nur von dem unbeſchreiblichen Verfall ſeines Zeitalters; und in der unmöglichen Vorausſetzung des Richelieu in einem jugendlich kräftigen Staat, oder unter unter einem Volk, wie die Geſchichte uns die freyen Nationen des Alterthums abbildet, gelebt hätte, würde man ſeinen Namen entweder gar nicht, oder höchſtens von einer Schandſäule her kennen.

Man hat dadurch, daß man das Wunderbare an dieſem Idol der ſchlaffen Neugierde unſrer Zeiten ohne Unterſuchung zugab, ſehr viel mehr als man es bedachte die Sache der Sittlichkeit und Tugend verrathen. Schon am Hofe Ludwigs des Vierzehnten hatte es ein ähn-

liches kleines Phänomen, einen ſehr gemeinen Helden ſehr ſeltſamer Abentheuer gegeben: den Herzog von Lauzün, deſſen Dúclos Th. I. S. 196. erwähnt. Von dieſem haben die gleichzeitigen Memoiren folgenden Zug aufbewahrt. Die Marquiſe von Monteſpan, damalige Maitreſſe Ludwigs des Vierzehnten, hatte ſich gegen Lauzün verbunden, ihm durch ihre Fürſprache bey dem König eine gewiſſe Stelle zu verſchaffen; Lauzün, der ihr nicht ganz traute, fand eines Tags Gelegenheit ſich unter dem Bett worin der König bey der Frau von Monteſpan lag, zu verbergen, und ihre Unterredung zu belauſchen; anſtatt ihrem Klienten das Wort zu reden, benutzte die Marquiſe dieſe vertrauliche Gelegenheit um den König wider ihn einzunehmen; nachdem ſich das hohe Paar entfernt hatte, ſtahl ſich Lauzün aus ſeinem Winkel hervor, und hatte nichts eiligeres als die Frau von Monteſpan aufzuſuchen; er erinnerte ſie an ihr Verſprechen und ließ ſie eine Weile die wärmſten Betheurungen ihres freundſchaftlichen Eifers für ſein Beſtes verſchwenden, bis er ihr endlich unter Flüchen, Drohungen, und genauer Wiederholung ihrer eignen Worte, deren Zeuge, wie ſie glauben mußte, niemand geweſen ſeyn konnte als der König und bei ſo bewandten Umſtänden der Teufel ſelbſt, ihre Treuloſigkeit vorhielt. Dieſe Keckheit hat in ihrer Art etwas ſo Außerordentliches, als in der ihrigen, freylich etwas verſchiednen, die That des Mucius Scävola in Porſenna's Zelt; übrigens aber verlor ſpäterhin der nämliche Lauzün auf ſein ganzes ſehr langes Leben den Verſtand,

weil

weil er, ohne im mindeſten in Ungnade zu ſeyn, blos nie recht bey dem König in Gnade kommen konnte. Kontraſte dieſer Art ſind nichts weiter als Extreme des größeren Hoflebens, das freilich in Frankreich auf den höchſtmöglichen Gipfel ſeiner Vollkommenheit gekommen iſt. So waren Richelieus politiſche Intriguen oft bis zur Tollheit kühn, und gränzten zuweilen ſehr nahe an Staatsverbrechen; daß aber demohngeachtet in ſeinen Grundſätzen nichts war, was im Weſentlichen den Kreis der Hofpflicht überſchritten hätte, wie man es vielleicht aus der unverſchämten Fiktion ſchließen möchte, durch welche der Herausgeber ſeiner Memoiren ihn in einer demokratiſirenden Geſchichte redend einführt *) — das mag unter an-

*) Herr Soulavie hat dieſen allgemein verlachten Uebelſtand in ſeinen neuen Memoiren weggeräumt, und wir ſind überzeugt daß er im Fall einer Kontre-Revolution auch wohl ſeine ganzen Memoiren umarbeiten würde. Von dem für eigenhändig ausgegebnen Aufſatz des Herzogs von Richelieu, welcher den dritten Theil ſeiner Vie privée ausmacht und den Anfang ſeiner Liebesgeſchichten enthält, wünſchten wir einige kritiſche Data zu haben um beſſer beurtheilen zu können ob er untergeſchoben iſt, wie Herr Soulavie, der gern das Monopolium von dem Nachlaß des Herzogs von Richelieu haben möchte, es behauptet. Innere Kennzeichen der Genuinität hat wenigſtens dieſer Aufſatz nicht, er ſcheint eher in der Manier mehrerer mittelmäſſiger franzöſiſcher Romane geſchrieben, und wir würden dem Herzog von Richelieu mehr Nachläſſigkeit, aber auch mehr Lebhaftigkeit und Individualität im Styl und Darſtellung zugetraut haben. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Mademoiſelle de Valois, der Tochter des Herzogs von Orleans und nachmaligen Herzogin von Modena, welcher die drey Lieferungen einer ebenfalls von Herrn Soulavie herausgegebnen Vie ſecrete de Richelieu ausfüllt, hat mehr den An-

Digitized by Google

dern und zum Ueberfluß folgender Zug aus dem neunzigſten Jahr ſeines Lebens beweiſen, den der Verfaſſer der vie privée aufbewahrt hat.

„Er präſentirte an einem Abend, wie es für ihn als Gentilhomme de la chambre Sitte war, dem König den Schlafrock. Ludwig der Sechszehnte war eben mit einem Jäger auf der andern Seite des Zimmers in einem lebhaften Jagdgeſpräch begriffen, und gab auf Richelieu nicht Achtung. Dieſer folgte ihm, wankend und zitternd, mit dem Schlafrock in der Hand einige Minuten lang hin und her durch das Zimmer, und er wäre zuverläßig lieber auf dem Platz geblieben, als daß er auf die Ehre, den Schlafrock zu überreichen, Verzicht gethan hätte.“

Uebrigens hatte Richelieu ſo viel Witz als nöthig war, um an einem ſo kultivirten Hof wie der Franzöſiſche, eine glänzende Rolle zu ſpielen, ſo viel Tapferkeit als er brauchte, damit ihm eine Armee wie die Franzöſiſche noch viel mehr zutraute als er hatte, ſo viel Eleganz und äußere Liebenswürdigkeit als dazu gehörte, und ſich bey einer eben ſo geſchmackvollen als leichtſinnigen Nation alles herausnehmen zu dürfen, was der zügelloſen Wolluſt und dem

Anſchein ächt zu ſeyn, kann aber höchſtens als Zug zu einem Bild von plumper und ſchamloſer Debauche, oder als Beleg zu dem kräftigen Einfall der Gräfin von Sabran, (S. Düclos Th. I. S. 171.) intereſſiren; und die Bekanntmachung deſſelben macht in der Perſon des Herrn Soulavie der franzöſiſchen Konſtitutionellen Geiſtlichkeit wenig Ehre.

dem blinden Uebermuth eines Groſsen nur immer einfallen konnte. Weiter geht denn das Wunderbare nicht, daſs man ihm kann zu Gute kommen laſſen; denn daſs z. B. die Römer den vierfüſsigen Konſul anerkannten, den ihnen Kaligula gab, ſcheint ein gröſseres Wunder der Römer zu ſeyn als ihres tollen Kaiſers. Solche allgemeine und natürliche Wunder ſind es, durch welche die Denkmäler von Richelieus Leben nützlich werden können. Man findet bey dieſem Repräſentanten zweyer Generationen oder wenigſtens des Standes, der in dieſen zwey Generationen ausſchlieſslich auf Exiſtenz, Genuſs und Recht Anſpruch machte, die treffendſten Züge der eigenthümlichen, von der ſogenannten menſchlichen ganz unterſchiednen Natur, die ſich im Kreis des Franzöſiſchen Hoflebens gebildet hatte; man findet dort die ſcheinbaren Widerſprüche dieſer Natur zu einer bewundernswürdigen Konſequenz vereint, durch welche alle Triebe derſelben auf willkührliche Gewalt arbeiteten, nicht des Fürſten, aber alles deſſen was ihn umgab, und von ſeinem äuſseren Glanz oder ſeiner inneren Schwäche Mittel zur Zerrüttung des Staats und zur Unterdrückung der Bürger zog. Man findet vorzüglich in den tauſend galanten Abentheuern des Herzogs von Richelieu ein Wunder aller Wunder: die unglaubliche Blindheit und Erniedrigung der Weiber ſeiner Zeit, unter welchen keine einzige den Geiſt und den Stolz hatte, ihr Geſchlecht, das er, mit einer Grauſamkeit deren Menſchen nur gegen Menſchen fähig ſind, viel tiefer herabgeſetzt hatte als das Wild in ſeinen Luſt-

Digitized by Google

gehegen, blutig an ihm zu rächen. Mitleiden mit dem tiefen Elend, in welches man mehrere Opfer ſeiner Verführung geſtürzt ſieht, und Unwillen über die langſame Kaltblütigkeit, mit welcher er ſo manchen moraliſchen und bürgerlichen Mord vollbringt, können jenen Geſichtspunkt verrücken, und dürfen es wenigſtens eher als die ſchalen Gemeinplätze, die man wie einen Schleier über dieſes Schlachtfeld menſchlicher Glückſeligkeit wirft; daß aber viele hundert Weiber den Triumphwagen des unempfindlichen und barbariſchen Böſewichts ſchmückten, iſt in der That kein viel geringeres Wunder als daß die Römer Kaligulas Pferd Conſul ſeyn ließen.

Die Franzoſen haben angefangen, wie die Römer aufhörten, und aufgehört wie die Römer anfingen. Dieſer allen Erfahrungen entgegengeſetzte Gang hat ſehr vieles woran man irre werden muß, und wird erſt als Erfahrung für die Nachwelt in ſeinem wahren Weſen und Zuſammenhang zu erkennen ſeyn. Indeſſen haben die modernen Spartanerinnen ein großes Werk vor ſich, wenn ſie die Schmach vertilgen wollen, mit welcher Richelieu ſie gebrandmarkt hat.

XIII.

S. 83.

Maſſillon.

Dieſe gerechte und doch milde Beurtheilung der ſchwachen Nachgieb'gkeit eines ſonſt achtungswürdigen

Geiſtlichen, iſt eine von den ſchönen Eigenthümlichkeiten unſers Verfaſſers. Bey der ganzen Kolliſion von welcher hier die Rede iſt, ſchlägt das Für und Wider überhaupt weniger in das Fach der abſoluten als der konventionellen Moral, und mag wohl darum die Strenge des Franzöſiſchen Publikums auf Koſten des armen Maſſillon vorzüglich beſchäftigt haben; aber Maſſillons eigne Aeußerung darüber in ſeinen Memoiren hat etwas intereſſantes. Ohne ſich ſelbſt zu nennen, ſagt er blos bey Gelegenheit der Erhebung des Abbe Dübois zur erzbiſchöflichen Würde dieſe wenigen Worte: „der Prälat, welcher bey ſeiner Konſakration aſſiſtirte, wird eine ſolche Nachgiebigkeit noch lange beweinen.“

Maſſillons Memoiren, die Herr Soulavie herausgegeben und mit einer Vorrede von ſeiner eignen wort- und klangreichen Mache begleitet hat, ſcheinen übrigens nicht durchgängig ächt; wenigſtens iſt der Styl darinn ungleicher als von einem Meiſter, zumal in der Kanzelberedſamkeit, zu vermuthen wäre, und manche Theile ſeines Stoffs ſind ſo kraftlos und gerippartig behandelt, daß man ſie, in Vergleichung mit andern die ſeiner würdig ſind, für fremde Einſchiebſel zu halten verſucht iſt. Folgende ſchöne Stelle kann als Nachtrag und Beleg zu unſrer fünften Anmerkung, über den Herzog von Bourgogne, angeſehen werden: „Nichts würde alſo erbaulicher geweſen ſeyn, als das Aeußere des Hofs unter dieſem Fürſten, aber das Innere wäre darum deſto ver-

verderbter geweſen; denn je mehr der Eigennutz oder der Ehrgeiz einer Larve bedarf, je ſchlimmer ſieht es alsdann mit den Herzen aus.“

Ueberhaupt werden manche Verhältniſſe von Maſſillon anders dargeſtellt als von Dûclos; der Herzog vom Maine ſpielt z. B. in jenen Memoiren eine weniger verhaßte Rolle, ſein Antheil an der Spaniſchen Verſchwörung gegen den Regenten iſt darinn ſehr gemildert, und der Herzog von Saint-Simon, auf deſſen Zeugniſſe Dûclos Behandlung dieſer Begebenheiten vorzüglich gegründet iſt, kömmt bey Maſſillon ſchlimmer weg, als ſonſt bey irgend einem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber. Er erzählt, daß bey der Vermählung Ludwigs des Funfzehnten mit der Tochter des Königs von Pohlen, Stanislaus Lesczinski, Saint-Simons Gemahlin zwar die einzige nicht übel berichtigte Dame am ganzen franzöſiſchen Hof geweſen wäre, daß man ſie aber ohngeachtet der Verlegenheit, in welcher man ſich deshalb befunden, nicht zur Hofdame der neuen Königin ernannt hätte, weil man auf ihren Mann nichts hielte. Auch bemerkt er, daß Ludwig der Vierzehnte den Herzog von Saint-Simon für einen Frömmigkeitsheuchler (faux dévot) gehalten hätte; da indeſſen der Pater Tellier und die Frau von Maintenon und ſo viele andre vom König nicht dafür gehalten wurden, ſo dürfte dies Urtheil eben nicht ſchwer auf der Aſche des Herzogs von Saint-Simon liegen, und weil er unter dieſer Regierung ſtets andern, gewiß unwür-

Digitized by Google

würdigeren, nachgeſetzt wurde, ſo mußte man doch ir-gend ein ſchlimmes Vorurtheil gegen ihn in der Meynung des Königs haben Wurzel faſſen laſſen: was dies aber für eines war, hat im Weſen gegen den Herzog von Saint-Simon wohl ſehr wenig zu bedeuten, und kann blos mehr oder weniger von der Schwachheit Ludwigs des Vierzehnten zeugen. Ueberhaupt aber müſſen da, wo verſchiedne Parteyen den Schauplatz der Geſchichte einnehmen, dieſe verſchiednen Schattirungen ſelbſt in den unverdächtigſten hiſtoriſchen Quellen, wenn ſie nur etwas mehr als Chroniken ſind, nothwendig eintreffen; und die Kritik darf alsdann auf nichts anders als relative Wahrheit ausgehen.

XIV.

S. 198.

Unter den Formen die man bey der Weihe Ludwigs des Funfzehnten vernachläßigte, war folgende die man bis zur Weihe ſeines Vorgängers, dieſe mit eingerechnet, jederzeit beobachtet hatte. Man öfnete nemlich diesmal erſt nach der Introniſation dem Volk die Thore der Kirche, da es ſonſt vor der Salbung des Königs in das Schif der Kirche hereintrat, und mit der Geiſtlichkeit und dem Adel ſein Jauchzen vernehmen ließ, wenn die Verſammlung,

 wel-

welche die Nation repräſentirt, mit lauter Stimme um ihre Einwilligung befragt wird.

Eine ſolche glückliche Neuerung mußte man nicht verſäumen wo möglich zur Obſervanz zu machen; bey der Weihe Ludwigs des Sechszehnten hatte daher die nämliche Unterlaſſung Statt, ſie wurde zwar auch damals nicht mit Stillſchweigen übergangen, wenn ſie aber höchſtens noch ein Paar mal beobachtet worden wäre, ſo würde alsdann jede Erinnerung an die ältere Form lächerlich oder verdächtig geweſen ſeyn. Man weiß was dazwiſchen gekommen iſt; wäre es alſo nicht beſſer geweſen, dem Volk die kleine Freude zu laſſen? Es hätte ſicherlich immer mitgejauchzt, und wäre es auch nur darüber geweſen, daß es mitjauchzen durfte.

Als dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten, dem Herzog von Anjou, die Spaniſche Krone angetragen wurde, die er auch nachher unter dem Namen Philipps des Fünften trug, gab Ludwig einen merkwürdigen Beweis von ſeinem Eifer für die königlichen Privilegien, und von ſeiner wachſamen Vorſicht alles zu verhüten, was den orthodoxen Begriffen von königlicher Würde im mindeſten zu nahe treten konnte. Verlegen und unſicher über dieſes Anerbieten, deſſen Annahme einen ſchweren Krieg nach ſich ziehen mußte, vor welchem Alter und bey dem erſchöpften Zuſtand des Reichs zitterte, verſäumte er doch nicht, die Rechte ſelbſt einer fremden Krone gegen den

Ge-

Geſandten, welchen die Junta nach Paris abſchickte, dadurch zu verwahren, daß er ihn nicht als Geſandten annahm, indem er bey ſeinem Souverain, dieſer mochte es übrigens werden wollen oder nicht, in jedem Fall nur als Unterthan auftreten, und nicht einmal den Schein haben dürfte, als würde er für den Geſandten der Nation, oder einer die Nation repräſentirenden Geſamtſchaft angeſehen.

Dieſer Zug ſcheint als Gegenſtück zum vorigen zu gehören; übrigens wird von der Weihe Ludwigs des Sechszehnten auch noch bemerkt, daß das Volk, als es nach der Introniſation in die Kirche gelaſſen wurde, ſich ſo ſehr in das freudige Anſchauen ſeines neuen Königs verlor, daß es die Goldmünzen, welche nach der althergebrachten Sitte ausgeworfen wurden, nicht einmal aufhob. — Findet man etwa, wenn man ſich das nämliche Volk am 21 Januar 1793. auf dem Karouſelplatz denkt, daß es wünſchenswerther ſey ein Volk zu regieren, das einer ſolchen Begeiſterung unfähig wäre, und um keines moraliſchen Gefühls willen Goldmünzen verachtete? Oder bedauert man lieber das Volk und den Fürſten, daß ſo ununterbrochen und mannichfaltig daran gearbeitet wurde, ſie von einander zu trennen und beyde zu nichte zu machen?

Digitized by Google

XV.

S. 210.

Ende des Kardinal Dübois.

Einige bis zum Gräßlichen ſkandalöſe Details von den letzten Stunden des Kardinal Dübois hat Düclos, ohne Zweifel aus Anſtändigkeit, hier verſchwiegen; und auch wir wollen deshalb lieber auf die Quellen verweiſen, als ſelbſt das Amt des Erzählers übernehmen. Dieſer Menſch, von welchem nach dem Zeugniß eines ſeiner Zeitgenoſſen, nie zu viel Böſes geſagt werden kann, war würklich ein moraliſches Phänomen; wenigſtens mußte man bey ihm immer in der Verlegenheit ſeyn, ihn für einen Böſewicht zu toll, und für einen Narren zu boshaft zu finden. Daß aber ein entſchieden verwirrter Kopf wie der ſeinige doch noch zu den ſchwärzeſten und verwickelteſten Hofkabalen taugte, ſollte im Ganzen zur Verherrlichung der Tugend und Rechtſchaffenheit dienen. Uebrigens verändre man wieder einige Kleinigkeiten an dem Schauplatz, wo er eine Rolle ſpielte und an ſeinen Mitſchauſpielern, ſo würde die Geſchichte ſeiner ſchwerlich zu erwähnen haben, und das Tollhaus oder der Galgen würde ſeinem etwanigen Ehrgeiz bald ein Ziel geſetzt haben. Seine ſchlimmſte That, und die Quelle alles übrigen Böſen das von ihm herrührte, war ſeine ſyſtematiſche Erziehung des Herzogs von Orleans. Lebhaftigkeit des Geiſtes und Offenheit des Karakters machten dieſem Prinzen das bigotte Weſen am Hof des Königs verhaßt; Dübois bemühte

ſich

ſich daher, ihn in das andre Extrem zu ſtürzen, und auf ſeine Abneigung gegen die Heucheley den Grundſatz zu pfropfen, daß die Tugend ſelbſt des Heuchelns nicht einmal werth wäre. Um dieſe Idee an die Stelle alles deſſen, was ſonſt Grundſatz heißen könnte zu bringen, kam es Dûbois nicht darauf an, wie verächtlich er ſelbſt ſich ſeinem Herren zeigte, wenn er den Prinzen nur ſo weit brachte, daß es ihm nie einfiele, das Gute dem Böſen vorzuziehen. Der Karakter des Herzogs von Orleans gab ihm eine gewiſſe leichte Superiorität über Vorurtheile und Konvenienzen, und durch dieſe führte ihn Dûbois, um durch ihn emporzuſteigen, über alle Begriffe von Ehre und Schande, von Tugend und Laſter hinaus. So verlor denn der Regent, bey den glänzendſten Fähigkeiten zur Verwaltung des Staats, allen Trieb ſie zu irgend einem würdigen Zwecke anzuwenden, bey natürlichen Anlagen zu vorzüglichen Tugenden alle Motive zur Tugend überhaupt; und ſo wurde er durch die Ueberzeugung daß Liebe und Achtung nichts als Täuſchungen wären, der Sklav eines Elenden den er haßte und verachtete. Sobald der Hauptpunkt nur einmal gewonnen war, hatte Dûbois keine Künſte weiter nöthig um ſeinen Poſten zu behaupten; denn im natürlichen Karakter des Herzogs war zu viel Gutes und Edles, als daß jemals andre als negative Würkungen von Dubois Werk an ihm zu erwarten geweſen wären; wie lächerlich oder abſcheulich ſich aber Dubois auch zeigen mochte, ſo blieb er immer der unentbehrliche Maasſtab, nach welchem der Herzog

die

Digitized by Google

die ganze Menſchheit und ſeine eigne Beſtimmung ſchätzte; und er konnte an ihm ſelbſt zum Verräther werden, ohne auch nur in einer Gunſt die ſo motivirt war, zu wanken.

Man ſollte denken, daß die Vorſehung zuweilen Menſchen wie den Kardinal Dübois und den Herzog von Orleans zuſammenſtellte, um den Fürſten, und den Völkern die ſo gern und mit reichlich belohnter Aufopferung aller politiſchen Abſtraktionen ihre Glückſeligkeit bey ihren Fürſten niedergelegt wüßten, über die urſprünglichen und eigentlichen Feinde der Ordnung und der Staaten die Augen zu öfnen, und die häufigen Keime des Verderbens hier und da, als lebendige Lehre, zur äußerſten Reife gelangen zu laſſen. Wenigſtens würde eine ſolche koſmiſche Beſtimmung das ſo weit her zu rechnende Unglück von Frankreich wieder an den Optimiſmus knüpfen.

Die Vie privée des Kardinal Dübois iſt aus Memoiren eines ſeiner Sekretaire, der ſeines Herren eben nicht unwürdig ſcheint, zuſammengetragen, und hat das Verdienſt die burleſken Individualitäten im Karakter des Kardinals mit einer Wahrheit darzuſtellen, die keinem eigentlichen Geſchichtſchreiber gegeben ſeyn kann.

XVI

Digitized by Google

XVI.

S. 282.

Verſtellung Ludwigs des Funfzehnten gegen den Herzog von Bourbon.

Ludwig der Funfzehnte ſcheint hier würklich in dem Fall eines Knaben zu ſeyn der ſeine Lektion, ſie mag gut oder übel ſeyn, gewiſſenhaft und arglos aufſagt; und wer weiß ob Karl der Neunte, als er vor der Bartholomäusnacht die Proteſtantiſchen Großen mit der größten Freundlichkeit entlaſſen hatte und ſeine Mutter fragte: habe ich mein Röllchen nicht gut geſpielt? im Grunde viel ſtrenger zu beurtheilen wäre als Ludwig der Funfzehnte? die wenigen Worte welche Dúclos bei dieſer Gelegenheit hinwirſt, haben aus ſeiner Feder mehr Gewicht als man ihnen anſieht; denn überhaupt ſind in demjenigen Theil ſeiner Memoiren welcher die Regierung Ludwigs des Funfzehnten betrift, ſehr viele Reticenzen, die aber zuſammengenommen doch die Wahrheit ziemlich ausdrücken, und ſich alſo von den Voltairiſchen gänzlich unterſcheiden.

Mit der Regentſchaft verſiegen übrigens die Quellen, aus welchen wir bisher für unſre Nachträge geſchöpft haben, und man hat von dieſen ſpäteren Zeiten mehr einzelne, meiſt ſkandalöſe Anekdoten als karakteriſtiſche Memoiren. Denjenigen, die unter dem Namen des Grafen von Maurepas herausgekommen ſind, ſieht man auf den erſten Anblick den plumpſten Betrug an; und man erweiſt

weiſt ihnen noch viel Ehre, wenn man annimmt daß ein Kammerdiener dieſes Miniſters, der doch wenigſtens ein witziger Kopf, ein Mann von Stand, von Erziehung, kurz ein Mann von der franzöſiſchen großen Welt war, ſie aus aufgefangnen Brocken zuſammengetragen hat.

Folgende Reſultate können indeſſen in Dúclos Fragmente über ſeine eigenen Zeiten, die er noch nicht entwikkelt vor ſich ſah, ein gewiſſes Licht bringen, und ſein unvollſtändiges Bild ausmahlen.

Ludwig der Funfzehnte zeigte in ſeinen früheren Jahren wenig Karakter, und blieb ſehr lange Knabe. Wer aber nach künftigem Einfluß ſtrebte, belauſchte an ihm jeden Zug aus welchem die Hofnung zu ſchöpfen war, daß er den Staat weniger als ſich ſelbſt lieben, und dem Genuß das Herrſchen gern aufopfern würde. In den Beilagen zur großen Ausgabe von Saint-Simons Memoiren finden ſich Berichte eines Marquis von Silli an ſeinen im Ausland beſchäftigten Freund, den Herzog von Richelieu, worinn über jede Wallung des Königs, über jedes dem noch unſchuldigen Jüngling entfahrende Zeichen von Sinnlichkeit, über jede Ausſicht ihn die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften als das ſchönſte Vorrecht ſeiner Würde empfinden zu laſſen, und dadurch den Nießbrauch der Krone unter bedürftige Hofleute zu theilen, ſorgfältig Regiſter gehalten wird. Das war hinreichend um ſich einsweilen über die Staatsverwaltung des alten Kardinal Fleury — deren Gutes Dúclos ſehr weiſe auseinanderſetzt

ſetzt — zu tröſten; und der Nutzen einer ſolchen Korreſpondenz, die, wenn ſie auch aufgefangen worden wäre, niemand ſo übellaunig geweſen wäre für ſtaatsverrätheriſch anzuſehen, erwies ſich noch lange Zeit nachher, als Richelieu in den nächtlichen Gelagen des Königs eine wichtige politiſche Rolle ſpielte.

Die diplomatiſchen und militairiſchen Verhandlungen gehören nicht in unſern Plan, ſie ſtanden aber von Seiten Frankreichs dieſe ganze Epoke durch unter dem unmittelbaren Einfluß der immer wechſelnden Verhältniſſe des Hofs; Leichtſinn, Schamloſigkeit und Eigennutz drängten ſich, bald mehr bald weniger, doch endlich in alle Theile der Staatsverwaltung ein, und die königliche Gewalt, gemisbraucht und entkräftet von Menſchen die in ihrem beſchränkten Vortheil den ganzen Staat koncentrirt hatten, wurde das Mittel für ſie, in letzter Inſtanz zu plündern und zu verderben. Dieſes Machtwort, in wohlorganiſirten Monarchien eine Quelle von Kraft — hier aber in allen ſeinen Silben auseinander geriſſen und unter den Dienern des Königs verſplittert, war in jedermanns Beſitz, den König ausgenommen. Dieſer war ganz auf den Fuß der ſogenannten Rois fainéans vom erſten Stamm der fränkiſchen Könige gebracht, nur theilte und verlor ſich die Kühnheit, die uſurpirende Kraft eines Majordomen aus jenen ältern Zeiten, unter einem zahlloſen Heer von Harpyen, die einzeln ſchwach und nichts weiter als hungrig waren. Als Ludwig der Sechszehnte mit guten Abſichten,

Anmerkungen zum dritten Theil.

XVII.

S. 7.

Unterhandlungen zwiſchen dem König von Preußen und dem Herzog von Richelieu.

Voltaires Korreſpondenz giebt hierüber die wichtigſten Aufſchlüſſe. Dieſer ſonderbare Mann hatte unter andern auch politiſchen Ehrgeiz, dem er unter Lachen und Scherzen und Perſifliren ſeiner ſelbſt, ſo viel Nahrung zu geben ſuchte als die Gelegenheit nur immer darbot. So hatte er z. B. eine mörderiſche Kriegsmaſchine erfunden, deren Projekt er zu Anfang des ſiebenjährigen Kriegs den franzöſiſchen Generalen und Miniſters zuſandte; und ohngeachtet ſeiner eignen allerliebſten Einfälle über die Prätenſion eines ſchönen Geiſts die Taktik zu bereichern, war es vollkommen ſein Ernſt auch auf dieſem Wege Ruhm und Vortheil einzuärnten: ja er brauchte endlich in dieſer Sache ſeinen Witz zur höchſten Noth, um ſeine Empfindlichkeit über die Geringſchätzung, mit welcher ſeine ſcherzhaften Anerbietungen etwas zu wörtlich aufgenommen worden waren, zu verbergen. Voltaires Eitelkeit war alſo das Mittel deſſen ſich der König von Preußen bediente, um zur Eitelkeit des Herzogs von Richelieu zu ge-

gelangen. Voltaire trug zwar dem König die Gewaltthätigkeiten nach, die er an ihm und ſeiner Nichte in Frankfurt hatte verüben laſſen; Friedrich kannte indeſſen den Weg zu ſeinem Herzen zu gut: ohne das worüber Voltaire eigentlich klagte, im mindeſten zu vergüten, begnügte er ſich aus einem ſeiner Trauerſpiele eine Oper zu machen und ſeine geiſtreiche Korreſpondenz wieder mit ihm anzuknüpfen. Voltaire war klug genug um einzuſehen, daß der König in Noth ſteckte und ſeiner zu bedürfen glaubte, ein Held und ein König war es indeſſen doch immer der ſich an ihn drängte, und Voltaire war, bei allen ſeinen ſatiriſchen Einfällen über die eigennützigen Artigkeiten des Königs, nichts deſto weniger gewonnen und dahin gebracht, wo Friedrich ihn wollte. Er übernahm bei dem Herzog von Richelieu das Vermittellungsamt; hierauf erfolgte ein Briefwechſel zwiſchen dem König und dem franzöſiſchen General; und die Konvention von Kloſter Seven, (zu welcher aber, wie man wiſſen will, Richelieus Habſucht eben ſo ſehr verleitet worden war als ſeine Eitelkeit) die Rettung des Königs und Frankreichs Unglück waren die Würkungen dieſes Gewebes von Kokettierien. Voltaire hatte nachher große Mühe, ſich mit ſeiner affektirten Sorgloſigkeit und Leichtigkeit vor den Verfolgungen zu ſchützen, die der Wiener Hof für ſeinen Antheil an dieſer wichtigen Begebenheit durch ſeine gefährlichen Berührungspunkte mit dem König, gegen ihn im Sinne hatte. Es gelang ihm indeſſen die Verantwortlichkeit eben ſo wieder von ſich wegzuſcherzen, wie er ſie im Scherz auf ſich geladen hatte.

Digitized by Google

XVIII.

S. 39.

Allgemeine Betrachtungen über Dúclos Schilderung der franzöſiſchen Staatsverwaltung.

Eine eben ſo einfache als vielumfaſſende Frage, deren Entſcheidung auf den Geſichtspunkt, aus welchem man die Geſchichte unſrer Zeit betrachtet, den wichtigſten Einfluß hat, iſt dieſe: ob die Franzöſiſche Revolution nothwendig war oder nicht? das heißt, ob ſie in der allgemeinen Stimmung der Nation, in dem größeren Gang früherer Begebenheiten, in den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, natürlich und unvermeidlich herbeygekommen iſt, oder ſich aus zufälligen Umſtänden, wie einzelne Leidenſchaften, einſeitige Komplotte, Ueberſpannung, Illuſion, Dünkel gewiſſer Köpfe, vorzüglich entſponnen hat. Um in zwey ſtarken Bänden die ſtürmiſchen und verworrenen Elemente, aus welchen die ungeheure Maſſe der Revolution beſteht, auf den wohlfeilen Maasſtab einer dürren Pedanterey zurückzubringen, iſt es allerdings ſehr bequem, dieſe Frage gelegentlich mit anderthalb Zeilen *) abzufertigen, und es als Axiom, das keines Beweiſes bedarf, feſtzuſetzen: die Revolution ſey gewiß nicht nothwendig geweſen. Einem Schriftſteller indeſſen, der ſonſt gegen die zahlloſen Unvorſichtigkeiten und Etourderien der Galliſchen Kinder, gegen ihre leichtſinnige

*) Rehbergs Unterſuchungen über die Franzöſiſche Revolution. I. Th. S. 77.

Digitized by Google

ge Eitelkeit, eine gewiſſe, nie genug zu preiſende, ſchwerfällige Selbſtgenügſamkeit in Beyſpiel und Lehre als Gegengift anwendet, hätten wir die Alexanders Kühnheit, mit welcher er dieſen Knoten zerhaut, am allerwenigſten zugetraut; und wir geſtehen daß wir einiges Bedenken tragen, ihm dieſen, an ihm ganz beſonders überraſchenden Seiltänzerſprung nachzumachen. Wir halten es vielmehr der Mühe werth, jene Frage näher auseinander zu ſetzen; wozu die Geſchichte unſtreitig das einzige Mittel iſt.

Iſt demnach die Franzöſiſche Regierung ſeit den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten, alſo faſt ein Jahrhundert hindurch, nicht von dem Volke verachtet und gehaßt worden? Iſt ſie nicht verächtlich und haſſenswürdig geweſen? Mußte die lange Fortdauer dieſes Uebels nicht endlich das heilige Vorurtheil abnutzen, welches den Unterthan an die Monarchie band? Mußte dieſes Uebel, die Regierung zu haſſen und zu verachten, bey dem Grad von Civiliſation, den Frankreich in Maße erhalten hatte, nicht endlich ein unerträgliches Uebel werden? Mußte die politiſche Wirkung, welche bey jedem Volke die Unerträglichkeit ſeiner Uebel hervorbringt — ein Begrif den der Augenblick, wo es aufhört ſie zu ertragen, ganz allein beſtimmt — bey dem Franzöſiſchen Volk nicht darum ſchrecklicher, zerſtörender und umfaſſender ſeyn, weil es weniger die Quantität und der Grad des Unglücks im Punkt des Ausbruchs war, was dieſen veranlaßte, als die lange Dauer deſſelben, als die vielfältige Erfahrung daß ſelbſt die Wahl guter Miniſters, daß

ſelbſt der reinſte Wille des Monarchen nichts gegen die Allgewalt des Hofs vermöchte? Kann man mithin nicht mit Gewißheit annehmen, daß die augenblicklichen Frevel eines Nero keine ſo viel umfaſſende Revolution hervorgebracht haben würden, als die, ſeit der Regierung der Frau von Maintenon und der Beichtväter Ludwigs des Vierzehnten, unter tauſend Geſtalten modifizirten Grundſätze der ariſtokratiſchen Tiranney unter welcher der König, jeder rechtſchaffene Miniſter, und die Nation ohne Rettung ſeufzten?

Wenn die Geſchichte alle dieſe Sätze ſonnenklar erweiſt, ſo mag die Frage, ob die Revolution nothwendig geweſen ſey? ziemlich entſchieden ſeyn. Es iſt Unſinn, den moraliſchen Grund dieſer Nothwendigkeit durch ſtatiſtiſche Data entkräften zu wollen, ſo wie es Irrthum iſt ſich einzubilden, daß die Ueberzeugung, die Revolution ſey nothwendig geweſen, den Glauben in ſich ſchließt: ſie ſey wünſchenswerth und nachahmungswürdig; ja dieſer Irrthum kann ſogar, nach dem Maaß der Anſprüche auf Vernunft und Wahrheit in denen die ihn verbreiten, einen hohen Grad von Immoralität erhalten, und wenn ſie ihre ſonſt nicht verächtlichen Geiſtesgaben ſo weit mißbrauchen, temporaire Maaßregeln wie die Beſchränkungen der Preßfreiheit, die ein Krieg wie der jetzige auch nur nothwendig machen kann, aus allgemeineren Grundſätzen zu deduciren, *) gleich als gedächten ſie ihre Sophiſmen damit in unanfechtbare Sicherheit zu bringen, ſo wird

*) Siehe paſſim das ebenangeführte Werk.

Digitized by Google

wird es allerdings Zeit, ſie vor dem Richterſtuhl der freyen und geſunden Vernunft zu belangen, deren Oberherrſchaft ſie ſich als Schriftſteller ohne Felonie nicht entziehen können.

Als während der Sitzungen der Nationalverſammlung ſowohl in Frankreich als auswärts, viele Menſchen ſich mit der Meynung ſchmeichelten, daß die Revolution und die Konſtitution zuſammen fortſchreiten, und beyde in einem und demſelben Augenblick beendigt ſeyn würden; da vergaß man den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Revolution und Reform, oder hielt, dem Gange der Natur zuwider, jene für den unmittelbaren Uebergang in dieſe. Der große Fehler der erſten Franzöſiſchen Konſtitution iſt demnach — die Revolution geweſen; dieſen Fehler hätte ſie aber unſtreitig behalten, wenn ſie auch ſonſt ganz nach dem Willen ihrer Widerſacher eingerichtet geweſen wäre, und es iſt wirklich ſonderbar daß unter allen politiſchen Schriftſtellern, welche die auf Erfahrung gegründeten Vortheile der Engliſchen Konſtitution gegen die in ihrer Geburt erſtickten oder entarteten Wirkungen der Franzöſiſchen geltend machen, keinem die ſehr einfache Erinnerung beygefallen zu ſeyn ſcheint: wie viel Zeit zwiſchen der Regierung Karls des Erſten und der Revolution von 1688. verſtrichen, und durch welche Begebenheiten das Engliſche Volk in dieſem Zeitraum gegangen war, um zu einer Konſtitution zu gelangen, von welcher es doch gleich anfangs gewiſſe feſte Grundlagen vorgefunden hatte, da das Franzöſiſche die ſeinigen weit mehr aus

der

Digitized by Google

der Luft greifen mußte, wenn der Hof und der ganze Anhang deſſelben ſeine Abſicht, ſich eine Verfaſſung zu geben, nicht ſehr bald, theils durch Perſiflage, theils durch willkührliche Gewalt vereiteln ſollte: wie das ſeit beynahe hundert Jahren bey jedem Beſtreben, irgend einen Theil der Staatsverwaltung zu ſäubern, immer geſchehen, und unter keiner Regierung ſo ſichtbar geworden war, als unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten, der einzigen in dieſem ganzen Zeitraum, während deren gute Abſichten es wenigſtens, obgleich vergeblich, wagten den ungleichen Kampf mit der allgemeinen Verderbniß einzugehen.

In dieſen letzten Betrachtungen ſcheint uns ohngefähr alles zu liegen, was die Einwendung entkräften kann: daß die Franzöſiſche Nation ja doch vor der Engliſchen den unbenützten Vorzug beſaß, dieſe als Beyſpiel vor ſich zu haben. Durch eine Revolution die graue Weisheit der Engliſchen Verfaſſung anzunehmen war den Franzoſen eben ſo unmöglich, als es den Deutſchen und den Brabantern war, durch eine Wendung des Kriegs dem jugendlichen Enthuſiaſmus der Franzöſiſchen Freyheit zu huldigen; und wenn man die Engliſche Verfaſſung als gleich zu befolgendes Beyſpiel für die Franzoſen angeſehen hat, ſo iſt man in den Fehler eines Arztes verfallen, der einen Kranken in der erſten Periode eines heftigen und langwierigen Uebels, auf den Fuß eines von dem nämlichen Uebel ſchon längſt Geneſenen behandeln würde.

Der

Digitized by Google

Der Bigotiſmus und die Regierung der Prieſter unter Ludwig dem Vierzehnten; die Sittenloſigkeit, der Leichtſinn, und überdem der Einfluß eines Ungeheuers wie Dubois, während der Regentſchaft; die Maitreſſenregierung, die unwürdigſte Apathie, die ſchamloſeſte Sinnlichkeit, und nebenbey, zur Stütze der willkührlichen Gewalt, noch immer genug Prieſtergeiſt, unter Ludwig dem Funfzehnten; alle möglichen Triebfedern und Kabalen des Ehrgeizes, der Verſchwendungsliebe, der Habſucht, unter dem ſelbſtmäßigen, ſparſamen, einfachen König, deſſen ſchreckliches Ende Europa noch entſetzt: kurz, alle dieſe Epoken hindurch, ein Deſpotiſmus deſſen Grundſätze in politiſcher Anwendung auf den Staat unaufhörlich wechſelten und ſchwankten, und nur die verderbliche Konſequenz des Eigennutzes und der Immoralität unverrückt behielten, deſſen Vortheil niemals der Staat war, weil ſeine Quelle niemals der Monarch, ſein vornehmſtes Hülfsmittel es aber war, bey konventioneller Uebertreibung der Würde des Monarchen, ſeine Perſon moraliſch herabzuwürdigen, und ſo den einzigen Damm, der ſeinen Plünderungen entgegenſtehen konnte, immer mehr zu ſchwächen. — Dies iſt der Geiſt des letzten Jahrhunderts der Franzöſiſchen Geſchichte; dies waren die traurigen Urſachen die es bewürkten, daß bey der Zuſammenberufung der Reichsſtände der Glaube an die königliche Gewalt, als an die Quelle der Staatsglückſeligkeit, da wo die Umſtände es am meiſten forderten, nicht mehr würkſam war, und daß dieſe Zuſammenberufung die nothwendige Epoke der Revolution

wur-

Digitized by Google

wurde. Die genaue Unterſuchung des Deficits in den Finanzen, der cahiers de doléances, der mancherley elenden oder abſcheulichen Triebfedern welche bey dem Sieg der Demokratie mitwürkten, der zahlloſen Ueberſchreitungen ihrer Mandate welche die Deputirten ſich zur Schuld kommen ließen, der Vorzüge die einzelne Reformen nach Vorſchrift dieſer Mandate über eine allgemeine Revolution gehabt hätten, und die kinderleichte Zuſammenſtellung der ungleich größeren Zerrüttung, Mißbräuche, Gräuel, welche die Revolution nach ſich gezogen hat, mit denen die ſie bloß veranlaßt haben, geben daher, wie viel relativen hiſtoriſchen und politiſchen Nutzen ſie auch haben können, den falſcheſten und beſchränkteſten Geſichtspunkt zur abſoluten Kritik der Franzöſiſchen Revolution.

Schriftſteller, welche wie Mounier und Lally-Tolendal zu Anfang der Revolution einen politiſchen Beruf hatten, als moraliſche und vernünftige Weſen nach ihrer Ueberzeugung handelten, und von den Motiven ihrer Handlungen Rechenſchaft ablegen, ſind im Ganzen genommen ehrwürdig; und es iſt bloß ſehr menſchlich an ihnen, wenn ſie nicht immer genau genug unterſcheiden, ob ihre Ueberzeugung eben ſo ſicher und vollkommen der Maaßſtab des Ganzen ſeyn kann, als er der ihrige war. Praktiſchen Staatsmännern, die wie Necker mit beſondrer Sachkenntniß in das Innere der Verfaſſungen dringen, und ſich die Mühe nicht gereuen laſſen, Wahrheiten zu predigen, die erſt in glücklicheren Zeiten ihre Stelle finden könnten, darf der Lohn ihrer ſchätzbaren Arbeiten nicht geſchmälert wer-

werden, wenn ſie auch in ihrer eignen Laufbahn Blößen gegeben und Karakterſchwächen verrathen hätten, welche die Reinheit ihrer jetzigen Abſichten zu verdunkeln im Stande wären. Wer überhaupt, wie z. B. der Deutſche Ueberſetzer von Burke, die Franzöſiſche Revolution und ihre mannichfaltigen Irrthümer als eine ergiebige und gemeinnützige Quelle der Diſkuſſion über den großen Gegenſtand der Staatsglückſeligkeit anſieht und benutzt, verdient ſowohl bey Laien als bey Eingeweihten Aufmerkſamkeit und Dank zu finden, wenn er ſich auch im Ganzen ſo wenig als ſein Urbild aus einem gewiſſen circulus vitioſus herausfindet, der bis jetzt an den meiſten Kritiken der Franzöſiſchen Revolution zu bemerken geweſen iſt. *). Ein Schrift-

*) Es lag nemlich im Weſen der Grundſätze, welche die Franzöſiſchen Reformatoren aufſtellten, ihre Erweislichkeit zu verlieren, ſobald ſie auf eine ſo vielſeitige, bewegliche, lebendige Würklichkeit, wie Staat, Volk, Menſch, aus der ſie urſprünglich abſtrahirt waren, zurück angewandt wurden. Da es aber keine Revolution ohne Fanatiſmus je gegeben hat noch geben kann — zum Beweis diene unter andern die ungeheure Quantität von Fanatiſmus, die ſchon zu einer Gegenrevolution verbraucht worden iſt — ſo hat die vernünftige Erörterung von Vernunftbegriffen, welche als Gegenſtand des Fanatiſmus der Franzöſiſchen Revolution, ihre Natur verändern und Gefühle werden mußten, immer ſelbſt, und faſt in gleichem Verhältniß, ſo viel praktiſch falſches, als ſie an dieſen Begriffen erweiſt. Wenn man wider das Innere dieſer abſtrakten Begriffe raiſonnirt, um die Unmöglichkeit ihrer Anwendung darzuthun, und dagegen, wozu es auf dieſer Spur des politiſchen Raiſonnements meiſtens kömmt, das Poſitive vorhandner Verfaſſungen zum Abſtrakten erhebt, ſo giebt man ſeinen beſten Vortheil aus den Händen, und geräth in einen unentrinnbaren Zirkel, weil es ja der Zweck und der Geiſt der Revolution geweſen iſt, ein gewiſſes beſtimmtes Abſtraktum zum Poſitiven heraufwachſen zu laſſen. Wir wiſſen wenige von dieſen Raiſonnements, ſobald ſie nur redlich ſind — ein Umſtand auf welchen gegenwärtig ſehr viel ankömmt — die gegen die Note in Kants Religion inner-

Schriftſteller aber, deſſen ganzer Beruf der Dünkel ſeiner vorſetzlichen Ignoranz alles deſſen was Leidenſchaft, Geiſt oder Kraft an Menſchen und Dingen heißt, zu ſeyn ſcheint; der mit dem unwürdigen Unternehmen umgeht, den Schleier welchen das Unglück der Zeiten hier und da über die noch vor wenigen Jahren faſt unverhüllte Bildſäule der Vernunft werfen mußte, für einen eſſentiellen Theil dieſer Bildſäule auszugeben; der eine Revolution, die ſich unmittelbar an einen fürchterlichen Krieg angeknüpft hat, mit der ſtarren und düſtern Beſchränktheit eines Schulmeiſters betrachtet; der den Enthuſiasmus, welcher jeder Revolution eigen war, und in England einſt auf religiöſe Gegenſtände fiel, in Frankreich jetzt politiſche betrift, bald für nichts rechnet bald mit Maaß und Gewicht verfolgt; deſſen Raiſonnement und Methode ein Gemiſch von ſeynſollender mathematiſcher Bündigkeit und von geſchwätziger Konvenienzweisheit, von ſcheinbarer kühler Ueberlegenheit und von rückſichtsvoller Bitterkeit iſt; deſſen ganzes Werk hauptſächlich beſtimmt ſeyn muß, den ſtillſchweigenden Beweis zu führen, daß die Franzöſiſche Revolution eigentlich gar keine Revolution ſey — ein ſolcher Schriftſteller kann zu allem in der Welt eher als zum politiſchen Schriftſteller taugen.

innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 274. in irgend einer praktiſchen oder theoretiſchen Beziehung Stand halten dürften, und zu der edeln Einfalt jener Worte eines wahren Weiſen, läßt ſich ſchwerlich eine Bekräftigung hinzuſetzen.

Ende.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06548 4209
A 535421
Digitized by Google

Digitized by Google